Var. 341º/8

Y Var. 341² 68

# Blätter für höhere Wahrheit.

Aus ältern und neuern Handschriften

und seltenen Büchern.

Mit besonderer Rücksicht auf Magnetismus.

Herausgegeben

von

Johann Friedrich von Meyer,

Dr. d. Th.

Achte Sammlung.

8

Frankfurt am Mayn.

Verlag der J. C. Hermannschen Buchhandlung.

1827.

= Var. 584 75 B 5
23643/159

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Blätter

für

# höhere Wahrheit.

---

Bayerische Staatsbibliothek München

I.

# Die Hieroglyphen.

Geist.

Was siehst du, Seele?

Seele.

Nebel seh' ich mit goldnem Saum,
Und hinter ihren lichten Falten
Gemäuer verziert mit Wundergestalten,
Wie Abenteuer geschaffen vom Traum.
Hier wird ein Widderkönig erblickt;
Hier läßt ein Falkenmann sich schauen.
Sie haben die Mutter Natur zerhauen,
Und anders wieder zusammengestückt.
Vom Nil zum Ganges und Euphrat hin,
Und bis zu des Nordens Eispalästen,
Die Schlangenwege der Fabel ziehn,
Mit Ungeheuern und seltsamen Festen.

Geist.

Es war der Weisheit Kinderspiel;
Thorheit und Unheil ward sein Ziel.

Seele.

Nur dort auf Hellas lieblichen Fluren
Spricht eine selige Götterwelt
Mitfühlend aus menschlichen Naturen,
Hoch über die irdische Schwachheit gestellt.

Geist.

Verfange dich nicht; sie zieht dich nieder.
Kurz ist die Freude des Morgenroths.
Flach wurden die Bilder, und eitel die Lieder.
Die holdeste Jugend ist Hülle des Tods.

Seele.

Doch was zeigt sich auf Morija's Hügel?
Keine sinnentäuschende Gestalt;
Cherubim entfalten ihre Flügel,
Die ein hehrer Lichtglanz überwallt.
Durch zwey Säulen bin ich eingegangen,
Zehnmal sieben Flämmlein leuchten hier,
Und von Licht und Weihrauchduft umfangen
Sink' ich betend in des Innern Thür.

Geist.

Kühner schwing dich auf den Cherubsflügeln,
Die des Geistes Lebenshauch durchweht,
In dem Lichtstrom zu den ew'gen Hügeln,
Wo des Tempels dauernd Urbild steht.

Seele.

Herrlich! herrlich! klare Flammen brennen
Vor des Thrones Regenbogenpracht,
Und ein Bild, das keine Lippen nennen,
Herrscht im Herzen hier der Wetternacht.
Aber sieh! es steigt gleich Menschenkindern
Von dem Stuhl herab ins Thal der Zeit.
Kann ein Mensch der Menschheit Jammer lindern,
Dieser wandelt ihn in Seligkeit!
Ach! er sinkt in Dunkelheit und Plagen,
In Vernichtung, der mir Leben gab;
Der Gerechte wird ans Kreuz geschlagen;
Doch den Tod verklärt sein leeres Grab.
Wie? er hebt mich auf zur Erdenferne,
In ein sanftes Meer von Glanz empor?
Unter meinen Füßen wandeln Sterne,
Und geöffnet ist des Himmels Thor.
Segnend hat er sich hineingeschwungen;
Dort im Strahl seh' ich drey Ringe glühn
Unzertrennlich unter sich verschlungen —
Ich erblind' und sterb' in Ohnmacht hin.

Geist.

Was du sahst, bewahr' in frommem Herzen;
Mehr noch zeigt dir dein entschwundner Freund,
Einst wann Wonne strahlet ohne Schmerzen,
Wann die Wahrheit ohne Decke scheint.

## II.

# Wahrnehmungen einer Seherin.

### V o r e r i n n e r u n g.

Alles was wir liefern, kann für sich gelesen werden, und wir sind sehr der Sitte abgeneigt, ohne Noth Schriften abzubrechen und Fortsetzungen zu verheissen. Die folgenden Zahlen der Abschnitte beziehen sich zwar auf frühere, doch bildet selbst jeder Abschnitt ein Ganzes. Gleichwohl müssen wir wünschen, daß man das Vorhergehende kennen möge, weil wir nicht wiederholen können, was vorhin im Text oder in den Noten ausgesprochen ist, und zum bessern Verständniß beytragen wird. Man gehe also zurück auf die siebente Blättersammlung. Uebrigens haben wir hier öfters Zusätze, welche die Seherin außer dem Zusammenhang macht, und die sich gewöhnlich auf ihre Person beziehen, in die Noten aufgenommen; auch im Original sind sie von dem übrigen Text abgesondert.

## Fünfzehnter Abschnitt.

Das Wort lag von Ewigkeit in Gott; die Erde, die Materie, ist in Gott gelegenes Wort, ist Sprache, die sich zu seiner Zeit geäußert hat; sie ist ein Bild, eine Aeußerung des Geistes, nicht der Geist selbst. Wasser, Feuer ꝛc. gehören zur Materie und sind in Gott, aber nicht so, wie wir sie sehen; sie sind ein schwacher Abdruck dessen, was in Gott ist*). — Die Materie hat Wind und Feuer in sich, diese aber sind höher, feiner, geistiger, als die Materie; doch sind sie nicht wie unser Geist; geistige Wesen sind ein Bild dessen, was im Geiste Gottes ist. Die Materie ist ein Ausfluß des Allmachtswindes Gottes. Im Anfang hat das Wort die Erde gegründet, und Alles gemacht, was gemacht ist. Dieß Wort aber ist in Gott**).

*) Z. B. die Erde hat die Eigenschaft der Dauer oder Beständigkeit, die ursprünglich in Gott liegt. In Gott ist nicht nur Fels, sondern er selbst heißt Fels. Vg. Blätter 7. Samml. S. 376.

**) Das urwesentliche Wort, welches Gott ist (Joh. 1), sprach (1 Mos. 1), und das von ihm ausgesprochene, folglich in ihm gelegene Wort, welches zugleich der

Die Erde, die Materie, lag im Schöpfungsvermögen Gottes; der Aeußerung dieses Vermögens hat Gott Eigenschaften beygelegt, die aber nicht mehr sind, wie sie vormals waren, Ausflüsse göttlicher Eigenschaften, nicht die göttlichen Eigenschaften selbst. In der Verklärung nimmt die Schöpfung den Geist Gottes wieder an. Zwar sehen wir dann den Geist nicht, aber wir erkennen ihn in seinen Werken. Christus selbst nimmt dann etwas von ihm selbst Erschaffenes an, damit er uns sichtbar werde*).

Alles was auf der Erde ist, ist ein, wiewohl schwacher Abdruck dessen, was in Gott ist; z. B. Feuer ist eine Eigenschaft der Erde, und diese hat ihr Daseyn einer im Geiste Gottes liegenden ähnlichen Eigenschaft zu verdanken. Daher darf man annehmen, daß Gott durch die vom Sichtbaren entlehnten Bilder, wenn es z. B. heißt: Seine Augen sind wie

---

Allmachtswind Gottes ist (ebendas.), hat Alles gemacht. Man verstehe nur stufenweise, so wird Wort, Geist, Wind ꝛc. deutlich seyn. Vg. Blätter 7. Samml. S. 192. 193. Die Seherin setzt hier noch hinzu: »So lange ich dergleichen Wahrnehmungen in mir behalte, sind sie Geist, durch die Mittheilung aber werden sie gleichsam Materie.«

*) Zusatz der Seherin: »Die Worte kann ich wohl mittheilen, den Geist aber muß man selbst suchen.«

Feuerflammen, oder wenn vom Schwerte Gottes die Rede ist, irgend eine in ihm liegende Eigenschaft ausdrückt. Solcher Bilder und Abdrücke der göttlichen Eigenschaften, wodurch Gott zu uns redet, sollen wir uns wie eines Sehrohrs bedienen; wir sollen dadurchblicken und Gott schauen.

Wort ist allenthalben Leben mittheilende Liebe; im Worte selbst ist nichts als Liebe und Erhaltung. Im Feuer ist Gerechtigkeit, die die Liebe trägt, und sie da schützt, wo sie durch Geschöpfe gleichsam Noth leiden könnte. Im Winde ist, gleichwie im Feuer, auch Gerechtigkeit; er zerstört, was sowohl in der leblosen Natur, als in uns, nicht mit der Liebe und dem Leben, was nicht mit dem Worte harmonirt. Die Gerechtigkeit auf Sinai legte Fluch auf Alles, was nicht mit der Liebe übereinstimmt, und solcher Fluch wurde mittelst der Elemente bekannt gemacht *).

Wort ist auch Schöpfung; in dieß Wort wurde der Geist der Schöpfung, wurde Leben gebracht. Daraus darf man nicht folgern, daß eins von beyden, das Wort oder der Geist, vollkommner sey als das

*) Vg. 5 Mos. 33, das Ende des 2. u. den Anfang des 3. Verses.

andre; beyde äußerten sich gemeinschaftlich *). Wort ist Abdruck, die Schöpfung ist Sprache Gottes.

Körper und Seele sind auf gewisse Weise sichtbar geschaffen, und der Geist Gottes hat Leben in uns gebracht. Gott in seinen Offenbarungen mußte sich nach den Begriffen, deren der Mensch fähig ist, richten; daher konnte er, um verständlich zu werden, sich nicht anders ausdrücken, als geschehen ist. Wir müssen Gott um den Geist bitten, auf daß der unser Verständniß eröffne. — In Gott ist das Wort. Schöpfung ist die vervielfältigte Sprache Gottes; sie ist der Abdruck vom Wort, und das Wort ist Gott selbst; die Schöpfung ist gleichsam die Seele vom Wort. Unter Wort muß man das Vermögen zu schaffen alles das, was geschaffen ist, und Liebe und Leben Allen mitzutheilen, verstehen. Da aber die ganze Schöpfung Sprache Gottes ist, so hat sich Gott durch den Geist der Weissagung W o r t benennen lassen.

Die Schöpfung ist die Seele der Kraft zu schaffen, die in Gott liegt **). Den Geist, das Leben,

*) Ueber den zusammenwirkenden Dualismus ist öfter geredet.

**) Anmerkung der Urschrift: »Gleichwie unser Geist sich nur durch die Seele mittheilen kann, so kann auch der Geist Gottes oder die Kraft zu schaffen, die

können wir nicht sehen, aber wohl dessen Wirkung. Da nun Gott für die, in Rücksicht auf Materie und Seele mit uns verwandte Erde Menschen erschaffen hat, so mußte er sie mit der Seele begaben, damit sie gewahr werden könnten, was in der Welt ist. Zudem aber hat Gott ihnen das Vermögen, den Geist, gegeben, sich dem Geist, aus dem sie entstanden sind, wieder zu nähern. — Der Mensch sogar hat Kraft, das, was er macht, auf verschiedene Weise zu machen; so auch Gott. — Da die Materie nicht von sich selbst ist, und auch nicht so ist, wie sie sich uns darstellt, so kann sie auch dermaßen verändert werden, daß sie sich dem Geiste, der sie erschaffen hat, wieder zu nähern vermag; die ihr zugetheilten Eigenschaften können ihr wieder genommen werden; auch sie wird einst seyn, wie wir seyn werden, feiner und leichter wie sie jetzt ist; sie nimmt die ihr ursprünglichen Eigenschaften wieder an; denn Gott oder die Liebe, die Kraft der Schöpfung, hat die gesunkene Schöpfung wieder aufgehoben.

Christus hat Materie und auch eine Seele an

---

in Gott ist, sich bloß durch Schöpfungen bekannt machen; daher wird die Schöpfung die Seele der Schöpfungskraft genannt.»

sich genommen. Christus, die Gerechtigkeit, hat abgethan, und Christus, die Erlösung, die Liebe, hat wieder erschaffen. Alles was Christus in der Schöpfung gethan hat, war Seele, aber in Allem was er gethan und gesagt hat, war Geist; daher sagt er auch zu seinen Jüngern: Ihr verstehet mich nicht, der Geist aber wird es euch lehren. Diesen Geist finden wir nicht, wenn wir nicht Gott darum bitten *).

Ohne den Geist können wir nichts verstehen, selbst die Welt nicht; denn auch sie ist durch den Geist erschaffen. Nur da, als die Jünger den Geist erhielten, konnten sie den Tod Jesu begreifen. Der Geist kam auf Alle, aber jetzt bemerken ihn nicht Alle. Die Jünger erhielten dabey besondere Gaben; durch ihre Worte floß der Geist zugleich auf Alle, die sie hörten. Wir bekommen jetzt den Geist nicht auf eine so außerordentliche Art. — Im Geist liegt alle Glückseligkeit der Geschöpfe.

---

*) Zusatz der Seherin: »Ich weiß nicht, oder doch nur zum Theil, warum ich dergleichen Wahrnehmungen habe; es wird mir bange dabey, weil mich das verpflichtet, Gott in Allem, einen Abdruck der Eigenschaften Gottes in Allem zu finden. In der Offenbarung bemerke ich das tiefe Meer der Liebe Gottes; im Vergleich mit dem, was Gott gethan har, komme ich mir vor wie ein Staub.«

Allem was in der Natur ist, Pflanzen, Thieren 2c. hat das Leben eine von andern verschiedene Eigenschaft oder Kraft mitgetheilt, so daß jedes Thier nach seiner Art, und jede Pflanze, eine Kraft, ein Vermögen hat, das andre Thiere oder Pflanzen nicht haben. Dem Menschen ist eine vorzügliche Kraft verliehen worden, obgleich dem Anschein nach dessen sichtbare Kraft geringer als jene der Thiere ist. Jedes Element, Feuer, Erde, Luft, Wasser, hat seine besondere Kraft; aber alle haben sie von dem Leben in der Natur, das in Alles wirkt. Die Kräfte in der Natur, wie wir sie in ihren Wirkungen wahrnehmen, hören gewissermaßen auf, nehmen aber in der Zukunft etwas Unvergängliches an. In der Verklärung sind ihre Wirkungen, die jetzt veränderlich sind, unveränderlich; auf gleiche Weise legen auch wir, mit dem Uebrigen, was hier einer Veränderung unterworfen ist, das Veränderliche ab, und nehmen den ewigen Körper an, den wir gewissermaßen schon hier im Entstehen bekommen.

## Sechzehnter Abschnitt.

Wer nützliche Kenntnisse sammeln will, der muß ein stiller und ruhiger Beobachter seyn. Wissenschaften, die bloß unserm Gedächtniß eingeprägt werden, und die wir nicht durch eigne Erfahrung erlangen, bedeuten wenig; das was mir durch eigene Erfahrung zu Theil wird, ist Kenntniß. Wenn der Mensch sich Gotte ganz übergibt, und das, was Gott über ihn ergehen läßt, in Vertrauen und Geduld annimmt, so entwickelt sich sein Geist, er erlangt hellere Aussichten, und er sieht Ordnung in der Regierung Gottes, und Einheit in der Mannigfaltigkeit und anscheinenden Abänderung. Das Vergnügen, das ihm dadurch zu Theil wird, erstreckt sich selbst auf seine Sinne. — *Könnten Sie dort hinblicken*, und sehen was vermöge der Einsichten des Geistes uns unsere Sinne gewähren, Sie würden erstaunen; da bemerkt man, wie sich das, was uns hier unangenehm ist, verändert, und durch den Geist angenehm wird. Der Verständige übersieht die Leiden dieser Welt, er erträgt sie willig, und weiß das Leid, das ihm zustößt, in Freude zu verkehren.

Unbegreiflich scheint es, daß Gott seine Geschöpfe leiden sieht und ihre Uebel nicht aufhebt; aber wer

die geheimen Wege und Absichten Gottes kennt, der begreift es leicht, und hat Kraft seine Leiden zu ertragen. Ich weiß wohl, was die Vernunft dagegen einwendet, das macht mich aber nicht irre; ich weiß was daran ist, und nehme meine Leiden gern auf mich; sie sind mir willkommen, indem dadurch mein Geist dahin gelangt, wohin er gelangen soll, und wohin er zu gelangen wünscht *).

Verschiedene Menschen, so wie verschiedene Nationen, haben besondre Charaktere und Kräfte, die aber alle aus einer einzigen Kraft entspringen **). — Der Eine glaubt mehr zu leiden als ein Anderer, aber Jedermann hat seine Leiden; denn ein Jeglicher soll, wie jede Nation, an dem Leiden Theil haben. Man rühme sich nicht als Christ geboren zu seyn, während so viele Andre im Heidenthum geboren sind; von dem Christen wird mehr ***) als von den Heiden gefordert.

Der Vernunft nach ist Alles ungleich ausgetheilt, dem Geist oder Verstande nach aber nicht; um dessen

---

*) Das Leiden dient wechselsweise zur Läuterung der Seele und zur Verständigung des Geistes.

**) Hier fehlt nach dem Zusammenhang: sie haben auch besondere Leiden; und man kann hinzusetzen: die alle einerley Grund haben.

***) Besonders auch mehr Leiden.

Erleuchtung müssen wir daher Gott bitten. Weder Gott noch der Mensch kann dafür*), daß die Menschheit leidet. Es hat mit dem Leiden eine Bewandtniß, die aufgehoben, und durch deren Aufhebung alles Leiden in Freude verwandelt werden kann. Dieß zu fassen, muß man den Geist davon haben; den hat nicht ein Jeder, aber auch das soll uns nicht bekümmern, denn auch das ist gut. — Könnte ich meine Leiden aufheben, was ich nicht kann, so würde ich nicht allein Andern, sondern auch mir selbst dadurch schaden. Der Mensch sucht immer die Bahn, die er zu laufen hat, zu verbessern, und sein Unvermögen dazu macht ihn unruhig. Man überlasse sich Gott, alsdann erhält man Aufschluß über Vieles. Aendern kann man freylich sein Schicksal nicht, aber man kann sich Ruhe verschaffen. Zwar gelangt man dazu nicht sogleich; erhielten wir sie geschwind und ohne Mühe, so wäre sie uns minder angenehm, und wir könnten sie alsdann nicht als unser Eigenthum ansehen. Sie kommt nach und nach, so wie der Mensch selbst nach und nach entsteht, und allmählig wächst, bis er ein vollständiger Mensch wird. — Ich erfahre gewiß was

*) Kann es fürerst nicht ändern.

Leiden ist, ich sehe aber dabey Manches, was ich ohne meine Leiden nicht gesehen hätte.

Die Unruhe des Menschen entsteht aus dem Mangel an Erkenntniß. Je ruhiger der Mensch ist, desto mehr lernt er die Wege Gottes verstehen. Zwar erfährt er nicht Alles, aber er sieht doch einigermaßen, wie Eins mit dem Andern zusammenhängt, was dieses oder jenes bewirken, welche Wendung es nehmen kann. Jeder Mangel, den wir spüren, gibt, falls wir ihn recht zu beurtheilen wissen, Anlaß zu irgend einer Besserung und Erkenntniß; er erweckt in uns einen Hunger nach dem, was ewig bleibt. Da wir durchaus Mangel an Erkenntniß haben, so ist nichts natürlicher, als daß wir leiden. Fühlte der Mensch keine Leiden, so wäre er unwissender als das Thier; denn alle seine Neigungen gingen alsdann auf das, was nicht gut ist, und sein Geist bliebe ohne die gehörige Thätigkeit. Die Leiden nöthigen den Geist, sich an das zu halten, was gut ist; und folgt der Geist dieser Einladung, so erreicht er was er erreichen soll. Nimmt der Mensch das, was ihm hier angeboten wird, an, so handelt er als ein freyer Mensch zu seinem Glück; nimmt er es nicht an, so handelt er als ein freyer Mensch zu seinem Unglück. Der Mensch kann nichts erschaffen, folglich kann er sich

auch nicht die Bahn erschaffen, die er zu laufen hat; er gehe sie geduldig, und es wird ihm Nutzen bringen.

Unsere Seele kann man mit der Luft der Erde, und unsern Geist mit dem Lichte, das sie erhellt, vergleichen. Die Seele sammelt mit großer Behendigkeit, kann von manchen Dingen lichte Begriffe bekommen, und kann, wenn uns Gott die Kraft dazu verleiht, gewiß und bestimmt wahrnehmen; indessen ohne solche Kraft sammelt sie nicht immer Wahrheiten, sondern auch Irrwische. — Wir kennen schon sehr viel Dinge auf dieser Welt; aber das, was uns und den Dingen außer uns Daseyn gibt, kennen wir nicht. Gelangt der Mensch dazu, das Wesen, die unsichtbaren Kräfte von Allem zu kennen, so kann er zwar noch zuweilen durch das Dunkle, das in der menschlichen Seele ist, hingerissen werden, aber es wird ihm nicht mehr so schwer das Wolkichte derselben zu zerstreuen. — Der Mensch im geistigen Sinn (der innere Mensch) ist gleich der Natur, wie sie sich außer uns zeigt. — Wer sein Inneres kennt, kann zwar bey vorfallenden Widerwärtigkeiten seinen Schmerzen und seiner Traurigkeit nicht sogleich Einhalt thun; aber sein Geist, indem er ihm die Ursachen seiner Leiden angibt, verursacht daß er sie willig tragen, ja sich darüber freuen könne. — Nicht alle

Menschen lernen sich selbst kennen; manche haben keinen Anlaß und folglich auch keine Neigung dazu. — Schlechte Menschen suchen sich zu betäuben, und es gelingt ihnen so, daß sie sich wegen dessen, was in ihrem Innern vorgeht, gar nicht bekümmern. Gute Menschen können sich von dem, was in ihnen vorgeht, nicht immer Rechenschaft geben, und unruhig werden; wenn diese aber den innern Menschen kennen lernen, so wird es immer heller in ihnen, und wenn gleich das Dunkle in ihrer Seele nicht völlig aufgehoben werden kann, so wird es ihnen doch leichter, es zu zerstreuen.

In Allem, im Sichtbaren, in unsern Handlungen, Wissenschaften, Künsten rc. steckt ein gewisser Geist, ein gewisses Leben, eine Kraft, die uns unbekannt ist, und wovon wir nur die Schale, die sichtbaren Wirkungen kennen. Der Geist, diese Hauptkraft, ist immer dieselbe, sie ist, wie alle höhere Wesen, einfach, aber es ist in ihrer Natur, mannigfaltig in ihren Aeußerungen und Wirkungen zu seyn, und das sichtbare Alte durch sichtbares Neues zu ersetzen. Da sich nun das Sichtbare verändert, und wir bloß mit diesem Sichtbaren bekannt sind, so müssen sich auch mit jedem Jahrhundert, so zu sagen, die Meinungen über manche Dinge verändern. Das

gegenwärtig Sichtbare sowohl, als die Begriffe und Kenntnisse, die man davon hat, übertreffen, wie es uns dünkt, die vergangenen; wenn man aber den Charakter der Kenntnisse aller Zeiten untersucht, so wird man finden, daß sie alle eine und eben dieselbe Kraft zum Grunde haben, die sich aber anders in längst verflossenen Zeiten äußerte, als sie in gegenwärtigen thut. — Die Alten, deren äußere Sinne, als Gesicht, Geruch ꝛc. schärfer als die unsrigen waren, machten wenig Fortschritte in den Künsten, aber sie hatten viel Naturkenntniß; das Licht der Natur war ihnen bekannter als es uns ist, jedoch ohne daß sie den Geist, der im Sichtbaren liegt, fanden; sie behandelten Alles mit Kraft, und das, was sie aufzeichneten, war bündig und faßlich, war mehr Natur als Kunst. In den neuern Zeiten befaßt sich der Mensch mehr mit dem Künstlichen und Zierlichen; er ist reicher an Empfindungen als an Kraft; die Energie der Menschheit scheint abgenommen, und deren sichtbare Kräfte scheinen sich vermindert zu haben, dagegen aber äußern sich ihre unsichtbaren Kräfte desto mehr. Zwar ist der Geist, der im Sichtbaren ist, ihr noch wenig bekannt; indessen wird ihr Verständniß dafür immer mehr und mehr entwickelt.

Da wir empfindsamer geworden sind, so glau-

ben wir jetzt den Menschen zu kennen, obgleich wir in dessen Kenntniß nicht weiter sind, als man vor mehrern Jahrhunderten war. Wir werden durch die Verfeinerungen und durch das übliche Ceremoniel dermaßen zerstreut, daß wir uns nur selten von unsern Empfindungen gehörig Rechenschaft geben können.

Alles was Beruf und Wohlstand fordern, darf sich der Mensch erlauben, nur muß er sich nicht zu sehr an das Sichtbare fesseln, sondern vielmehr bey der Benutzung des Sichtbaren in sich und in Gott gekehrt seyn. Da Unruhe im Menschen ist, und er doch eigentlich nicht weiß was er begehrt, wonach er sich sehnt, so muß er desto mehr sich ruhig und stille zu verhalten suchen *); er muß vornehmlich sich hüten, bey dem, was ihn betrifft, oder um ihn vorgeht, sogleich zu urtheilen und zu entscheiden; er muß sich leidentlich verhalten, seiner Vernunft nicht gleich Alles begreiflich machen wollen, mißtrauisch gegen sie seyn, und sie durch den Verstand erleuchten lassen. Alsdann entwickelt sich sein Geist zu deutlichern, hö-

*) Dadurch kommt ihm nicht nur Einsicht, wie das Folgende sagt, sondern auch eine Hülfe, die er nie hätte finden können. Man erwäge diese überaus weise Lehre wohl; sie stimmt überein mit Jesaj. 30, 15.

hern Kenntnissen; er lernt den Geist der unsichtbaren Regierung in sich und außer sich verstehen; seine Unwissenheit, diese Schwere, fält nach und nach ab; es verbreitet sich Ruhe über alle seine Unternehmungen; er handelt alsdann als ein Weiser, und alle seine Handlungen verschaffen sowohl ihm als auch seinen Nebenmenschen größere und wesentlichere Vortheile. Freylich, vollkommen kann der Mensch hienieden nicht werden, auch kann er zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit durch eigene Kraft nie gelangen; nur dem, der ganz Gotte lebt, kann es gelingen.

Alle Menschen handeln mehr durch die Seele als durch den Geist. Allerdings soll der Mensch aus Eigennutz handeln; er soll nämlich seinem Geist Vergnügen gewähren, und Schätze sammeln, die nicht mit ihm verwesen. Hat er Kenntniß und Ueberzeugung von der unsichtbaren Regierung Gottes erlangt, so lehrt er als Gelehrter nicht bloß um sein Brod zu verdienen, sondern um inneres Beste zu befördern; als Richter verwaltet er sein Amt, nicht bloß weil es ihm hier Ehre und Vortheile verschafft, sondern weil er einsieht, daß sein Richteramt in den Zusammenhang der Dinge gehöre; als Handwerker arbeitet er freylich ums Brod, um seine physischen Bedürfnisse befriedigen zu können; aber er schafft auch weil er ein-

sieht, daß seine Arbeit mit zum Ganzen gehört. Der Mensch mag übrigens unternehmen was er will, es kommt nur das dabey heraus, was Gott will, und was dessen Absichten befördert. Dem natürlichen Menschen ist das unbegreiflich, aber es ist wahr und wahrhaftig; und hat man einmal sich davon überzeugt, so handelt man mit mehr Zuversicht, und ist von aller Unruhe befreyt.

---

## Siebenzehnter Abschnitt.

---

Mein Geist sammelt immer; er sucht sich von der Finsterniß und Verwirrung, die ihn drückt, loszureißen; die vielen Worte sind ihm verleidet. — Feuer ist eine Eigenschaft des Geistes; vermöge seines leichten Wesens überschauet und findet er das ihm Aehnliche außer uns; die Schwere aber, die in uns ist, steht ihm im Wege, und hindert ihn, sich so zu äußern, als er seiner Natur nach sich äußern möchte *); er kann sich nicht gehörig mittheilen, nicht verständlich

*) Er hat beständig mit Rauch zu kämpfen; aus fröhlichem Knattern wird Zischen.

machen, weil das, was er mitzutheilen hat, indem er es auszudrücken sucht, von der Schwere in uns annimmt und gleichsam materiel wird. — Bey unserer verfeinerten Sprache kommt nichts heraus; unsere Worte sind wie schöne geschnitzelte Bilder *).

Da wir durch den Geist leben, so reden wir auch vermöge des Geistes; könnten wir unsere Worte sehen, wie wir unsere Gliedmaßen sehen, so würden sie uns als eine Schöpfung im Kleinen vorkommen. Eben so verhält es sich mit der Schöpfung im Ganzen; auch sie ist eine Aeußerung, eine Wirkung des Geistes. Dieß ist leicht zu sagen, aber schwer zu verstehen, so wie leicht zu sagen ist, daß sich das Feuer entflamme, aber schwer zu bestimmen ist, wie das zugehe; die Ursache davon müssen wir im Unsichtbaren suchen **).

Unser Geist vermag nicht etwas zu erschaffen, aber er kann hervorbringen was seiner Natur angemessen ist. Der Ausdruck, die Sprache, ist im Geist, ist ursprünglich geistig; da sie aber durch den Körper geht, um vernehmlich zu werden, so wird sie materiel.

---

*) Und zwar bloße Zierbilder ohne Bedeutung.

**) Im Unsichtbaren liegen alle Grundursachen der sichtbaren Erscheinungen, und die Ursachen, die wir im Sichtbaren selbst nachweisen, sind nur die näheren, nicht die letzten.

Daher geschieht es, daß Jemand etwas sehr Gutes sagen kann, von Andern aber nicht verstanden wird; und umgekehrt kann Jemand sich der besten Ausdrücke bedienen, ohne etwas dabey zu denken, während ein Anderer Kraft und Leben darin findet.

Könnten wir die Sprache des Geistes direct, d. i. ohne daß sie in unsere gewöhnliche materielle Sprache eingekleidet wäre, vernehmen, so würden wir finden, daß sie mit letzterer nichts Aehnliches habe, daß sie höchst einfach und kräftig sey, daß sie nichts Künstliches enthalte, nichts was Andern schwer zu fassen oder gar ganz unbegreiflich scheinen könnte. Der Geist braucht nicht zu suchen, was er sich deutlich machen, was er erkennen will; er braucht nicht nachzudenken, zu rafiniren, denn er erkennt sogleich. Wenn er aber im Menschen sich äußert, so wird seine einfache Erkenntniß durch die Seele, mittelst welcher er sich nur äußern kann, gleichsam zertheilt, sie wird in der Seele vielfach, und diese, die sich besonders auf sinnliche Gegenstände bezieht, rafinirt und schnitzelt sich allerhand Bilder, womit sie sich beschäftigt und belustigt. In der Ewigkeit wird sie nicht seyn wie sie hier ist; dort erhalten die Sinne eine andere Richtung; wie sie hier zu genießen suchen, so genießen sie dort wirklich; zwar gibt es auch da noch Bilder, aber

keine vergängliche, wie die gegenwärtigen, sondern bleibende*).

Unser Geist wird oft durch das Sichtbare, womit sich unsere Seele beschäftigt, betäubt, er ist gleichsam dem Lärmen der Kinder unterworfen, das ihn zu denken, wirksam zu seyn, hindert. Lernt aber der Mensch die Dinge aus ihrem wahren Gesichtspunkt ansehen, so verhält er sich ruhig und stille, und sein Geist steigt dann empor und überwältigt die Sinne. — Wenn die Menschen mehr geistig gesinnt wären, so hörten sie auf so viel zu schwätzen; sie gingen mehr mit sich selbst um, ohne jedoch das Allgemeine, wozu sie beytragen sollen, zu vernachlässigen. Ohne Zweifel soll Einer den Andern belehren, aber nicht durch Worte sondern durch Beyspiele.

Ich nehme eine glückliche Freyheit im Menschen wahr, deren er genießt, wenn er sich selbst kennt.

---

*) Der Geist, je nach der Stufe seiner Hoheit, redet in einfachen, vielumfassenden, ewigen Wörtern und Bildern oder Typen, wie die Natur; in der Bibel ist dieses Geisteswort sehr rein zu finden. In der seelischen Vernunft bricht sich sein Strahl, und je nach dem Grad ihrer Entfernung vom Geist, verirrt sie sich in leeren, bunten Schmuck, und in die Täuschung selbstgemachter Begriffe. Unten ein Mehreres hievon.

Ein Mensch kann freylich dem andern nützen oder schaden, aber nur oberflächlich, und nur auf kurze Zeit; der wahre Nutzen oder Schaden, den ich erhalten kann, hängt von Gottes Willen und von mir selbst ab. Jeder Befehl, jede Forderung die man an mich macht, mag noch so gut seyn, ich kann sie nicht befolgen, wenn ich sie nicht für gut erkenne; erkenne ich sie für gut, so befolge ich sie freywillig, und es wird mir wohl dabey; zwingt man mich sie zu befolgen, so macht man mich zum Sclaven. Die falschen Urtheile der Menschen rühren von der geringen Kenntniß her, die sie von sich selbst und von Andern haben.

Wir haben viel Bücher, die den Geist aufklären sollen; aber es gibt nur ein einziges, das zu dessen Aufklärung dienen kann, die Bibel*). Gott redet mit den Menschen nicht so viel, als diese unter einander reden. Es ist rathsam, über gewisse Dinge nicht viel zu reden, sondern wie Maria die Worte im

*) Dieß mag zur Antwort auf die mißverständliche Frage dienen, ob denn die Reden der neuern und magnetistischen Seher das Bibelwort ersetzen sollen? Unsere Seherin ist weit von dieser Anmaßung entfernt; vielmehr nach der heiligsten und unmittelbarsten Offenbarung müssen jene Reden beleuchtet und gerichtet werden.

Herzen zu behalten, bis wir Aufschluß darüber bekommen. Wir müssen die Zeit geduldig abwarten, wo wir zur Erkenntniß gewisser Wahrheiten gelangen sollen; will man es vor der Zeit zwingen, so geräth man nothwendig auf Irrwege, denn Alles hat seine Ordnung *). Der Geist muß wachsen, sammeln, und zu seiner Zeit ausstreuen. Der Geist des Menschen beträgt sich sanft, wie der Geist außer uns **). Man mache was man wolle, man kann ihn nicht tödten, aber er kann unsere Sinne tödten. Die Seele hingegen ist nicht sanft; sie ist wie ein rauschender Strom, der Dämme durchbricht, während der Geist immer in seiner Fassung bleibt. — Der Geist sieht im Glauben, warum dieses oder jenes geschieht, und macht es unsern Sinnen anschaulich; indem es die Seele empfindet, bemerkt sie doch noch immer das scheinbar Mangelhafte, aber sie wird ruhiger. Um zu solcher Stimmung zu gelangen, müssen wir uns Gotte ganz überlassen.

*) Eine nie genug zu empfehlende Lehre für unsern Vorwitz, mit welchem sich der Mißbegriff vom Genie verbindet. Wir wollen wissen, ehe wir gelernt haben. Der ist weit, welcher stillsteht, wo er nichts weiß. Licht erwarten, ist die rechte Klugheit.

**) Denn er schafft ja, und ist gleichsam selbst, die Besinnung, die Ueberlegung.

## Achtzehnter Abschnitt.

Ein Berg besteht aus einer Menge Sandkörner u. s. w. die ein Ganzes, den Berg nämlich, ausmachen; so besteht auch unsere Erde aus mancherley einzelnen Theilen, so besteht die Welt, die ganze Schöpfung aus einzelnen Dingen, die ein Ganzes bilden. Eben so verhält es sich mit dem Schicksale der Menschen, mit den Führungen Gottes, die auf die Menschheit Bezug haben. Diese bestehen auch aus vielerley Dingen und Vorfällen, die mit einander abwechseln, die wir aber durch die Anwendung, welche wir davon machen, verewigen sollen. Diese auf einander folgenden Vorfälle machen unser Schicksal aus. Sie sind ein Ganzes, wie die Schöpfung, das aber auch, gleichwie die Schöpfung, in einzelnen Theilen nach und nach hervorrückt. Alle Theile der Schöpfung, wenn sie gleich nur einer nach dem andern zum Vorschein kommen, sind zusammenhängend, und jeder Theil trägt zur Vollständigkeit und Vollkommenheit des Ganzen bey. Da sich dieß Ganze nun bloß stückweise und allmählig entwickelt, und da der Mensch das Ganze nicht übersieht noch zu übersehen vermag, so glaubt er immer etwas Neues, etwas Fremdes und mit dem Vorhergegangenen nicht Zusammenhän-

gendes zu entdecken. Eine gleiche Bewandtniß hat es mit seinen Urtheilen über die Führungen Gottes in Rücksicht auf einzelne Menschen, auf Nationen und auf das ganze Menschengeschlecht überhaupt. Da sich deren Schicksale nur stückweise und nach und nach entwickeln, da selbige in gewisse Abschnitte oder Epochen eingetheilt zu seyn scheinen, und die Zeit nur Eins nach dem Andern hervorbringt, und da wir nur einzelne Theile desselben, einen jeden besonders und nicht im Zusammenhange wahrnehmen, so geschieht es, daß Manches davon uns unerhört und auffallend vorkommt, und uns Leiden verursacht. Bleibt aber der Mensch nicht bey dem Einzelnen stehen, und verhält er sich ruhig und gelassen, so lernt er einigermassen das Ganze überschauen, er sieht alle Theile in ihrem Zusammenhang, und bemerkt in der anscheinenden Abänderung und Verwirrung die größte Vollkommenheit. — Wie mit der Schöpfung und wie mit unsern Schicksalen, verhält es sich auch mit der Offenbarung; Gott hat sie gleichsam zergliedert und selbige nach und nach geschehen lassen. Im Unsichtbaren ist es ein Ganzes, im Sichtbaren aber kommt ein Theil nach dem andern hervor *). — Alles in der Welt thut

*) Wer daher den Sinn des Ganzen nicht hat, macht nach seinen sinnlichen (seelischen) Vorstellungen lau-

unmerkliche Fortschritte, Alles verändert sich bis auf die zukünftige allgemeine Veränderung. Nun ist unvermeidlich, daß auf den, der das Ganze nicht übersieht, solche Veränderungen nicht mancherley, theils angenehme theils unangenehme Wirkungen hervorbringen, und daß nicht bey diesem oder jenem Vorfall der Mensch glauben sollte, glücklicher oder unglücklicher geworden zu seyn. Indessen hat der Mensch Unrecht, denn jeder Vorfall ist nur ein einzelner Theil, der zum Ganzen gehört, und jeder Vorfall, was Art er auch sey, bringt uns unserer Bestimmung immer näher; auch ist es unbedachtsam, mehrere derselben Epochen oder Abschnitte zu nennen, indem sie mit dem Vorhergegangenen und Nachfolgenden genau zusammenhängen.

So wie der Mensch, der das Ganze der Schöpfung nicht zu fassen vermag, nur einzelne Theile derselben bemerkt, so machen auch in seinen Augen die verschiedenen Schicksale und Führungen, des Einzelnen sowohl als der ganzen Menschheit, einzelne nicht aneinander hängende Theile aus, wovon der eine ihm wichtiger und vorzüglicher zu seyn scheint als der an-

---

ter Stückwerk daraus, und kann nicht begreifen, wie Andre im Anfang schon das Ende finden u. s. w.

dere. Da das Ganze der Führungen Gottes nur in kleinen Theilen vorrückt, und der Mensch das Ganze nicht zu überschauen vermag, so ist solcher Irrthum beynahe unvermeidlich. Nur Gott überschaut das Ganze.

Es kommt Eins nach dem Andern hervor; das Eine verschwindet, und ein Anderes nimmt dessen Platz ein; so scheint es dem Menschen, im Grund aber vergeht nichts. Das ganze Menschengeschlecht in allen Jahrhunderten sah immer ein und eben dasselbe, aber unter einer andern Gestalt, oder vielmehr mit andern Augen. Was vor mehrern tausend Jahren in der Schöpfung geschah, geschieht noch; da ich es aber in einer spätern Zeit erblicke, so kommt es mir anders vor als denen, die vor mir auf der Welt gewesen sind *). Unsere Voreltern hatten gewisse Vor-

*) Die hier vorgetragene Wahrheit wurde im 4. Abschnitt (7. Samml. S. 53 ꝛc.) einigermaßen von anderer, doch ähnlicher Seite betrachtet. Man denke sich abermals drey Stufen: auf der untersten (sinnlichen) ist Alles neu und Alles veränderlich; auf der folgenden (seelisch-vernünftigen) wird Einheit geahnet, aber unter dem Begriff des Einerley; auf der dritten (geistigen, vor Gott) ist Alles alt und neu zugleich, weil es ewig ist, und sich nur aus dem Eins unter verschiedenen Verhältnissen entwickelt.

theile, wir haben andere*). Mit unsern Gaben, mit unsern Glücksgütern, ist es eben so; kein Menschenalter, keine Nation hat Vorzüge vor der andern, wenn gleich es uns, die wir äußerst kurzsichtig sind, so vorkommt. Auf gleiche Weise hat auch kein Mensch reelle Vorzüge vor dem andern, und ein Mensch ist im Grunde nicht glücklicher oder unglücklicher als der andere. Die Anwendung allein, die man von dem, was uns begegnet, macht, gibt den Vorzug**).

Alles geht der weisen Führung Gottes gemäß; Abänderung findet nicht Statt; wenn wir aber Gott um Gelassenheit, um Ergebung in seinen Willen, um Verstand bitten, so wird Manches in Rücksicht auf uns in so fern abgeändert, daß ich es mit andern Augen ansehe. Ich nehme alsdann die Sache aus ihrem rechten Gesichtspunkte wahr, und bemerke und

*) Beyde aber sind nur Theile von Einem Eigenthum der Menschheit, und werden sich einst in der Erhöhung zusammenfinden.

**) Dieß letzte beweist, daß die Seherin Vorzüge zugibt, aber nur solche, die unvergänglich sind; Alles was in Zeit und Natur beschlossen ist, erscheint ihr nicht als Vorzug. Sie setzt hinzu: »Ein andermal werde ich sagen, was es für eine Bewandtniß mit der Einheit und Gleichheit in unsern Glücksumständen habe. Wir thun wohl es zu glauben, bis wir es vollends verstehen.«

empfinde zugleich dabey die Absichten Gottes. — Bey dem Zwecke, den Gott mit dem Menschen hier auf der Welt hat, durfte er die unangenehmen Folgen des Falles nicht aufheben; denn sonst hätte der Mensch in einem immerwährenden Zwange gelebt, und wir wären immer Kinder geblieben. Gott mußte uns unserer Natur überlassen, sonst war sein Zweck verfehlt. Das Unangenehme unserer Lage ist daher nicht aufgehoben, aber Gott hat solche Veranstaltungen getroffen, daß aus den Schmerzen, die wir hier dulden, etwas Gutes entstehe, daß sie unser Bestes befördern, daß sie das bewirken, was man eine geistige Geburt nennen kann. Gott hat die Leiden nicht gemacht, sondern sie liegen in uns, in unserer jetzigen Natur. Wir haben Ursache, Gott für innere und äußere Schmerzen zu danken. Einzelne Vorfälle können uns immer als höchst verdrießlich und unangenehm vorkommen, doch nur auf kurze Zeit; sie sind wie ein Nebel, der uns hindert, die Sonne zu sehen, den aber der Wind leicht zu zerstreuen vermag.

Die Religion ist noch immer wie sie im Anfang war, und ihr Zweck und Nutzen sind immer dieselben. Ein und eben dieselbe Religion wird im Alten Testament sowohl als im Neuen gelehrt, aber das Ganze der Religion Gottes hat sich nach und nach ge-

offenbart, es haben sich gleichsam Theile von ihr nach und nach geäußert. In verschiedenen Epochen hat sich Gott dem Menschen immer näher bekannt gemacht; solche Epochen waren: die dem Abraham gewährte Verheißung, die Gesetzgebung auf Sinai, die Erbauung des Tempels. Die Geburt Christi war eine Hauptepoche. Gott offenbart sich dem Menschen auch jetzt noch *), aber nicht so sichtbarlich; es geschieht jetzt mehr durch den Geist Gottes, damit wir Sinn für die uns mitgetheilten Offenbarungen bekommen, und durch ihn nicht allein unser Geist, sondern auch unsere Seele erleuchtet werde. Das Eine, was Christus gewirkt hat, hat Einfluß auf die ganze Menschheit; es ist ein Keim, der überall Früchte bringen soll. Man muß sich durch die Benennungen Altes und Neues Testament nicht irre machen lassen; es ist zwar Altes und Neues, aber immer dasselbe**). Die Eigenschaften Gottes sind so groß, daß kein endliches Wesen sie zu begreifen vermag. Da sie nun dem Menschen-

---

*) Joh. 14, 21. Ephes. 1, 17 ꝛc. Was hier und im Folgenden gesagt wird, ist unverkennbar für den, der es erfahren hat, und der es erfahren will; denn wir haben Alle die Verheissung.

**) Jedoch der Art, daß kein Theil neben dem andern zu entbehren ist; s. das Folg.

geschlechte sich offenbaren und bekannt werden sollten, so mußte Gott selbige gleichsam zergliedern, er mußte sie auf gewisse Weise stückweise mittheilen *), damit sie unsern Fähigkeiten angemessener und uns begreiflicher und anschaulicher würden; zuletzt werden sie im Ganzen und in ihrem ganzen Umfange der Menschheit bekannt. Wir Alle, selbst jene unserer Mitbrüder, die sich nicht an das Neue Testament halten, gehören zu denen, die auf dem Berge Zion anbeten. Die Juden wollen nichts Neues, sie wollen noch fortfahren wie Kinder das Alte zu gebrauchen **). — Christus selbst sagt: Ich bringe nichts Neues, sondern das Alte; ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzuheben, sondern zu erfüllen.

Das Rad oder die Kugel der Schicksale der Menschheit hat sich schon weit herumgedreht. Es ist höchst wunderbar, wie Gott so Vieles wirkt, und wie Eins nach dem Andern ans Licht gebracht wird.

---

*) »Gleichsam« — und »auf gewisse Weise« — nicht absolut stückweise; denn im A. T. ist schon wirklich das N. T. im Keim geoffenbart.

**) Oder wollen jetzt etwas noch Neueres, und gerathen damit in etwas ganz Altes und Kindisches, nämlich in die heidnische Moralistik oder weltliche Weisheit, Coloss. 2, 8.

Manche Verheissungen Gottes gehen in Erfüllung ohne daß wir es wahrnehmen *).

Der Mensch muß mit freyem Willen handeln, aber dabey erkennen, daß sein Wille geleitet werden müsse. Finden wir, daß bey dem, was wir für gut angesehen und gewollt haben, nichts herauskommt, und daß es unsern Erwartungen nicht entspricht, so wird unsere Vernunft irre; wenn wir uns aber dem Willen Gottes überlassen, so mag der Erfolg unserer Unternehmungen seyn, welcher er will, er wird uns nie beunruhigen; denn alsdann sind wir überzeugt, daß er, wie er auch ausfallen möge, nicht anders als gut seyn und zu unserm Besten dienen könne.

Gleichwie der Mensch allmählig entsteht und wächst, so rücken auch dessen Schicksale, oder die Führungen Gottes in Rücksicht auf ihn, allmählig hervor. Jeder Wechsel oder Veränderung, die Statt haben, bringen die Menschheit ihrer wahren Größe und Vollkommenheit näher, und machen sie der Annäherung

---

*) Zusatz der Seherin: »Ich will nichts mehr von Gott erbitten, denn er gibt mir immer mehr zu verstehen; nur darum will ich bitten, daß er mich in Allem den Geist, d. i. die unsichtbaren Wirkungen Gottes in Allem, erkennen lehre; denn sonst bin ich nicht glücklich.«

zu Gott fähiger *). Die Fortschritte der Menschheit, so wie der Gang alles dessen, was geschehen soll, sind schnell und langsam zugleich. Die Erde dreht sich mit außerordentlicher Geschwindigkeit um ihre Axe, und doch scheint sie dem, der den Aufgang der Sonne erwartet, sich langsam zu drehen. So kommt auch, unsern Einsichten nach, Alles langsam hervor, obgleich den Absichten Gottes nach äußerst geschwind. So wie eine in die Luft geschossene Kugel ihren gewissen, der Kraft, die sie in Bewegung setzte, angemessenen Lauf nimmt, so nimmt auch Alles in der Welt auf der ihm angewiesenen Bahn seinen Lauf. Der Mensch kann nichts dabey thun, nichts hindern; daher thut er wohl, bey Allem sich ruhig zu verhalten. So lange die Absichten Gottes gleichsam nur stückweise bekannt werden, so lange uns die Offenbarungen Gottes nur als einzelne Theile, deren Zusammenhang wir nicht wahrnehmen, vorkommen, so lange sind

*) Dieses steht nicht im Widerspruch mit dem geweissagten Verderben der letzten Zeiten; denn Alles, auch Lauheit und Indifferentismus, dient indirect zur Beförderung der Absichten Gottes, und je heller das Licht, um so greller daneben der Schatten, bis zur Verklärung, wo nur Farbenbrechung und keine Finsterniß mehr ist.

wir in allen Stücken Veränderungen unterworfen, und Tag und Nacht, Schmerz und Freude, wechseln in uns ab. Ist aber der Zweck, sind aber die Absichten Gottes einmal erreicht, so finden keine Veränderungen, die irgend eine unangenehme Empfindung in uns verursachen könnten, mehr Statt; dann ist ein ewiges Heute, dann rücken wir immer in der Erkenntniß weiter, und finden in alle Ewigkeit Stoff zur Ergötzung; dann ist ein ewiges Einerley, das ist: wir entdecken Eins nach dem Andern, aber wir bemerken zugleich, wie Alles zusammenhängend, wie Alles Eins ist.

## Neunzehnter Abschnitt.

Das was man mit dem Worte Krisis bezeichnet, ist der Zustand der Natur*), und dieser hat von Anfang der Welt an Statt gehabt, und wenn man ihm

*) Nicht nach dem Maaßstab der gemeinen animalischen Natur, für die er unnatürlich ist, und die daher unterworfen dabey ist und im Schlafe liegt, sondern nach dem Maaßstabe der reinern Schöpfung, in die wir seiner Zeit, und zwar zu noch weit höherm Licht, als das anfängliche, wieder eingehn.

als Zustand der Natur ganz getreu bleibt, so wird er auch Zustand der Wahrheit. Es gab Menschen, die vermöge ihres innern Lichts mit wenigen Worten vortreffliche Dinge und große Wahrheiten gesagt haben; deßgleichen gibt es Augenblicke, wo eine in Krisis versetzte Person das Licht in sich wahrnimmt, Gebrauch davon macht, und Wahrheiten entdeckt. Der Magnetismus kann auch als Heilkraft sich über den Körper verbreiten *); denn da der Mensch es nicht immer in seiner Gewalt hat, in dem reinen Zustande der Natur zu verharren, so äußert sich die magnetische Kraft, wenn sie physisch angewendet wird, auch nach den Regeln der physischen Natur.

Je einfacher wir werden, je gelassener ich mich verhalte, desto besser; denn auch in den hellesten Krisen soll man keine Bewunderung erregen wollen; man muß sich hüten, daß nichts Leidenschaftliches sich darein mische, indem es sonst aufhört der reine Zustand der Natur zu seyn, und leicht Irrthum entstehen kann. Natur und Zweck Gottes ist eins **); im Zustande der Natur muß man beydes verbinden, und

*) Merkwürdig erscheint in diesen Worten die körperliche Wirkung als untergeordnet, als bloßer Ausfluß auf das äußere irdische Leben; mehr davon hernach.

**) S. die erste Anmerk. zu diesem Abschn.

sich nicht übereilen; wenn man sich nicht ruhig, erwartend und ohne Eigenwillen dabey verhält, oder wenn man es als etwas Wunderbares anstaunt, so verliert die Sache selbst dabey. — Ich könnte gleich durch . . . . . einen Strich machen; indessen sind . . zu entschuldigen, denn sie wissen es nicht besser *). Das Gekünstelte, was sie bey den Krisen machen oder finden, liegt eben so wenig im Magnetismus, als die Bemerkungen, die sie dabey machen, und die Resultate, die sie daraus ziehen. Der Zustand der Natur verursacht keine Convulsionen; indessen ist es rathsam, daß man Personen, die über die Sache spotten, bey den Krisen nicht gegenwärtig seyn läßt, weil deren Gegenwart die Aeußerung des Lichts in uns hindert. Mittelst ihrer Künsteleyen machen die Magnetisirer Einschränkungen, wodurch denn die Person in Krisis auch eingeschränkt wird; denn eine solche, in dem Zustande, ist äußerst zart und empfindlich, und der Magnetismus, da wo er physisch gebraucht wird, muß nothwendig auf das Physische derselben wirken. — In den . . sucht man gar zu ängstlich zu vermeiden, was

---

*) Das Ausgelassene bezieht sich auf damalige persönliche Verhältnisse und Anstalten; weil es vielleicht noch jetzt verwunden könnte, lassen wir es weg.

nach der Meinung des Magnetisirers hindern könnte; man ist gar zu furchtsam, man glaubt z. B. daß ein Schall, daß eine unbedeutende Kleinigkeit, Schaden bringe. Der Magnetisirer führt gleichsam eine Art von Gebäude, von Festung, um die Person her, in welcher sie ruhen soll; dieß ist unnöthig; indessen, da man bey verschiedenen Personen bemerkt hat, daß ein Schall, ein Geräusch, ihnen unangenehme Empfindungen verursacht hat, so schließt man daraus, daß die Vermeidung desselben beym Magnetisiren unausbleiblich nothwendig sey, und daß ohne eine besondere ängstliche Vorsorge eine in Krisis versetzte Person leiden müsse, und die Krisis nicht befördert werden könne. Man gewöhnt den Körper der Krisiaken um desto leichter an solche Vorsorge, da derselbe während der Krisis äußerst leicht annimmt; und daher geschieht es, daß bey den Meisten darauf Bezug habende ähnliche Phänomene Statt finden, um so mehr, da die Personen, die in Krisis versetzt werden, Patienten, und folglich schon an und für sich empfindlich sind. Inzwischen soll man bey den Bewegungen, die man in ihnen hervorbringt, nie heftig sondern sanft verfahren. Man muß sich immer nach der Beschaffenheit der Umstände richten. Die Natur, so wie die Wahrheit, ist einfach; wir aber sind für das Man-

nigfaltige, und statt auf die Kraft, die sich äußert, und Phänomene der Art hervorbringt, zu merken, bleiben wir bey den Phänomenen selbst stehen, und halten uns bloß an das was wir wahrnehmen. Die magnetische Kraft ist eine in uns liegende aber uns unbekannte Kraft, die sich, nach der Art, wie wir sie benutzen, physisch äußert, und physische und geistige Wirkungen hervorbringen kann.

Es kann geschehen, daß wenn ein Krisiake das wahre Licht in sich wahrnimmt, manches Auffallende, Bewundernswürdige dabey herauskommt; indessen muß ein solcher doch der Natur völlig getreu bleiben, damit das Künstliche, das Bewundernswürdige der Krise den Anwesenden nicht zu auffallend vorkomme; er muß ganz einfach und natürlich dabey zu Werke gehn, und verhüten daß man nicht darüber staune. Wo wahre Natur ist, herrscht Kunst, aber eine verständige, wesentliche Kunst, mit welcher man nicht wie die Kinder spielen soll *).

---

*) Die Natur ist selbst die größte Künstlerin; des Menschen wahre Kunst ist, in seinen Hervorbringungen den Wegen der Natur zu folgen, und die Natur in Stand zu setzen, ihr Kunstvermögen zu äußern. So schon im Acker- und Pflanzenbau. Dieß geht sogar in die plastische Kunst über, wo der Mensch das

Das was wir Magnetismus nennen, existirte immer, aber ohne diesen Namen zu führen. Da in der gegenwärtigen Zeit äußere körperliche Empfindungen dadurch erregt werden, so macht er viel Aufsehens. Entdeckungen, die im Aeußerlichen gemacht werden, geben zu vielem Räsonniren und Rafiniren Anlaß, und ermuntern uns zur Thätigkeit. Bey geistigen Entdeckungen und Wahrnehmungen hingegen, sie mögen uns auch noch so angenehm seyn, verhält man sich ruhig. Man ist, ohne durch das innere Licht darauf geführt zu werden, physisch auf den Magnetismus verfallen; auch hat man bloß die Aeusserungen und Wirkungen, nicht aber das Licht oder die wirkende Kraft kennen lernen. Das innere Licht ist immer dasselbe, aber dessen Aeusserungen und Wirkungen, da wo es auf Erkenntniß der Wahrheit ankommt, leiden Veränderung; es ist im Grunde immer das Alte, dem Menschen aber scheint es neu; das kommt auf den Zeitpunkt an, in welchem er es sieht. Dieß Licht hat Bezug auf Wahrheiten allerley Art, nicht

---

merkwürdige Vermögen hat, die Natur in ihren erhöheten Begriff hinein, gleichsam prophetisch zu verfolgen, indem er sie im sogenannten Ideal zeigt, welches nur eine wahrere, vom Niedern und Zufälligen befreyte Natur ist.

allein auf geistige, sondern auch physische, und auf menschliche Wissenschaften und Kenntnisse. Es hat Menschen gegeben, die, ohne es zu kennen, durch dieß Licht vielbedeutende Reden geführt haben, wie z. B. Kaiphas, da er sagte: »Es ist besser daß Einer sterbe, denn daß das ganze Volk verderbe»*). Jeder Mensch, der Heide sowohl als der Christ, hat dieses Licht, und Viele der erstern haben diesem Lichte ihre schönen Sittensprüche zu danken.**) — Sucht der

---

*) Kaiphas weissagte (sprach höhere Wahrheit aus) weil er damals Hoherpriester war (Joh. 11, 51), d. i. mit diesem Amt war eine gewisse Entwickelung des innern Lichts verbunden, die bis zur klärern und bewußten Erleuchtung des h. Geistes steigen konnte, wenn der Beamte deren fähig war, wie ein Samuel und andre Propheten. Kaiphas wußte nicht um den Sinn seiner Rede. Diese Betrachtung führt sehr weit. Vg. Blätter 6. Samml. S. 308. 311. 312. 314. Alles Licht kommt aus Einer Lichtquelle, es ist oder bleibt aber nicht allerwärts unmittelbar. Wenn sich der Wiederschein (Reflex) mit dem Urlicht vereinigt, und in der Maaße, als er es thut, ist hohe Weissagung vorhanden. Manchmal schiebt sich auch bey den unmittelbar Begabten die Wolke der Ichheit dazwischen.

**) Der Christ hat auf Weissagung wie auf Heiligung, nämlich auf den h. Geist, einen rechtsgültigen Anspruch geschenkt erhalten, benutzt ihn aber oft schlechter, als der Besitzer des bloßen Wiederscheins dessen

Mensch Wahrheit, so findet er sie für sich; erfordern es Zeit und Umstände, daß gewisse Wahrheiten bekannt werden, so werden sie irgend Einem verliehen, nicht bloß zu seinem, sondern auch zu Andrer Besten; und in dem Fall muß ein solcher sie in Demuth annehmen, und nicht stolz darauf seyn. Kaiphas redete Wahrheit, aber er verstand nicht was er sagte; er verband damit einen politischen Begriff. Unser Licht ist in der Hand Gottes; diese verfährt damit je nachdem die *Zeiten* sind. — Die Natur in uns und außer uns ist so einfach, daß wir bey den vervielfältigten Dingen, womit wir uns abgeben, sie nicht erkennen können; auch vermag der Mensch die Wahrheit nicht aus eigner Kraft zu finden *).

Was ich vom Magnetismus gesagt habe, müssen wir für *uns behalten* **); unsere Mitbrüder wollen

---

Schimmer benutzt. — Auch im Magnetismus leuchtet zunächst nur der menschliche Wiederschein, d. i. das Naturlicht, kann sich aber bey Christen leicht mit dem Urlicht verbinden.

*) Zusatz der Seherin: »Ich bitte Gott nicht, daß er mir Etwas, das Bewunderung und Aufsehen erregen kann, verleihen möge; denn sonst würde ich die Gabe, die er mir verliehen hat, verlieren.«

**) Man bedenke, daß dieß vor 37 Jahren (1788) gesprochen ist, und vergleiche damit, was sie von dem verschiedenen Zeitbedarf sagt.

auch das Gute, sie haben aber keine Kenntniß von der Sache, und das ist nicht ihre Schuld. Der Charakter der jetztlebenden Menschen ist zum Theil Ursache, daß jene sich dabey benehmen, wie sie thun. — Es ist mit dem Magnetismus, wie ich vormals gesagt habe; was ich jetzt hinzusetze, soll bloß dienen die Sache deutlicher zu machen; er hat auch Bezug auf das Physische; im Ganzen aber müssen wir ihn als eine Kraft ansehen, die unter der Regierung Gottes steht, und deren Wirkungen von Gott abhängen. Thut das der Magnetisirer, so kann er ruhig und gelassen seyn. Dagegen ist es gewiß, daß sobald sich, es sey nun von Seiten des Magnetisirers oder der Krisiaken, Leidenschaften darein mischen, letztere weder Ruhe noch Erkenntniß in ihren Krisen haben kann.

Ohne Zweifel können gewisse Ceremonien beym Magnetisiren, wie beym Gottesdienst, uns erheben, aber sie können auch die zur Sache erforderliche Stimmung verhindern; zu einer Zeit finden wir Geschmack daran, zu einer andern bringen sie uns aus unserer Fassung; unser Geist und Seele *) lieben mehr das Na-

*) Auch die Seele, wenn sie ihr wahres Bedürfniß erkannt hat und geistlich geworden, obwohl sie die Quelle der Mannigfaltigkeit, das Prisma der Vielfarbigkeit ist.

türliche, das Einfache; dieß befördert mehr gleichartige Wirkungen. — Man mache sich nicht zum Gesetz, sich vor dem Magnetisiren sammeln zu wollen — der Verständige ist nie zerstreut, sondern immer gesammelt — oder zu beten. Freylich ist das Gebet unserm Geiste zuträglich, aber man soll sich nicht daran binden. Will ich durchaus beten, zu einer bestimmten Stunde beten, so kann es seyn, daß ich in der Stunde fähig dazu bin, aber es kann auch seyn, daß zu der Zeit meine Seele sich lieber ruhig verhält und nicht beten mag. Macht man es sich nun zum Gesetz, und findet man sich dazu zu träge, so wird man unruhig, und man macht sich Vorwürfe, daß man nicht beten kann, oder nicht gebetet hat. Das heißt nicht wie freye Menschen handeln *). Der Geist nimmt gern Alles an, was von Gott kommt und sich auf Gott bezieht; aber die Seele ist ein Kind, ist oft zerstreut und zappelt **) gern; man kann sie nur eine Zeit lang zappeln lassen, sie wird sich doch wieder mel-

*) Die zeitweise Unfähigkeit, sich in Worte zu fassen, schließt jedoch das unaussprechliche Seufzen nicht aus, welches in solchem Fall an die Stelle des Wortgebets treten kann, und das aus dem Geist der Freyheit und Kindschaft kommt.

**) Zaudert, hält sich auf.

den. Sich bey Allem ganz natürlich verhalten, bringt großen Vortheil; dieß ist eine Kunst, um die wir Gott bitten müssen; zu seiner Zeit empfangen wir das, warum wir bitten.

Der Magnetismus hat Heilkräfte, und folglich kann er dem Körper wohlbekommen. Jede Kraft unsers innern wahren Menschen, wenn sie sich äußert, thut auch dem Körper wohl.

---

## Zwanzigster Abschnitt.

Mein Zustand hindert mich nicht so sehr an meinem zeitlichen Beruf, als man glauben könnte; in der Rücksicht habe ich nichts verloren; wenn ich jetzt arbeite, so thue ich es mit mehr Verstand und Einsicht, und zapple weniger dabey, wie vormals; weil man mich aber für einen Sonderling hält, so thut mir das wehe, und schwächt mich. Ich will den irdischen Beruf nicht aufheben, nur wünsche ich, daß ihn die Menschen als Mittel, und nicht als Zweck ansehen möchten. Ich soll mich weder allein dem zeitlichen, noch allein dem ewigen Beruf und den stillen Betrachtungen widmen; das Eine wie das Andre

würde mir schaden; ich muß den ewigen und zeitlichen Beruf mit einander verbinden.

Die Menschen wenden überhaupt, sowohl im Zeitlichen als im Geistlichen, weit mehr Mühe und Arbeit an als nöthig wäre. Gott will nicht, daß wir uns anstrengen sollen. Alles könnte so viel leichter geschehen, wenn wir der Natur mehr getreu wären, Vieles der Leitung Gottes überließen, und nur die Mittel, die sich auf dem Wege finden, auf den uns die Vorsehung gesetzt hat, augenblicklich benutzen wollten. Die Sorge für die Zukunft, das Planemachen für unser zeitliches Glück und Fortkommen in der Welt, ist eine drückende Plage für uns; wir werden dadurch uns selbst und Andern beschwerlich, und erreichen doch niemals oder äußerst selten das, was wir suchen. — Dem Weisen können Glücksgüter mangeln; da er aber Verstand hat, so genießt er, auch bey dem Mangel derselben, dennoch den Geist davon *), während Andre das Aeußere, die Schale genießen. — Es gibt Menschen, die das einsehen, und denen daher die Betreibung ihres zeitlichen und ihres geistigen Berufs viel leichter wird; diese leiden aber alsdann

*) Was das heisse, davon s. eine kleine Andeutung Blätter f. h. Wahrh. 5. Samml. S. 121 f.

auf einer andern Seite, indem nämlich die Menschen, die sie umgeben, anders sind, anders denken, und mit ihnen disharmoniren. Es bleibt also immer wahr, daß der Mensch im Schweiße seines Angesichts sein Brod essen muß. In diesem Leben wird es einem Jeden sauer, dem Weisen sowohl als dem Thoren, aber auf verschiedene Art.

In der Schöpfung ist Manches, das uns zum Spielwerk dienen kann, und zu unserer Belustigung dazuseyn scheint. Wir dürfen Gebrauch davon machen, aber als Männer, nicht als Kinder; wir dürfen nicht daran hängen und es zu unsern Bedürfnissen zählen. Der Gebrauch, den wir davon machen, muß uns Anleitung geben, Gottes, unsers Wohlthäters, eingedenk zu seyn.

Es ist nichts, das die Menschen durch ihre Vernunft nicht zu erklären wissen; nur Schade, daß so viele ihrer Erklärungen falsch sind. — Oft geschieht es, daß wir unsern Verstand auf irdische Dinge, die nicht für ihn gemacht sind, anwenden; der Erfolg davon ist, daß er immer mehr von seiner Kraft verliert und stumpf wird.

Hienieden kann der Mensch nicht im beständigen Genuß der Wahrheit seyn, weil er auf dieser Welt, so wie Alles was ihn umgibt, der Veränderung un-

terworfen ist und unterworfen seyn muß; er könnte es entweder nicht ertragen, oder es würde ihm zuletzt unschmackhaft werden.

Kein Mensch darf über das Gewissen Andrer urtheilen und richten. Die Apostel hatten dazu die Vollmacht, wir aber haben sie nicht. — Ich will nicht von Menschen, sondern allein von Gott lernen *). Die Menschen halten selbst nicht was sie lehren. Selbst gute Menschen trauen ihrer Vernunft zu viel zu; ich will die Vernunft nicht aufheben, aber ich wünschte daß die Menschen den rechten Gebrauch davon machten, und daß sie endlich einmal verstehen lernten, was Christus ist. Wir dürfen und sollen die Vernunft brauchen, aber unter der Leitung des Geistes, und mit dem Wunsche, daß Gott sie erleuchten möge. Plane machen, Schlösser in die Luft bauen, ist Mißbrauch der Vernunft.

Wenn gewisse Herren kommen und mir sagen

---

*) Man verstehe das in der Anwendung nur recht. Gott lehrt uns bald unmittelbar, und bald mittelbar Einen durch den Andern (vg. 1 Kor. 14, 31), und schickt uns, wenn wir seine Wahrheit begehren, oft unerwartet Menschen und Bücher, auch Begebenheiten, die dann sein Mund sind. Auch so lernen wir allein von Gott, und verlassen uns nicht auf Menschenweisheit.

sollten, daß ich doch auch von meiner Vernunft Gebrauch machen möchte, so werde ich sie bitten mir zu sagen, was Vernunft ist, und wie ich sie brauchen soll? Schwerlich werden sie mir das sagen können.

Verstand geht nur auf geistige Dinge, auf die Offenbarungen Gottes; Vernunft geht auf Dinge, die unser gegenwärtiges Leben betreffen. Jener nimmt von der Vernunft nicht an, außer in so fern als er den rechten, wahren Gebrauch von ihren Kenntnissen macht, als er sie erleuchtet und veredelt.

Ich bin den Menschen ein Räthsel; wollte ich es erklären, so würde ich es mit allen Classen von Menschen noch mehr verderben. Damit der Zweck Gottes und mein wahres Glück erreicht würde, mußte es mit mir so gehen als es bisher gegangen ist; meine und andrer Menschen Umstände erforderten es also. — Die Menschen haben oft einen bestimmten Zweck, und wählen, um ihn zu erreichen, gewisse Mittel; erreichen sie ihn nicht, so werden sie unruhig. Indessen wird doch, bey diesem Mißlingen ihrer Absichten, der von Ewigkeit festgesetzte Zweck Gottes befördert, und der unendlich weise Gott bedient sich der von den Menschen angewandten Mittel, um seinen Zweck in Erfüllung zu bringen *).

*) Die Seherin setzt hier abgebrochen hinzu: »Hören

## Einundzwanzigster Abschnitt.

Es gibt mancherley Dinge, die man für Sünde hält, die aber nicht Sünde, sondern bloß Uebel sind*); solche Uebel liegen in uns. Die Bedürfnisse des Menschen waren ursprünglich einfach; jetzt vermag er nicht mehr einfach zu leben, er hat seine Bedürfnisse vervielfältigt. Diese Vervielfältigung ist nicht im Gesetz der Natur, sondern sie entsteht durch den verkehrten Gebrauch, den wir von den Dingen, die in der Natur sind, machen. Darin liegt das Uebel, das sich im Menschen befindet, das ihn drückt, und ihm die Tugend erschwert; es ist nicht Sünde, aber es kann zur Sünde Anlaß geben. Es ist ein Uebel,

---

Sie das Sausen des Windes? Dieser Wind thut meinem Geiste wohl, und Alles was dem Geiste wohlbekommt, ist auch dem Körper zuträglich.» Mit Hinzunahme dessen, was sie anderwärts vom Wind als einem geistigen Wesen sagt, werden diese Worte zur Erläuterung eines oben bemerkten Centralausflusses der magnetischen Kraft von innen auf den Körper dienen.

*) Hier hat sie unter den Scheinsünden, von denen schon im 7. Abschnitt die Rede war, besonders den Luxus, die übertriebenen Bedürfnisse und Vergnügungsmittel im Auge. Sie sind nur relativ sündlich, können in Unschuld gebraucht, aber sogar seelentödtend werden.

das aber zu unserer Vervollkommnung nothwendig ist; denn dadurch kann die Tugend eines Menschen so geprüft, so erhöhet werden, daß er gleichsam aus der Reihe der Menschheit getreten zu seyn scheint.

Die Menschen nehmen mit verkehrtem Eifer so mancherley Dinge vor; sie handeln ohne Kenntniß der Sache; sie bestreben sich da, wo es der Mühe nicht werth ist; sie lüstet nach Dingen, die zwar zu unserm Vergnügen, aber zu unserer Befriedigung nicht absolut nothwendig, in der Welt sind; sie begehren sie ohne Noth, und grämen sich, wenn sie derselben entbehren. Dieß ist ein im Menschen liegendes Uebel*), das aber zur Sünde werden kann, wenn nämlich der Mensch, indem er darauf ausgeht, seine wesentlichen Pflichten versäumt, oder wenn er sich auf eine unerlaubte Art und zum Nachtheil seines Nächsten in jener Dinge Besitz setzt. Die Dinge, die unsere Lüsternheit reizen und das Uebel in uns verursachen, sind von Gott erschaffen. Vor dem Fall fand solches Uebel noch nicht Statt; auch entstand es aus der Vervielfältigung.

In Dingen, die er nothwendig haben muß,

*) Anmerkung der Urschrift: » Den Mangel an Dingen, die wir zu unserer Glückseligkeit nothwendig halten, nennen wir Uebel.«

darf der Mensch seine Befriedigung suchen; sucht er sie aber in solchen, die einer steten Veränderung unterworfen sind, so kann er nicht anders als unglücklich seyn. Es ist Etwas in der Schöpfung, das ewig bleibt, und zu dessen Genuß ein Jeglicher gelangen kann. Indem nun der Mensch, anstatt dieses Nothwendigen, bloß das Belustigende sucht, so entfernt er sich von der Wahrheit; sucht er aber das Nothwendige, so wird ihm auch der Genuß des Belustigenden, das ihm auch zu Theil werden kann, desto angenehmer und befriedigender *).

Je mehr der Mensch seine Begierden auf das Wahre richtet, desto mehr wird das Uebel für ihn aufgehoben, für ihn, aber nicht für das Ganze. Das Ganze wird immer vom Uebel gedrückt; ein Solcher aber spürt es dann nur in so fern, als es seine Mitmenschen betrifft. Es ist wohl zu unterscheiden, in wie fern das Uebel uns persönlich, und in wie fern es Andre angeht. Betrifft es Andre, so soll es uns erinnern auf unserer Hut zu seyn, damit wir nicht

---

*) Die Lehre des reinen Genusses ist kurz die: Suche das Belustigende nicht als Zweck seiner selbst, sondern nimm es hin als Mittel der Stärkung, und zwar geistig, so wird es dir nicht bloß zwiefach nützlich, sondern auch doppelt angenehm ohne Ueberdruß,

ebenfalls wieder davon hingerissen werden und darunter erliegen; es soll uns veranlassen, uns um so mehr dem Schutze Gottes anzuvertrauen, und hohe Gefühle in unserer Seele erregen, indem wir Gott bitten, daß das Uebel vom Menschen weggenommen werden möge. Drückt mich das Uebel noch unmittelbar, so bin ich noch von der Wahrheit entfernt, ich bin noch auf dem Wege sie zu suchen, und der Schmerz, den mir das Uebel verursacht, hält mich vom Ziel ab.

Das Uebel vergräbt gleichsam den menschlichen Verstand. Gewöhnlich ist der Mensch aufmerksamer auf die anscheinende Unordnung und Disharmonie und auf das Uebel in der Welt, als auf die Sünde, die in uns ist, und woran das ganze Menschengeschlecht Theil hat. Erinnerte er sich mehr an die Sünde in ihm, so würde er das Uebel in der Welt weniger spüren, und es würde ihn weniger befremden. Das Uebel ist auch daher nothwendig, daß es dient den Menschen auf seine Gebrechen aufmerksam zu machen.

Je nachdem der Mensch seine Bedürfnisse mehr oder weniger vervielfältigt, empfindet er mehr oder weniger das Uebel; auch kann eine und ebendieselbe Sache dem Einen angenehm, dem Andern unangenehm seyn, von dem Einen als gut, von dem Andern als böse angesehen werden. Alles was ist, ist

gut, der Mensch selbst macht es böse. Wenn der Mensch aufhört böse zu seyn, so ist das Uebel aufgehoben. Daher sieht auch der gute Mensch, ohngeachtet des Bösen, das noch in seiner Natur ist, nicht als Uebel an, was die Welt Uebel nennt.

Da das Uebel eigentlich in dem unrichtigen Begriffe besteht, den wir von den Dingen in der Welt haben, die wir benutzen sollen, und da es eine Art von Binde oder Hülle ist, die uns verhindert, das, was uns gut ist, zu sehen: so mußte sich auch dieß Uebel vermehren, je nachdem sich die Menschen und deren Bedürfnisse und Beschäftigungen vermehrten, und deren Verfeinerung zunahm. Die sogenannten aufgeklärten Personen spüren das Uebel mehr wie Andere; es ist gleichsam als wenn sie den Geruch und das Gesicht verloren hätten; auch haben sie Ferngläser, Bücher und dergleichen nöthig, um zu lernen. Dem rohen, unverfeinerten Menschen, der eine andre Art zu sehen, zu denken und zu empfinden hat, kommen manche Dinge in der Welt nicht so übel vor, als sie dem Verfeinerten scheinen. Ein solcher kann sich das Uebel nicht so vergegenwärtigen; er kann das Leid, das mittelst des Uebels die Menschen drückt, nicht so festhalten; denn es gehört ein gewisser Grad von Empfindsamkeit dazu, um gewisse Dinge als ein

Uebel anzusehen. Zwar gibt es auch unter den sogenannten Wilden Einige, die feinere, lebhaftere Empfindungen als Andre haben; aber sie sind sich deren nicht vollständig bewußt, sie können sich keine Rechenschaft davon geben, und daher sind sie ihnen auch weniger beschwerlich.

Wir wollen Gott bitten, er möge uns lehren, Alles wohl zu unterscheiden und zu beurtheilen; dann lernen wir sowohl uns selbst als Andre kennen; dann lernen wir das Uebel ertragen, ohne daß es uns Schmerzen verursacht *).

Es kommt sehr darauf an, wenig zu wissen, aber viel zu verstehen. Der Mensch ist stets nach Neuem begierig, er sucht immer neue große Entdekkungen zu machen, und geht dem, was ihm in der Nähe liegt, und was ihm das Entfernte, das er zu

*) Wer zu einem gewissen Punkte gefördert ist, gelangt zu einer Art von Unempfindlichkeit oder Gleichgültigkeit im Ertragen und Entbehren (vg. Phil. 4, 11 — 13), welche doch die äußere Theilnahme und das innere Vergnügen nicht aufhebt, sondern erhöht. Es ist die Unverwundbarkeit des Begnadigten, und die höchste Lebensweisheit, wie sie weder die Stoische noch die Aristippische Philosophie verleihen kann. Sie schließt auch das Leiden nicht aus, aber sie mildert es, und gibt ihm beseligende Wirkungen.

entdecken sich bemüht, verständlich machen könnte, vorbey. Je mehr wir uns selbst kennen, je mehr lernen wir auch die Natur kennen; freylich gelangen wir nie dazu, alle Eigenschaften aller Dinge zu begreifen; aber die Begriffe, die wir alsdann davon erhalten, sind grader, treffender, richtiger.

---

## Zweyundzwanzigster Abschnitt.

---

Alle Offenbarungen Gottes in Rücksicht auf die Menschen geschehen durch Geschöpfe, durch sinnliche sichtbare Zeichen. Da der Mensch mit äußern Sinnen ausgestattet ist, so konnte es nicht anders seyn. Jedes Geschöpf ist Sprache Gottes, jedes Geschöpf hat Etwas in sich, woran man Gott erkennen kann. Der Mensch aber ist vorzüglich das Ebenbild Gottes, indem er eine zwiefache Schöpfung in sich vereinigt, deren eine er mit Allem, was ihn umgibt, gemein hat, und wovon die andre darin besteht, daß er mit einem Geist begabt worden ist. Gott hat sich dem Menschen bekannt gemacht, einmal durch die ganze sichtbare Schöpfung, die nichts Anderes als eine vielfältige Sprache oder ein mannigfaltiger Ausdruck der Eigen-

schaften Gottes ist, und fürs andre durch die Offenbarung; indessen ist die letzte dermaßen geschehen, daß sie gleichfalls in unsere äußere Sinne fallen konnte *); den wahren Sinn, den Geist aber, kann nur der Geist fassen, nachdem er von dem Geiste Gottes erleuchtet worden. — Gottesdienst ist die Seele **) der Religion, und in dieser Seele sollen wir den Geist Gottes gespiegelt finden, damit er auf unsern Geist wirken könne. Alles was ist, ist in Gott und kommt von Gott; will Gott sich uns offenbaren, so muß es durch Geschöpfe geschehen, und zwar für Geschöpfe unserer Art, durch Materie. Alles was wir sehen, ist ein Bild, ist ein äußeres Zeichen der Eigenschaften Gottes; daher ist auch das Sichtbare nicht das, wofür wir es ansehen; die Eigenschaft selbst, die darin liegt und sich dadurch geäußert hat, ist uns unsichtbar. Der Mensch, der das Sichtbare als eine Aeusserung des Unsichtbaren einzusehen vermag, ist schon weit gekommen. — Daher existirt auch nichts, was sich ganz verändern könnte; es muß bleiben wie es ist; nur das Sichtbare, die Schale, fällt ab, und dann zeigt sich das Ganze in seiner ursprünglichen Schöne.

*) Und sich ihnen verwandt ausdrückte.

**) Das prismatische Aeußere, im Gegensatz vom Geist.

Das ist das neue Jerusalem, in welchem wir wohnen sollen; unsere Sinne sehen dann nicht sowohl das Aeußere, als vielmehr das Innere, die Eigenschaften der Dinge selbst, und das heißt Gott sehen *).

In der Schöpfung sehen wir alle Eigenschaften Gottes in Bildern, in der Erlösung sehen wir Gott ohne äußerliche Zeichen. Ohne die uns umgebende Schöpfung könnten wir uns gar keinen Begriff von Gott machen; indessen bemerken wir doch in der Schöpfung nur Abdrücke, nur Bilder, gleichsam nur abgebrochene Theile und Stücke der göttlichen Kräfte und Eigenschaften, wir unterscheiden da z. B. ein Element von dem andern; dagegen wir in Christo, in der Erlösung, das Wesen selbst, das Ganze der Eigenschaften, die Kraft Gottes wahrnehmen werden.

Das Sichtbare und Unsichtbare, Geist, Seele und Körper, sind so genau mit einander verbunden, daß keine völlige Trennung oder Auflösung derselben Statt finden kann; das Sichtbare aber nimmt eine solche Gestalt an, daß wir das Uhrwerk, die Kraft, die im Sichtbaren wirkt, wahrnehmen können. Wäre

---

*) Die Seherin sagt nicht, daß dieß die einzige Art sey. Wir können Gott sehen in allen seinen Offenbarungen, und darunter ist die höchste die Person des Sohnes. Vg. das Folg.

alles Sichtbare und Unsichtbare nicht so genau mit einander verbunden, so könnten äußere Handlungen unmöglich Einfluß auf unsern Geist haben, und dieser könnte sich nicht in äußern Handlungen zeigen. Alles, Schöpfung, Offenbarung, Religion, Alles ist unzertrennlich.

Von allem diesen kann zwar der Verstand, aber nicht die Vernunft Wahrnehmungen haben. Der Verstand, der Geist, hat Einheit, daher kann er das Ganze übersehen, und in Allem nur Eins, und von Allem den Zusammenhang wahrnehmen. Die Vernunft oder die Seele kann unmöglich das Ganze überschauen, oder sich eine deutliche Vorstellung davon machen; sie kann das Einfache, die Einheit, nicht ertragen; sie ist wie ein Kind, das Abwechselungen liebt; ihre Sinne, die nach Mannigfaltigkeit trachten, vervielfältigen das Einfache oder die Einheit in mancherley sinnliche Bilder außer uns, und ergötzen sich damit; überdem wird ihr Alles nur stückweise zu Theil, und kann ihr auch nur stückweise zu Theil werden. Eben daher ist es auch nicht thunlich, alle Wahrnehmungen des Geistes, die einfach sind, mit Worten auszudrücken. Alle Eigenschaften nehmen je nach ihrer Verschiedenheit verschiedene Körper an; die verschiedenen Kräfte in der Natur unterscheiden sich

in ihren Aeußerungen, und bilden ganz von einander verschiedene Körper, so daß die bittere Pflanze eine andre Gestalt hat als die süße u. s. w. Eben so ist es mit den Bildern und Zeichen, wodurch ich die Wahrnehmungen des Geistes ausdrücke; letztere sind von verschiedener Art, und kommen unter verschiedenen Gestalten zu Ihnen; den Geist, den wahren Sinn davon, müssen Sie selbst suchen. — Nur durch die Kraft Gottes unterstützt können wir die Verbindung des Unsichtbaren mit dem Sichtbaren und den Zusammenhang von Allem einsehen. Wir erkennen keine Wahrheit durch uns selbst, jede wird durch die Gnade Gottes erkannt; und was ich nicht durch mich selbst erkenne, kann ich auch nicht nach Willkühr brauchen, sondern ich muß dessen Gebrauch und Genuß durch Gott bestimmen lassen. Es ist äußerst nützlich für den Menschen, sich und Alles Gotte ganz zu überlassen; denn auf die Art kann er stark werden.

Schon in der Zeit, schon in der sichtbaren Welt, können wir die unsichtbare, können wir die Ewigkeit sehen; die Ewigkeit ist schon da, nur hat sie ein ander Gewand an, das sie ablegen und sich dann im ursprünglichen Kleide der Schöpfung wieder darstellen wird. Eben so verhält es sich mit dem Menschen, selbst mit dem Insecte. Die zarte Haut, das zarte Gewand des Schmetterlings,

steckt schon, aber unsichtbar, in seinem ersten gröbern Gewande; dieß fällt weg; dasselbe geschieht mit dem Menschen, mit der ganzen gegenwärtigen Schöpfung. So hat uns Gott in der Schöpfung Bilder von dem gegeben, was mit uns geschehen soll, und wozu wir bestimmt sind. Wie die Schöpfung Sprache oder Ausdruck der Eigenschaften Gottes ist, so ist sie auch Sprache oder Ausdruck seines Zwecks und seiner Absichten mit uns.

Die Menschen handeln wie dumme Kinder, die Augen werden ihnen aber noch aufgehen. — Es ist Gott, der mir die Fähigkeiten, die ich äußere, verleiht, und verschiedene Dinge meiner Vernunft begreiflich macht.

Es gibt außerordentlich viel Dinge, die den Menschen hindern, die Wahrheit zu erkennen; das macht mir oft bange, aber diese Bangigkeit ist nothwendig; sie führt uns immer tiefer, und veranlaßt, daß wir mehr in uns selbst dringen. *)

*) Aus gleichem Grunde erfordern die Alten zum Studium höherer Wahrheiten ein melancholisches Gemüth, jedoch mit jovialischen Eigenschaften vermischt.

## Dreyundzwanzigster Abschnitt.

Wäre Magnetismus nur das, wofür man ihn hält, so wäre es Zeit daß man aufhörte mich zu magnetisiren. Man hat Unrecht ihn bloß als Heilungsmittel anzusehn; freylich kann er als solches dienen, das ist aber das Geringste. Da man in den gegenwärtigen Zeiten ihn aus physischen Ursachen braucht, so hält man ihn für ein bloß physisches Mittel. Zwar, indem man ihn als solches angewendet hat, ist auch dessen Kraft mehr entwickelt worden; man hat mittelst desselben Krisen bewirkt, und da das Licht der Seele bey solchen geleuchtet, hat man sie hellsehend genannt; indessen ist das Licht, vermöge dessen solche Krisen helle sind, nicht bekannter geworden. Durch den physischen Gebrauch des Magnetismus hat man den Körper mit dem Licht in Harmonie gebracht, und man hat solche Harmonie vorzüglich für den Körper benutzt, ohne jedoch sich dessen, was man machte, bewußt zu seyn. — Mein Zustand ist ein Zustand der Natur, wobey nichts Wunderbares Statt findet *), und welcher darin besteht, daß ich die Gesetze, die in

*) Für die Seherin im Hellsehen, s. die erste Anmerk. zum 19. Abschn.

unserer Natur liegen, und deren Kenntniß wir von Gott fordern dürfen, kenne, und sie Andern bekannt machen kann. Die Kraft, die zu dem Ende in mir liegt, hängt nicht von mir ab, und weder ich noch der Magnetisirer können selbige, wenn sie nicht entwickelt werden sollte, entwickeln. Wenn gleich auch in diesem Zustande noch etwas Anziehendes Statt findet, so ist er doch keineswegs an den gewöhnlichen maschinenmäßigen physischen Magnetismus gebunden, und hängt nicht von dem ab. Die Menschen verhalten sich bey dem Magnetismus wie bey der Offenbarung; sie bleiben beym Aeußern stehen, und bekümmern sich um den Kern, um den Geist nicht; darüber geht den Wenigsten ein Licht auf. — Die Entwickelung meiner innern Kraft hängt keineswegs von der Willkühr der Menschen, sondern von dem Willen Gottes allein ab; aus dem Grunde habe ich verschiedene Male gesagt: Wenn es Gottes Wille ist, so kann ich Ihnen noch dieses oder jenes mittheilen*).

*) Dasselbe hat verhältnißmäßig jeder Forscher, ja die Welt überhaupt zu sagen: Wenn es Gottes Wille ist, so werden wir noch dieses oder jenes lernen, einsehen, bekannt machen dürfen. Gott entwickelt im rechten Zeitpunkt Kräfte, Erkenntnisse, Erfindungen unter den Menschen, hohe und niedere; solche Dinge kommen oft wie ein Blitz in die Seele des Empfängers.

Zu der Aeußerung dieser von Gott in mir entwickelten Kraft ist eine gewisse Feinheit und Reizbarkeit der Seele erforderlich, die sich nicht in gleichem Grade bey allen Menschen befindet; die Kraft selbst aber liegt nicht in meiner Seele, denn sonst hätte ich sie nach Willkühr brauchen und anwenden, ich hätte Ihnen von Tag zu Tage sagen können, worüber ich Ihnen Erklärungen geben wolle, was mir dienlich und nicht dienlich sey, und wie Sie mich auf diese oder jene Art magnetisiren sollten. Diese Kraft liegt im Verstande, im Geist*). Ohne Zweifel können gewöhnliche Magnetisirer Manches vermöge ihres Willens bewirken, und Manches, was sie hervorbringen wollen, erreichen, zur Beförderung meines Zustandes aber könnten sie nichts beytragen; die Gabe, die ich in selbigem äußere, ist ein mir von Gott verliehenes und anvertrautes Gut, das ich aber nicht austheilen kann wie ich will; über die vermag der menschliche Wille nichts, denn bey mir geht es auf das Innerste des Innern. Was ich in der Krisis rede, ist weder

---

*) Aus dieser sehr geistigen Art ihrer Wahrnehmungen erkläre man sich ihr unmittelbares Innewerden der Dinge, den Mangel an Erscheinungen oder Phantasmen, die im Spiegel der Seele geschaut werden, und manchmal täuschen können.

das Meine noch das Ihre, es gehört Gott, von dem ich es empfange. Hätte es nicht solche Bewandtniß damit, so wäre meine Seele schon längst durch die Bekümmerniß, die mich immerhin drückt, geschwächt worden. — Was ich in meinen Krisen rede, scheint bald auf dieß, bald auf etwas Anderes zu gehen, und nicht zusammenhängend zu seyn; indessen sehe und empfinde ich die Ordnung und den Zusammenhang, die darin sind, während die, die mich hören, Unordnung darin finden *); dem, der das Ganze nicht umfaßt, müssen die einzelnen Dinge, die ich aus dem Ganzen vorbringe, nicht zusammenpassend und unzusammenhängend vorkommen.

Es hängt zwar von mir ab, von gewissen Dingen zu reden, bevor es Zeit dazu ist; davor aber muß ich mich hüten; ich muß abwarten, bis ich dergleichen deutlich wahrnehme, und deutlich mittheilen kann. Ich thue wohl, Schritt vor Schritt zu gehen, weil ich alsdann die Dinge deutlicher einsehen und besser ausdrücken lerne, und weil ich auf die Art denen, die mich hören, faßlicher und begreiflicher werde. Es gibt Vieles, das der menschlichen Ver-

---

*) Vg. die Vorbemerkung in der 7. Samml.

nunft unzusammenhängend, ungewöhnlich und unbegreiflich zu seyn scheint.

Ohne die Bekümmernisse, die mich gedrückt haben und noch drücken, wäre ich zu den Kenntnissen, die ich besitze, nicht gekommen. Es ist nun einmal so in der Welt, daß Alles durch Leiden bewährt werden muß. Geschähe das nicht, so würden wir uns die Ehre geben, wir würden uns zuschreiben, was doch Gott allein gehört; und sobald wir das thun, verlieren wir von unserer Erkenntniß, und sinken von der Höhe, auf welcher wir standen, herab. — Dem Physischen nach gehöre ich unter die Zahl aller der Andern, die Krisen haben, aber nicht dem Innern, nicht dem Verstande nach. —

Die Wahrheit ist ein Ganzes, aber sie kann nur stückweise mitgetheilt werden; ich kann nur Theile der Wahrheit vorbringen, weil ich sie eben so wenig ganz ausdrücken kann, als Andre sie ganz fassen können. Indem ich nun ein Stück vom Ganzen mittheile, so denkt sich ein Andrer Etwas dazu, er verbindet damit seine eigenen Begriffe, er bedient sich desselben als eines Grundsteins zu einem Gebäude; das soll nicht seyn. Der Mensch soll das, was er vernimmt, sich merken, und geduldig die Erläuterung davon abwarten; er soll die Wahrheit, die er stück-

weise erhält, annehmen, diese Stücke festhalten, sich hüten sie mit seinen vorgefaßten Begriffen zu verbinden, und sie dadurch nicht deutlicher machen und erklären wollen; denn auf die Art würde er die Wahrheit binden und sie hindern frey zu wirken *). Dieß ist mit dem Magnetismus geschehen; man hat seine eigenen Begriffe damit verwebt, und folglich ihn falsch beurtheilt. Ein Gleiches geschieht mit den Religionswahrheiten; Gott hat sie nicht alle auf einmal offenbaren können, sie konnten nicht anders als stückweise bekannt werden, und mit diesen abgesonderten Theilen beschäftigte sich die menschliche Vernunft und verfiel auf Irrthümer. Verwebe ich eine empfangene Wahrheit mit meinen Begriffen, so kann sie mir nicht mehr zur Erläuterung folgender mir zu Theil werdenden Wahrheiten dienen; denn auf die Art lege ich sie gleichsam in den Schraubstock meiner Gedanken, ich unterwerfe sie mir, da ich ihr doch unterworfen seyn sollte, und entheilige sie.

Da ich nicht gern von mir selbst rede, so wissen Viele nicht, was sie aus mir machen sollen. Meine

*) Davor glaubt Herausg. sich in seinen Anmerkungen gehütet zu haben, die auf allen Fall nicht binden sollen; er hat kein vorgefaßtes anderartiges System. Aber s. das Folg.

Pflicht ist, mich der Leitung Gottes ganz zu überlassen, und Gott zu bitten, daß ich nur das erkennen möge, was zu meiner Glückseligkeit nothwendig ist. Das vornehmste davon ist Selbsterkenntniß; erlange ich die, so ist mir wohl.

Selbst in meinen Krisen stoßen Verstand und Vernunft zusammen; auch da ist Kampf. Zu Zeiten behält mein Geist die Oberhand, dann freut er sich, dann steht er in genauerer Verbindung mit Gott, und dann gibt sich gern meine Vernunft unter den Geist, unter den Verstand gefangen. Unter diesen beyden ist ein sehr großer Unterschied. Ich sehe und unterscheide beyde so gut, daß ich sagen könnte, wie sie im Menschen gleichsam an verschiedenen Plätzen sind. Gewissen Leuten würde dieß lächerlich und schwärmerisch vorkommen, und doch ist dem also. Da sie es nicht mit Augen sehen, so ist das ihnen unbegreiflich, und um es zu verstehen, muß man das Verhältniß zwischen Geist und Seele kennen.

Man muß den Willen der Seele und die Vernunft ganz Gott hingeben; geschieht das nicht, so ist unser Wille immer in Unruhe und Kampf, indem er nicht weiß worauf er abzielen soll. Ich befehle mich in die Hand Gottes und sage: Wie Gott will; nur Er soll mich leiten! Will Gott nicht, daß ich

meine Wahrnehmungen mittheilen soll, so kann ich es nicht; in dieser Ueberzeugung will ich nichts, und diese Willenlosigkeit ist keine Tugend; denn es wäre ja thöricht, Etwas zu wollen, was ich nicht ausführen kann.

Der innere Mensch ist dem äußern ähnlich; der Körper hat Hände und Füße, so hat der innere Mensch Kräfte, die auf solche Glieder Bezug haben. Das Sichtbare ist ja Aeußerung des Unsichtbaren; folglich ist im Aeußerlichen nichts, was nicht im Innern seinen Grund hat, oder seine Fähigkeiten und sein Vermögen von dem Innern entlehnt.

Der Mensch auf Erden hat nichts Anderes als den Willen Gottes zu thun; dieß macht sein Geschäfte und sein Glück aus. Ein Anderes ist, sich ganz dem Willen Gottes überlassen, und Alles, was man unternimmt, ihm anheim stellen, und ein Anderes, bloß an der Grenze dieses Willens zu verweilen. Thue ich den Willen meiner Vernunft, so verweile ich bloß an der Grenze des göttlichen Willens, und in diesem Fall wende ich mich bald auf diese bald auf eine andere Seite; ich suche bald hier bald dort durchzudringen; und da ich das nicht vermag, und durch den Willen Gottes, welcher unfehlbar geschehen muß, zurückgehalten werde, so bin ich unruhig.

Man kann mich nicht schweigen machen, sonst wäre es schon geschehen. Das Reden schwächt mich nicht, und bringt mir keinen Nachtheil; hingegen würde es meinem Körper schaden, wenn man mich zwingen wollte zu schweigen. Freylich ist das Reden in der Krisis auch eine Arbeit, und deßhalb soll ich mich auch nachher ruhig verhalten. Dieß ist nöthig, nicht weil mich die Krisis schwächt, sondern weil der Uebergang von der Krisis in den gewöhnlichen Zustand nicht plötzlich geschehen darf. Vor ungefähr vier Monaten ertheilte mir Jemand den Rath, nicht mehr zu reden; das verursachte mir Convulsionen, und seitdem ist mir immer bange, und es thut mir leid wenn ich erfahre, daß ich in der Krisis geredet habe.

Der Mensch soll mit alle seinem Thun sich Gott anheimstellen. Wäre meine Vernunft auch noch so hell, so könnte sie mich doch nicht leiten; das ist das Amt des Verstandes, des Geistes. Der Mensch soll die Vernunft brauchen, aber sie soll nicht herrschen, sondern dem Verstand unterworfen seyn. Ich kann unmöglich thun, was ich will. Alles was ich wahrnehme, und was in mir vorgeht, macht mir Freude; aber selbst diese Freude kann ich nicht nach Willkühr genießen. Bey alle dem ist es doch wahr, daß der Wille des Menschen viel vermag; in dergleichen Din-

steckt schon, aber unsichtbar, in seinem ersten gröbern Gewande; dieß fällt weg; dasselbe geschieht mit dem Menschen, mit der ganzen gegenwärtigen Schöpfung. So hat uns Gott in der Schöpfung Bilder von dem gegeben, was mit uns geschehen soll, und wozu wir bestimmt sind. Wie die Schöpfung Sprache oder Ausdruck der Eigenschaften Gottes ist, so ist sie auch Sprache oder Ausdruck seines Zwecks und seiner Absichten mit uns.

Die Menschen handeln wie dumme Kinder, die Augen werden ihnen aber noch aufgehen. — Es ist Gott, der mir die Fähigkeiten, die ich äußere, verleiht, und verschiedene Dinge meiner Vernunft begreiflich macht.

Es gibt außerordentlich viel Dinge, die den Menschen hindern, die Wahrheit zu erkennen; das macht mir oft bange, aber diese Bangigkeit ist nothwendig; sie führt uns immer tiefer, und veranlaßt, daß wir mehr in uns selbst dringen. *)

*) Aus gleichem Grunde erfordern die Alten zum Studium höherer Wahrheiten ein melancholisches Gemüth, jedoch mit jovialischen Eigenschaften vermischt.

## Dreyundzwanzigster Abschnitt.

Wäre Magnetismus nur das, wofür man ihn hält, so wäre es Zeit daß man aufhörte mich zu magnetisiren. Man hat Unrecht ihn bloß als Heilungsmittel anzusehn; freylich kann er als solches dienen, das ist aber das Geringste. Da man in den gegenwärtigen Zeiten ihn aus physischen Ursachen braucht, so hält man ihn für ein bloß physisches Mittel. Zwar, indem man ihn als solches angewendet hat, ist auch dessen Kraft mehr entwickelt worden; man hat mittelst desselben Krisen bewirkt, und da das Licht der Seele bey solchen geleuchtet, hat man sie hellsehend genannt; indessen ist das Licht, vermöge dessen solche Krisen helle sind, nicht bekannter geworden. Durch den physischen Gebrauch des Magnetismus hat man den Körper mit dem Licht in Harmonie gebracht, und man hat solche Harmonie vorzüglich für den Körper benutzt, ohne jedoch sich dessen, was man machte, bewußt zu seyn. — Mein Zustand ist ein Zustand der Natur, wobey nichts Wunderbares Statt findet *), und welcher darin besteht, daß ich die Gesetze, die in

*) Für die Seherin im Hellsehen, s. die erste Anmerk. zum 19. Abschn.

unserer Natur liegen, und deren Kenntniß wir von Gott fordern dürfen, kenne, und sie Andern bekannt machen kann. Die Kraft, die zu dem Ende in mir liegt, hängt nicht von mir ab, und weder ich noch der Magnetisirer können selbige, wenn sie nicht entwickelt werden sollte, entwickeln. Wenn gleich auch in diesem Zustande noch etwas Anziehendes Statt findet, so ist er doch keineswegs an den gewöhnlichen maschinenmäßigen physischen Magnetismus gebunden, und hängt nicht von dem ab. Die Menschen verhalten sich bey dem Magnetismus wie bey der Offenbarung; sie bleiben beym Aeußern stehen, und bekümmern sich um den Kern, um den Geist nicht; darüber geht den Wenigsten ein Licht auf. — Die Entwickelung meiner innern Kraft hängt keineswegs von der Willkühr der Menschen, sondern von dem Willen Gottes allein ab; aus dem Grunde habe ich verschiedene Male gesagt: Wenn es Gottes Wille ist, so kann ich Ihnen noch dieses oder jenes mittheilen *).

*) Dasselbe hat verhältnißmäßig jeder Forscher, ja die Welt überhaupt zu sagen: Wenn es Gottes Wille ist, so werden wir noch dieses oder jenes lernen, einsehen, bekannt machen dürfen. Gott entwickelt im rechten Zeitpunkt Kräfte, Erkenntnisse, Erfindungen unter den Menschen, hohe und niedere; solche Dinge kommen oft wie ein Blitz in die Seele des Empfängers.

zu der Aeußerung dieser von Gott in mir entwickelten Kraft ist eine gewisse Feinheit und Reizbarkeit der Seele erforderlich, die sich nicht in gleichem Grade bey allen Menschen befindet; die Kraft selbst aber liegt nicht in meiner Seele, denn sonst hätte ich sie nach Willkühr brauchen und anwenden, ich hätte Ihnen von Tag zu Tage sagen können, worüber ich Ihnen Erklärungen geben wolle, was mir dienlich und nicht dienlich sey, und wie Sie mich auf diese oder jene Art magnetisiren sollten. Diese Kraft liegt im Verstande, im Geist*). Ohne Zweifel können gewöhnliche Magnetisirer Manches vermöge ihres Willens bewirken, und Manches, was sie hervorbringen wollen, erreichen, zur Beförderung meines Zustandes aber könnten sie nichts beytragen; die Gabe, die ich in selbigem äußere, ist ein mir von Gott verliehenes und anvertrautes Gut, das ich aber nicht austheilen kann wie ich will; über die vermag der menschliche Wille nichts, denn bey mir geht es auf das Innerste des Innern. Was ich in der Krisis rede, ist weder

*) Aus dieser sehr geistigen Art ihrer Wahrnehmungen erkläre man sich ihr unmittelbares Innewerden der Dinge, den Mangel an Erscheinungen oder Phantasmen, die im Spiegel der Seele geschaut werden, und manchmal täuschen können.

das Meine noch das Ihre, es gehört Gott, von dem ich es empfange. Hätte es nicht solche Bewandtniß damit, so wäre meine Seele schon längst durch die Bekümmerniß, die mich immerhin drückt, geschwächt worden. — Was ich in meinen Krisen rede, scheint bald auf dieß, bald auf etwas Anderes zu gehen, und nicht zusammenhängend zu seyn; indessen sehe und empfinde ich die Ordnung und den Zusammenhang, die darin sind, während die, die mich hören, Unordnung darin finden *); dem, der das Ganze nicht umfaßt, müssen die einzelnen Dinge, die ich aus dem Ganzen vorbringe, nicht zusammenpassend und unzusammenhängend vorkommen.

Es hängt zwar von mir ab, von gewissen Dingen zu reden, bevor es Zeit dazu ist; davor aber muß ich mich hüten; ich muß abwarten, *bis* ich dergleichen deutlich wahrnehme, und deutlich mittheilen kann. Ich thue wohl, Schritt vor Schritt zu gehen, weil ich alsdann die Dinge deutlicher einsehen und besser ausdrücken lerne, und weil ich auf die Art denen, die mich hören, faßlicher und begreiflicher werde. Es gibt Vieles, das der menschlichen Ver-

*) Vg. die Vorbemerkung in der 7. Samml.

nunft unzusammenhängend, ungewöhnlich und unbegreiflich zu seyn scheint.

Ohne die Bekümmernisse, die mich gedrückt haben und noch drücken, wäre ich zu den Kenntnissen, die ich besitze, nicht gekommen. Es ist nun einmal so in der Welt, daß Alles durch Leiden bewährt werden muß. Geschähe das nicht, so würden wir uns die Ehre geben, wir würden uns zuschreiben, was doch Gott allein gehört; und sobald wir das thun, verlieren wir von unserer Erkenntniß, und sinken von der Höhe, auf welcher wir standen, herab. — Dem Physischen nach gehöre ich unter die Zahl aller der Andern, die Krisen haben, aber nicht dem Innern, nicht dem Verstande nach. —

Die Wahrheit ist ein Ganzes, aber sie kann nur stückweise mitgetheilt werden; ich kann nur Theile der Wahrheit vorbringen, weil ich sie eben so wenig ganz ausdrücken kann, als Andre sie ganz fassen können. Indem ich nun ein Stück vom Ganzen mittheile, so denkt sich ein Andrer Etwas dazu, er verbindet damit seine eigenen Begriffe, er bedient sich desselben als eines Grundsteins zu einem Gebäude; das soll nicht seyn. Der Mensch soll das, was er vernimmt, sich merken, und geduldig die Erläuterung davon abwarten; er soll die Wahrheit, die er stück-

weise erhält, annehmen, diese Stücke festhalten, sich hüten sie mit seinen vorgefaßten Begriffen zu verbinden, und sie dadurch nicht deutlicher machen und erklären wollen; denn auf die Art würde er die Wahrheit binden und sie hindern frey zu wirken *). Dieß ist mit dem Magnetismus geschehen; man hat seine eigenen Begriffe damit verwebt, und folglich ihn falsch beurtheilt. Ein Gleiches geschieht mit den Religionswahrheiten; Gott hat sie nicht alle auf einmal offenbaren können, sie konnten nicht anders als stückweise bekannt werden, und mit diesen abgesonderten Theilen beschäftigte sich die menschliche Vernunft und verfiel auf Irrthümer. Verwebe ich eine empfangene Wahrheit mit meinen Begriffen, so kann sie mir nicht mehr zur Erläuterung folgender mir zu Theil werdenden Wahrheiten dienen; denn auf die Art lege ich sie gleichsam in den Schraubstock meiner Gedanken, ich unterwerfe sie mir, da ich ihr doch unterworfen seyn sollte, und entheilige sie.

Da ich nicht gern von mir selbst rede, so wissen Viele nicht, was sie aus mir machen sollen. Meine

---

*) Davor glaubt Herausg. sich in seinen Anmerkungen gehütet zu haben, die auf allen Fall nicht binden sollen; er hat kein vorgefaßtes anderartiges System. Aber s. das Folg.

Pflicht ist, mich der Leitung Gottes ganz zu überlassen, und Gott zu bitten, daß ich nur das erkennen möge, was zu meiner Glückseligkeit nothwendig ist. Das vornehmste davon ist Selbsterkenntniß; erlange ich die, so ist mir wohl.

Selbst in meinen Krisen stoßen Verstand und Vernunft zusammen; auch da ist Kampf. Zu Zeiten behält mein Geist die Oberhand, dann freut er sich, dann steht er in genauerer Verbindung mit Gott, und dann gibt sich gern meine Vernunft unter den Geist, unter den Verstand gefangen. Unter diesen beyden ist ein sehr großer Unterschied. Ich sehe und unterscheide beyde so gut, daß ich sagen könnte, wie sie im Menschen gleichsam an verschiedenen Plätzen sind. Gewissen Leuten würde dieß lächerlich und schwärmerisch vorkommen, und doch ist dem also. Da sie es nicht mit Augen sehen, so ist das ihnen unbegreiflich, und um es zu verstehen, muß man das Verhältniß zwischen Geist und Seele kennen.

Man muß den Willen der Seele und die Vernunft ganz Gott hingeben; geschieht das nicht, so ist unser Wille immer in Unruhe und Kampf, indem er nicht weiß worauf er abzielen soll. Ich befehle mich in die Hand Gottes und sage: Wie Gott will; nur Er soll mich leiten! Will Gott nicht, daß ich

meine Wahrnehmungen mittheilen soll, so kann ich es nicht; in dieser Ueberzeugung will ich nichts, und diese Willenlosigkeit ist keine Tugend; denn es wäre ja thöricht, Etwas zu wollen, was ich nicht ausführen kann.

Der innere Mensch ist dem äußern ähnlich; der Körper hat Hände und Füße, so hat der innere Mensch Kräfte, die auf solche Glieder Bezug haben. Das Sichtbare ist ja Aeußerung des Unsichtbaren; folglich ist im Aeußerlichen nichts, was nicht im Innern seinen Grund hat, oder seine Fähigkeiten und sein Vermögen von dem Innern entlehnt.

Der Mensch auf Erden hat nichts Anderes als den Willen Gottes zu thun; dieß macht sein Geschäfte und sein Glück aus. Ein Anderes ist, sich ganz dem Willen Gottes überlassen, und Alles, was man unternimmt, ihm anheim stellen, und ein Anderes, bloß an der Grenze dieses Willens zu verweilen. Thue ich den Willen meiner Vernunft, so verweile ich bloß an der Grenze des göttlichen Willens, und in diesem Fall wende ich mich bald auf diese bald auf eine andere Seite; ich suche bald hier bald dort durchzudringen; und da ich das nicht vermag, und durch den Willen Gottes, welcher unfehlbar geschehen muß, zurückgehalten werde, so bin ich unruhig.

Man kann mich nicht schweigen machen, sonst wäre es schon geschehen. Das Reden schwächt mich nicht, und bringt mir keinen Nachtheil; hingegen würde es meinem Körper schaden, wenn man mich zwingen wollte zu schweigen. Freylich ist das Reden in der Krisis auch eine Arbeit, und deßhalb soll ich mich auch nachher ruhig verhalten. Dieß ist nöthig, nicht weil mich die Krisis schwächt, sondern weil der Uebergang von der Krisis in den gewöhnlichen Zustand nicht plötzlich geschehen darf. Vor ungefähr vier Monaten ertheilte mir Jemand den Rath, nicht mehr zu reden; das verursachte mir Convulsionen, und seitdem ist mir immer bange, und es thut mir leid wenn ich erfahre, daß ich in der Krisis geredet habe.

Der Mensch soll mit alle seinem Thun sich Gott anheimstellen. Wäre meine Vernunft auch noch so hell, so könnte sie mich doch nicht leiten; das ist das Amt des Verstandes, des Geistes. Der Mensch soll die Vernunft brauchen, aber sie soll nicht herrschen, sondern dem Verstand unterworfen seyn. Ich kann unmöglich thun, was ich will. Alles was ich wahrnehme, und was in mir vorgeht, macht mir Freude; aber selbst diese Freude kann ich nicht nach Willkühr genießen. Bey alle dem ist es doch wahr, daß der Wille des Menschen viel vermag; in dergleichen Din-

gen aber nicht. *) — Ich kenne rechtschaffene Leute, die mir immer anrathen, mich dem Willen Gottes zu überlassen; das thue ich, aber diese Leute verstehen mich nicht; sie glauben daß ich ganz ohne Vernunft handle, daß ich gar keine Einsichten habe, und daß ich so blindlings in den Tag hinein lebe.

Gott wolle die Verheissung an uns bestätigen: »Wo Zwey oder Drey versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.» Empfinden wir die Bestätigung davon, so können wir auch auf Andre wirken und sie stimmen; denn da wo der Geist einmal ist, von da weicht er nicht mehr. Wahrheit kommt von Gott, und der, welcher sie sucht, nähert sich Gott. Es soll nichts Vergängliches sondern etwas Unvergängliches unter uns vorgehn. Gott kehrt gerne bey denen ein, die sich ihm zur Wohnung anbieten.

Man kennt den Magnetismus nicht, weil man den Menschen nicht kennt. Je mehr dieß Mittel bey mir angewendet wird, je weniger Kunst wird sich bey mir zeigen, je weniger empfindlich werde ich in der Krisis seyn. Das Künstliche, was man bey Andern

---

*) Im Leiten des Menschen zu seiner Bestimmung und Glückseligkeit, zum Ergreifen und Festhalten der Freude u. s. w. Der Wille ist ein Zauberer, dessen Kraft ihre Grenzen hat.

wahrnimmt, ist etwas Wirkliches, aber zur Sache nicht erforderlich. Die Natur ist da, um uns zu überzeugen, aber nicht um Erstaunen in uns zu erwecken; da aber die Menschen so sehr für das Wunderbare sind, so fällt dergleichen Künstliches dabey vor; es ist reel, aber nicht nothwendig *). — Es freut mich, daß auf dem Wege, den ich geführt bin, mich Gott überzeugt hat, daß der Mensch glücklich ist, wenn er von Gott geleitet wird.

Sie müssen Ihre Begriffe nicht an das binden, was ich vom Magnetismus gesagt habe; es muß Ihnen nach und nach von selbst einleuchten. Sage ich Ihnen irgend eine Wahrheit, so muß diese frey wirken, ohne daß es Ihnen Anstrengung und Mühe kostet; leuchtet sie Ihnen dann ein, so ist das ein Zeichen, daß es Wahrheit sey. Was meiner Erkenntniß angemessen ist, ist auch der Ihrigen angemessen, und unsere Erkenntniß leidet keinen Zwang. Ich kann nicht anders als eine Wahrheit nach der andern bekannt machen; könnte der Geist sich unmittelbar dem Geiste mittheilen, so könnte er die Wahrheit im Gan-

---

*) Was sie unter diesem Künstlichen und Wunderbaren versteht, wird man aus so vielen gedruckten magnetistischen Protokollen wissen.

zen, im Zusammenhange lehren; aber so müssen die Wahrnehmungen des Geistes durch Worte ausgedrückt werden, die mancherley Bedeutungen haben.

## Vierundzwanzigster Abschnitt*).

Man hätte Unrecht zu behaupten, daß der Magnetismus zur moralischen Besserung des Menschen nothwendig sey; das hieße dem Worte Gottes eine Kraft absprechen, die zu unserer Erleuchtung in selbiges gelegt ist. Indessen mögen die Widersacher des Magnetismus bedenken, daß Gott die Menschen auf verschiedenen Wegen zur Erkenntniß des Sinnes seiner Offenbarungen führen kann und führt. Ueberdem, kommt bey dem Magnetismus moralische Besserung und Entwickelung unserer Fähigkeiten heraus, und finden sich unsere Kenntnisse dadurch erweitert, so hat ja der Mensch nicht das Recht, dieß zur Erweiterung unserer Begriffe dienliche Mittel zu verwerfen, er hat nicht das Recht, mittelst des Magnetismus keine Ent-

*) Diesen Abschnitt empfehlen wir den Liebhabern und den Gegnern des Magnetismus, als eine wahre Goldwage, besonders.

deckungen machen zu wollen. So lange der Mensch noch keinen vollständigen Begriff von allen zu erwerbenden Kenntnissen hat, vermag er auch nicht alle Wege, die dazu führen, zu kennen, und darf nicht gewisse Wege ausschließlich dazu bestimmen wollen.

Benutze das, was dir vorkommt, und verhalte dich treu dabey; das ist die Pflicht des Menschen. Es gibt Dinge, die zwar dem Haufen der Menschen im Ganzen nicht nothwendig scheinen, die aber Diesem oder Jenem nothwendig seyn können; so wie selbst eine Kleinigkeit einem Einzelnen nothwendig seyn kann, so wie das Einzelne, ohne daß man es wahrnimmt, zum Ganzen nothwendig ist.

Ueberhaupt hätte der Mensch Unrecht, der sich Eins oder das Andere, es möchte auch noch so vortrefflich seyn, als ausschließliches Mittel zur Gottseligkeit erwählen wollte; dem Einen ist dieß, dem Andern ein anderes Mittel angewiesen; darum sollen wir beten: Vater, dein Wille geschehe! Jemand, der ein Mittel, das dem Einen zuträglich gewesen ist, zu seinem eigenen Besten für absolut nothwendig hielte, und sich dessen bedienen wollte, liefe große Gefahr zu irren *). Der Magnetismus ist freylich ein Mit-

*) Deßgleichen irrt, wer sein Mittel einem Andern auf-

tel; erwähle ich ihn aber um in der Gottseligkeit zu-zunehmen ꝛc. so äußere ich ja Eigenwillen; und da ich nicht gewiß bin, daß er zu dem Zweck ein Mittel für mich seyn soll, so ist mein Verfahren unnütz und schwärmerisch zugleich; nichts desto weniger aber behielte die Sache selbst immer ihren Werth, doch mit dem Unterschiede, daß sie dem Einen ersprießlicher ist als dem Andern. Um die für ihn dienlichen Mittel kennen zu lernen, muß der Mensch auf das, was in ihm vorgeht, und auf die Umstände merken, und dann wird er erfahren, was ihm zuträglich und gut ist. Er soll überzeugt seyn, daß Gott zu dem Zweck, den er mit ihm vorhat, zu gelangen, immer die besten Mittel erwählt; er soll die Mittel dazu nie selbst suchen oder wählen, sondern bloß die annehmen, die sich ihm darbieten. — Gott führt jeden Menschen auf verschiedenen Wegen, deren keiner dem andern ähnlich ist, um zur Erkenntniß Gottes zu gelangen; er gibt sich Jedem auf eine besondre Art zu erkennen; der Mensch aber darf nicht vorschreiben, wie er Gott erkennen, den Weg nicht bestimmen, den er gehen will;

---

bringen will, nicht weniger aber, wer das Mittel eines Andern verachtet oder verdammt. Es gibt nur Ein Universalmittel neben den besonderern, womit sich diese vertragen müssen: die Bibel.

ihm liegt nur ob, die ihm angebotenen Mittel zu ergreifen. Die Fähigkeit, das Vermögen zur Erkenntniß, ist dem Menschen anerschaffen; in seiner gegenwärtigen Lage aber kann er es nicht benutzen wie er will, sondern Gott muß es in ihm aufsuchen und wirksam machen. So ist auch das Wesentliche des Magnetismus, dessen Hauptkraft, im Menschen; man kann es als ein Mittel ansehen, das Gott an die Hand gegeben, die im Menschen liegenden Kräfte zur Erkenntniß wieder rege und wirksam zu machen. Das aber hängt nicht von meinem sondern von Gottes Willen ab. Da mein eigener Wille es nicht hervorbringen kann, so wird auch bey einem Jeden nicht ein und eben dasselbe hervorgebracht. Zwar hat jeder Mensch die nämlichen Fähigkeiten, aber er hat sie, wie Kinder schon Hände und Füße haben, sich aber derselben ohne besondre Leitung nicht bedienen können. Wir haben in unserm Geiste nichts, das nicht in unsern Körper wirkt und in demselben ist, wiewohl es daselbst eine Gestalt hat. Das Wesentliche des Magnetismus ist im Geiste; der Magnetismus physischer Art hat seinen Sitz in der Seele, er verfeinert die Sinne, und ist dem Körper wohlthätig; indessen ist er nicht ganz an Wirkungen dieser Art gebunden, und hängt auch nicht ganz von dem Willen der Menschen,

sondern von der Regierung Gottes ab. Daher kann auch nicht Jedermann darauf rechnen, durch den Magnetismus gesund zu werden. Krankheiten müssen seyn, und können daher nicht alle aufgehoben werden, und man irrt sehr, wenn man den Magnetismus gänzlich verwirft, weil die Krankheit eines Jeden durch ihn nicht aufgehoben wird.

Alles ist dem Willen des Menschen unterworfen und nicht unterworfen. Der Wille des Menschen geht bey den Wirkungen, die er hervorzubringen sucht, seinen freyen Gang; die Wirkungen selbst werden gewissermaßen nicht gehindert, aber die unsichtbare Regierung Gottes bindet sie gleichsam, und macht davon die Anwendung, wie sie es für gut findet, so daß dabey nicht immer die Absichten der Menschen, sondern die Absichten Gottes erreicht werden. Der Magnetismus ist dem Willen des Magnetisirers auf gewisse Weise unterworfen; unterwirft aber letzterer nicht seinen Willen dem Willen Gottes, so geschieht es daß seine besondern Absichten vereitelt werden.

Bey dem Magnetismus wie bey der Offenbarung ist nichts Wunderbares*); beyde sind unserer Natur

*) Auf dem Standpunkt der höhern Natur, worauf sich die Seherin befindet, erkennt sie nichts für wunderbar (unglaublich, unnatürlich), was derselben ge-

angemessen. Der Geist wirkt immer auf den Menschen, obgleich es dieser nicht immer wahrnimmt. Oft will der Mensch, und oft will er nicht, er versteht sich selbst nicht, es ist ein beständiger Widerspruch in ihm, und folglich ist er auch immer in Widerspruch mit Gott und mit der Natur; aus der Ursache wird es auch dem Menschen schwer zur reinen Wahrheit, zur Gewißheit zu gelangen.

Der Magnetismus ist immer etwas Wichtiges; er macht die Fähigkeit zur Erkenntniß rege; alles das aber liegt schon in der Natur des Menschen; man bemerkt es nicht leicht, weil mit allen Jahrhunderten unsere Kräfte, in Absicht auf die Wirkungen die sie hervorbringen, sich ändern. — So vergänglich wie bey dem physischen Magnetismus die Absichten sind, so vergänglich sind auch die Wirkungen; überläßt man sich ganz Gotte, so sind auch die Wirkungen bleibend, gleichwie der Gehorsam gegen Gott bleibende Ruhe verschafft. — Ich rede nicht bloß aus Erkenntniß, sondern auch aus Erfahrung. — Der physische Magnetismus bekommt dem Körper wohl, indessen dürfen wir keine besondre bestimmte Absichten dabey haben;

---

mäß ist. Für den Unwissenden auf Erden sind selbst gemeine physische Wirkungen wunderbar. Es gibt hierin subjective und objective Stufen. Vg. Joh. 3, 12.

wir sollen ihn brauchen wie man einen Arzt braucht; man soll nicht glauben daß der Magnetismus nothwendig und immer helfen müsse; der Arzt hilft auch nicht immer.

Es ist ein großer Trost, daß unser Körper, ungeachtet seiner großen Verschiedenheit vom Geist, für dessen Einwirkung empfänglich ist. Sobald der Mensch lebt, theilt der Geist dem Körper von seinen Eigenschaften mit, damit er das werde, was er ist. Beym Thier ist die Seele wichtiger als beym Menschen, weil sie im Thier durch sich selbst lebt, im Menschen hingegen durch den Geist lebt*). Das Kind, bevor es den Geist empfängt, lebt durch das Leben der Mutter, und hat ein Pflanzenleben; der Geist trennt es vom Leben der Mutter, er haut gleichsam den Zweig vom Stamm, und verpflanzt ihn in die Erde zu einem neuen Stamm. Indessen ist doch die Seele des Menschen von großer Wichtigkeit; wäre sie das nicht, so hätte der Fall, durch selbige**), nicht auf so viel Millionen Men-

*) Man übersehe nicht diese Erläuterung einer Lehre, die für Viele noch allzu dunkel ist, u. vgl. Blätter 7. Samml. S. 31. Anm.*) Ebendas. S. 16.

**) Die Sünde vererbt sich durch die Seele, welche der Vater dem Kinde mittheilt; s. d. vorigen Citate, auch besonders zum Folgenden, wo bey mittelbar zu verstehen ist: durch den Vater; und bey unmittelbar: von Gott.

schen Einfluß haben können. Ueberdem hat der Mensch es der Seele zu danken, daß der Geist in ihm wirken kann. Die mittelbare Zeugung, die Seele, macht das Band, macht die allgemeine Verbindung unter den Menschen; die unmittelbare Zeugung, der Geist, trennt den einzelnen Menschen von andern, trennt ihn vom gemeinschaftlichen Bande, macht aus ihm ein Wesen für sich, und eignet ihn Gotte zu.

Es gibt Menschen, die, wenn das innere Licht in ihnen aufgeht, schnell deutliche Begriffe von dem, was in der Welt ist, erhalten; bey andern braucht es viel Zeit und Mühe. Der Eine ist zum Schauen, zum Entdecken, der Andre zum Annehmen, und beyde haben einander nöthig. Derjenige, der sich auf seine Kenntnisse viel einbildet, findet sich oft in den Wirkungen, die er dadurch hervorbringen will, gehindert; es wird ihm dann sehr schwer, sie Andern mitzutheilen und begreiflich zu machen. Wer zu großen Einsichten gelangt ist, soll keine Bewunderung, kein Erstaunen erwecken wollen, und Andere, die solche Einsichten nicht haben, sollen kein groß Wunder daraus machen, indem sie dadurch sich die Mühe erschweren, selbige zu fassen. Wer da gibt, der denke, er nehme an; und wer annimmt, der denke, er gebe. Wer sich auf seine Erkenntniß viel einbildet, schadet dieser sei-

ner Erkenntniß, bringt Finsterniß in sie, und hindert Andere, Theil daran zu nehmen. Unser Licht muß auf das Erkenntnißvermögen Anderer dermaßen wirken, daß es ihnen nicht zu schwer falle uns zu fassen, zu begreifen; zu dem Ende müssen wir dieß Licht, ohne etwas Fremdes damit zu vermischen, leuchten lassen. Man kann die Seelen der Menschen mit Glocken vergleichen, deren einige den Ton von selbst angeben, andre aber, ohne berührt zu werden, keinen Laut von sich geben können. Was nützt es aber, wenn ich einen Ton von mir gebe, und ihn Niemand hört? Wer Kenntnisse besitzt, ist daher demjenigen Dank schuldig, der von ihm annimmt; denn dieser gibt, indem er nimmt, er gibt Aufmerksamkeit dem, den er anhört, und gewährt ihm Vergnügen. Will man Andern mittheilen, so muß man gehörig dazu gestimmt seyn, und sich vornehmlich hüten aus Stolz zu reden. Man muß Gott und nicht sich selbst dabey die Ehre geben; man muß mit kindlicher Einfalt und demüthig dabey zu Werke gehen. Man erinnere sich, daß Stolz Ursache unserer Finsterniß ist.

Gott richtet sich in Absicht auf die Mittel, welche er den Menschen zu ihrer Ausbildung verleiht, nach dem Charakter und nach den Gaben und Fähigkeiten eines jeden Jahrhunderts. Das geschah auch mit

dem Magnetismus. Dieser ist wahr und gut; da ihn aber die Menschen nicht verstehen, so geschieht es oft, daß die Magnetisirer von dem Ihrigen, von der Finsterniß, die in ihnen ist, hinzuthun, und dann kommt ein Geschöpf zum Vorschein, das halb und halb ist. — Eben so machen es die Menschen mit der Offenbarung. — Daher kommt es auch, daß hie und da verschiedene Krisiaken einander widersprechen. Blieben die Menschen der Natur getreu, und unterordneten sie ihren Willen dem höhern Willen Gottes, so fänden dergleichen Widersprüche nicht Statt; es würde zwar immer Verschiedenheit unter den Krisiaken seyn, dabey würde man aber auch Einheit wahrnehmen. Selbst die geistigen Magnetisirer brauchen zu Zeiten Eigenwillen, und überlassen sich nicht allzeit ganz dem Willen der Vorsehung. Gar oft haben fromme Leute eigenen Willen in Absicht auf die Wahl ihrer geistlichen Heilsmittel *).

---

*) Die Seherin sagt an dieser Stelle noch beyläufig: »Wenn man Ihnen Anlaß dazu gibt, so dürfen Sie ganz herzhaft den Leuten sagen, daß mein Zustand nicht von meinem Willen abhängt. Wenn ich reden soll, und die Menschen wollen mich schweigen machen, so erhält durch diesen Stoß mein innerer Mensch mehr Stärke, und ich rede alsdann mit mehr Nachdruck und Kraft.«

Die sichtbare Schöpfung ist ein Abdruck der Eigenschaften Gottes, nicht Gott selbst. Unser Körper ist ein Abdruck des Geistes; der menschliche Geist hingegen ist nicht ein solcher Abdruck; er hat Aehnlichkeit mit Gott.

Der vergängliche Wille (der Seele) bringt vergängliche Wirkungen; der gute, der unvergängliche Wille (des Geistes) bringt unvergängliche Wirkungen.

Gute und böse Menschen thaten Wunder, thaten das, was wir Wunder heissen. Gott, der unparteyisch ist, verlieh beyden, dem Guten und dem Bösen, Kenntniß der Kräfte der Natur. Jene gaben Gott die Ehre; diese sprachen: Ich bin es, der da will; ich bin es, der dieses oder jenes zu thun vermag.

---

## Fünfundzwanzigster Abschnitt.

---

Wollte man sich bemühen, schon itzt den Sinn von alle dem, was ich gesagt habe, zu fassen, so würde man in die Versuchung gerathen, das Eine davon anzunehmen und das Andre zu verwerfen. — Der Magnetismus ist nichts Körperliches, kann aber kör-

perliche Wirkungen, worunter selbst auffallend künstliche sind, hervorbringen. Er befand sich von jeher im Menschen, äußerte sich aber von Jahrhunderten zu Jahrhunderten anders; er äußert sich je nach der Verschiedenheit und dem Grade, wie sich die Kräfte des Menschen entwickelt haben, und je nach Maaßgabe der mannigfaltigen äußern Bedürfnisse des Körpers. So wie sich der Charakter und die Denkungsart der Menschen geändert haben, haben auch die Aeußerungen des Magnetismus sich ändern müssen; daher um ihn kennen zu lernen, um deutliche Begriffe davon zu erhalten, dürfen wir nicht bey dieser oder jener Aeußerung stehen bleiben, sondern wir müssen alle verschiedene Aeußerungen desselben erwägen, sie unter einander vergleichen und Schlüsse daraus ziehen *).

Unser Wille richtet sich nach dem Grad unserer Erkenntniß, und der Magnetismus richtet sich nach unserm Willen; daher wird jetzt der Magnetismus physisch gebraucht, und hat physische Wirkungen. In dem Willen, der bey dem physischen Magnetismus

*) Als eine Anleitung zur Kenntniß früherer Aeußerungen können Dr. Passavants Untersuchungen über den Lebensmagnetismus u. das Hellsehen dienen, s. Blätter 3. Samml. S. 238 ff.

thätig ist, liegt auch eine gewisse Kraft des Glaubens und des Zutrauens; daher werden künstliche Wirkungen hervorgebracht, die Einfluß auf die verschiedene Denkungsart der Zuschauer haben. Einige halten es für Possen und Schwärmerey, Andre halten es für Wunder, da es doch keins von beyden ist. Der Grund davon liegt darin, daß der Mensch seine innern Kräfte nicht kennt. Der Magnetismus dient zur Erkenntniß; er ist eine Kraft, ein Licht, das sich, je nachdem die Umstände sind, äußert, und vermöge dessen die Krisiaken, je nach den Umständen, ihre Wahrnehmungen haben und ihre Bemerkungen machen. Indessen thut man wohl, den Magnetismus nicht von den Umständen abhängig zu machen, sondern die Natur ihren Gang gehen zu lassen; dann bestimmt sie sich, dann bestimmt der Magnetismus sich von sich selbst, und man kann hoffen ihn kennen zu lernen.— Die Unruhe, die eine Person in Krisis äußert, rührt entweder von dem Zwange her, den man der Natur anthut, oder auch von der Lage, worein eine solche Person durch die Führung Gottes gesetzt ist. Im ersten Falle, wo der Magnetisirer leidenschaftlich handelt, und Gott und der Natur gleichsam Regeln vorschreiben will, ist solche Unruhe schädlich, im letztern aber nicht. Braucht man den Magnetismus bloß

physisch, so hat er geringern Einfluß auf den Geist, und kann folglich nur geringen Anlaß zur Unruhe geben. — Alle Regungen in uns kann man Leidenschaften nennen, aber nicht alle sind sträflich vor Gott. — Uebrigens läßt sich nicht immer bestimmen, woher die Unruhe bey den Krisiaken entsteht; indessen ist es gewiß, daß man dem Magnetismus Freyheit lassen muß zu wirken wie er will. Je freyer man ihn wirken läßt, je mehr wird er uns bekannt, und je mehr wir ihn an unsere Begriffe fesseln, je mehr mißkennen wir ihn. Wir müssen uns keine gelehrte, sondern simple, kindliche Begriffe davon machen; er ist das Natürlichste von dem Natürlichen, und das Natürliche heischt keine menschliche Kunst.

Viele glauben, der Magnetismus schade dem Körper, und daß, wenn man sich lange desselben bediene, der Körper sich daran gewöhne und selbiger ihm nothwendig werde; Andre glauben, der Magnetismus könne nie schaden, und könne immer zur Vervollkommnung und Erhöhung des Geistes beytragen; beydes ist wahr und nicht wahr, je nachdem es die Führung Gottes mit sich bringt. Der physische Magnetismus kann nothwendig werden, wenn der Magnetisirer sich bloß dadurch mit dem Krisiaken verbindet, immer auf ihn losstürmt, und ihn von seinem Wil-

len abhängig macht. Solche Krisiaken, durch den Willen ihres Magnetisirers geleitet, reden freylich; da aber ihre Nerven zu sehr angegriffen und gespannt werden, so kommt wenig dabey heraus, und wenn sie sich im Gedränge fühlen, auf der einen Seite reden sollen, und auf der andern Seite ihre Begriffe sich nicht hinlänglich entwickeln*), so empfinden sie Unruhe. Die Nerven nehmen den Magnetismus an, und werden dadurch gereizt; dieß ist nöthig, um ihre Harmonie mit dem Innern zu befördern; wird nun aber diese Harmonie nicht bewirkt, so geschieht es oft, daß eine solche Person an den physischen Magnetismus wie gebunden ist. Indessen hätte man Unrecht, daraus zu schließen, daß sie alsdann nicht mehr davon befreyt werden könne; dieß kommt wieder auf den Magnetisirer an. Dieser soll alsdann nicht darauf bedacht seyn, daß die Wirkung *schnell* aufhöre; denn auf die Art würde er *ja* abermals der Natur Fesseln anlegen wollen; sondern er soll, nachdem er zuvörderst seine Begriffe von dem Magnetismus berichtiget hat, es nach und nach dahin zu bringen wissen. Uebrigens aber haben die Menschen Unrecht, bloß

---

*) Vielleicht gar von denen des Magnetisirers knechtisch abhängig werden.

das Fehlerhafte, und das was übel ausschlagen kann, dabey zu bemerken; sie sollten vielmehr auf das Innere der Sache gehn.

Der Magnetismus soll frey wirken; will der Magnetisirer dieses oder jenes, so gibt er dem Krisiaken gleichsam einen Stoß, er bindet dadurch sowohl diesen als den Magnetismus selbst, und verursacht, daß der physische Magnetismus dem Krisiaken nothwendig wird.

Der Mensch steht freylich mit körperlichen Dingen in Verbindung, er ist gleichsam an sie gebunden, aber dennoch soll er sich immer als ein freyes Geschöpf erhalten, und folglich sich auch nicht vom Magnetismus binden lassen; er darf ihn als Mittel gebrauchen, aber er soll ihn nicht für unentbehrlich halten. Einerseits ist der Mensch von Allem abhängig, andrerseits aber soll er ganz unabhängig seyn.

So wie es eine physische Nothwendigkeit des Magnetismus gibt, so gibt es auch eine moralische; letztere ist noch stärker als die erste. Oft hängt die physische Nothwendigkeit nicht vom Magnetisirer, sondern von gewissen Umständen ab; dieß soll uns aber nicht veranlassen, eine üble Meinung davon zu hegen; überhaupt thun wir immer besser wahrzunehmen, zu bemerken, als zu urtheilen.

Wenn der physische Magnetismus physisch auf meinen Körper wirkt, so ist das eine Nothwendigkeit, die in der Natur der Sache liegt; eben so ist es auch mit der moralischen Nothwendigkeit. Magnetismus ist eine Kraft, die auf äußere und innere Kräfte wirkt, und unter den innern Kräften ist mehr Analogie und Verbindung, als im Physischen oder Körperlichen; daher ist die moralische Nothwendigkeit größer als die physische.

Man muß Alles annehmen, Alles in der Schatzkammer aufbewahren, bis es mit der Zeit sich deutlicher aufklärt; unsere Gedanken darüber müssen zwanglos, frey seyn.

Der physische Magnetismus ist auch meinem Körper nothwendig gewesen, und ist ihm noch nothwendig; inzwischen ist er an keine Stunde gebunden, und nur nachdem ich es bedarf nöthig. Die Bedürfnisse unserer Natur unterscheiden sich wie die Gesichtszüge der Menschen; letztere kann man nicht aufheben, nicht verändern, erstere eben so wenig. Freylich kann man auf gewisse Weise die Natur eines Menschen binden; aber dann ist er eben so wenig frey, als Jemand, dem Hände und Füße gebunden sind, frey ist. —

Ich soll die Menschen, und Alles was geschaf-

fen ist, lieben; das ist nicht nur Gebot Gottes, sondern liegt in unserer Natur, und ist derselben ganz angemessen. Aber ich darf nicht fordern, daß bey den Begriffen, die die Menschen haben, sie mich lieben sollen; denn sonst diente ich zweyen Herren, Gott und der Welt.

Vermöge des Zustandes, in welchem ich mich durch die Schickung Gottes befinde, bin ich kein Sonderling, aber die Menschen machen mich dazu. — Gott hat uns gewissermaßen an das Sichtbare, an den zeitlichen Beruf gebunden; die Kenntnisse, die mir Gott verliehen hat, vertragen sich allerdings damit, denn sonst widerspräche sich Gott. Da aber selbst gute Menschen das Sichtbare, den zeitlichen Beruf, die Ehe ꝛc. aus einem andern Gesichtspunkt als ich betrachten, so können sie sich in mich nicht finden, und stoßen mich zurück. Es ist ganz gewiß nicht Schwärmerey, wenn ich behaupte, daß wir Alles auf den Geist führen, und alles Vergängliche in diesem Leben, durch den rechten Gebrauch, zum Unvergänglichen machen müssen.

Das Verderben, die Finsterniß im Menschen, macht mich zum Sonderling; nicht nur das Verderben Anderer, sondern auch mein Verderben; ohne

Wenn der physische Magnetismus physisch auf meinen Körper wirkt, so ist das eine Nothwendigkeit, die in der Natur der Sache liegt; eben so ist es auch mit der moralischen Nothwendigkeit. Magnetismus ist eine Kraft, die auf äußere und innere Kräfte wirkt, und unter den innern Kräften ist mehr Analogie und Verbindung, als im Physischen oder Körperlichen; daher ist die moralische Nothwendigkeit größer als die physische.

Man muß Alles annehmen, Alles in der Schatzkammer aufbewahren, bis es mit der Zeit sich deutlicher aufklärt; unsere Gedanken darüber müssen zwanglos, frey seyn.

Der physische Magnetismus ist auch meinem Körper nothwendig gewesen, und ist ihm noch nothwendig; inzwischen ist er an keine Stunde gebunden, und nur nachdem ich es bedarf nöthig. Die Bedürfnisse unserer Natur unterscheiden sich wie die Gesichtszüge der Menschen; letztere kann man nicht aufheben, nicht verändern, erstere eben so wenig. Freylich kann man auf gewisse Weise die Natur eines Menschen binden; aber dann ist er eben so wenig frey, als Jemand, dem Hände und Füße gebunden sind, frey ist. —

Ich soll die Menschen, und Alles was geschaf-

fen ist, lieben; das ist nicht nur Gebot Gottes, sondern liegt in unserer Natur, und ist derselben ganz angemessen. Aber ich darf nicht fordern, daß bey den Begriffen, die die Menschen haben, sie mich lieben sollen; denn sonst diente ich zweyen Herren, Gott und der Welt.

Vermöge des Zustandes, in welchem ich mich durch die Schickung Gottes befinde, bin ich kein Sonderling, aber die Menschen machen mich dazu. — Gott hat uns gewissermaßen an das Sichtbare, an den zeitlichen Beruf gebunden; die Kenntnisse, die mir Gott verliehen hat, vertragen sich allerdings damit, denn sonst widerspräche sich Gott. Da aber selbst gute Menschen das Sichtbare, den zeitlichen Beruf, die Ehe ꝛc. aus einem andern Gesichtspunkt als ich betrachten, so können sie sich in mich nicht finden, und stoßen mich zurück. Es ist ganz gewiß nicht Schwärmerey, wenn ich behaupte, daß wir Alles auf den Geist führen, und alles Vergängliche in diesem Leben, durch den rechten Gebrauch, zum Unvergänglichen machen müssen.

Das Verderben, die Finsterniß im Menschen, macht mich zum Sonderling; nicht nur das Verderben Anderer, sondern auch mein Verderben; ohne

letzteres würde es mir nicht wehe thun, wenn man mich schief beurtheilt. —

Obgleich es mit dem Menschengeschlecht auf die Neige geht, so wird doch im Ganzen die Sterblichkeit so bleiben, wie sie schon seit einiger Zeit ist. —

---

## Sechsundzwanzigster Abschnitt.

Man kann sich den Magnetismus unter dem Bilde des Lichts in der Schöpfung vorstellen; Alle nehmen daran Theil, aber man nimmt es nicht bey Allen wahr; er ist nicht erst entstanden oder entdeckt, sondern nur unter anderer Gestalt und Namen in unsern Zeiten bekannt worden; er wird jetzt physisch gebraucht; alles Unsichtbare läßt sich auf das Sichtbare anwenden, denn letzteres ist Aeußerung des erstern.

Die magnetische Kraft, in so fern sie als eine Eigenschaft der Seele anerkannt wird, ist anziehend und verbindend, und hat das Vermögen, zusammen und fest zu halten, und in diesem Betracht hat sie Bezug aufs Sichtbare oder Physische, zu dessen Erkenntniß wir mittelst der Seele gelangen; in so fern sie aber ein Licht ist, ist sie geistig, und hat Bezug auf den Geist.

Die magnetische Kraft ist gleich der Sonne, die ihre Strahlen aller Orten hinwirft, auf jede Pflanze wirkt, aber in jeder Pflanze eine besondere Erscheinung hervorbringt; sie ist immer dieselbe Sonne, immer dieselbe in ihren Ausflüssen, deren Folgen und Aeußerungen aber mannigfaltig sind. Eben so verhält es sich mit der magnetischen Kraft, als Licht betrachtet; sie wirkt auf alle Menschen, bewirkt aber bey allen nicht ein und eben dieselbe Erkenntniß. Die Fähigkeiten der Menschen sind verschieden; die Einen erfinden, die Andern nehmen das Erfundene an. Alle Gaben, die dem Menschen zu Theil werden, folglich auch die magnetische Kraft, diese Würde des wahren Menschen *), können sich nicht anders äußern, als es dem von Ewigkeit her gefaßten Rathschluß und der weisen Führung Gottes gemäß ist; denn alle kommen von Gott. Es gibt mancherley Kräfte im Menschen, worunter auch die magnetische gehört, deren sich Gott zu seinen Absichten bedient, deren Gebrauch nicht von der Willkühr des Menschen abhängt, und die nicht gegen die Absicht Gottes angewendet werden können.

*) So verdient allerdings die dem Menschen ursprünglich anerschaffene Lichtkraft zu heißen, und von dieser allein ist hier die Rede. Sie ist von heiliger Gesinnung unzertrennlich; und ohne Christus ist die Herstellung unserer Lichtnatur unmöglich.



Bayerische Staatsbibliothek München

Die magnetische Kraft liegt, gleich andern Kräften, im Menschen, ohne daß er sich derselben bewußt ist; manches Unbegreifliche und Erstaunenerregende kann dadurch bewirkt werden. Diese Kraft wird von Gott, wenn es zu seinen Absichten nöthig ist, geweckt und dermaßen thätig, daß der Mensch Gebrauch davon machen, und mittelst ihrer zur Erkenntniß und Einsicht mancher Dinge kommen kann, die ohne sie ihm verborgen geblieben wären. Diese Kraft ist uneingeschränkt, ist an keinen Gegenstand besonders gebunden *), geht auf Erkenntniß aller Art aus, *und* ist gleichsam der Mittelpunkt von Allem.

In Allem was ich wahrnehme, finde ich Geist; aber wie es gewöhnlich angesehen und angewandt wird, ist es plumpe Materie; könnten Sie es wahrnehmen wie ich, Sie würden sich über *die verkehrten* Ansichten der Menschen sowohl, als über den Geist der darin liegt, wundern. Freylich findet der Mensch an manchen Dingen Vergnügen, aber nicht das wahre, das er daraus schöpfen könnte; indem er von keinem den rechten Gebrauch macht, wird er bey manchen Dingen irre, und begreift nicht wie dieses oder jenes

---

*) Also auch nicht an den sogenannten physischen Magnetismus und dessen Operationen.

von Gott sey erschaffen oder veranstaltet worden, da es doch von dem Menschen nicht allein gemißbraucht werden, sondern ihm auch Schaden bringen und ihn ins Verderben stürzen könne. Die Nothwendigkeit der Dinge, wie sie jetzt sind, die Ursachen, warum Alles so ist und nicht anders seyn kann, erkennen und einsehen, nur das gewährt lebhaftes und dauerhaftes Vergnügen; solche Einsicht aber ist aus weisen Ursachen dem Menschen versagt; wäre sie ihm gewährt, und er benutzte sie nicht wie sichs gebührt, so brächte sie ihm nothwendig mehr Schaden als Vortheil. Der Mensch hält manche Dinge für böse oder unnütz, und geräth in Versuchung deren Schöpfer zu tadeln, bloß weil er das Wesentliche, den Sinn, den Geist davon nicht einsieht; er urtheilt bloß nach seinen Empfindungen und nach seinem Genuß, und ist der Ursachen, warum selbigen dieses oder jenes dargeboten wird, völlig unkundig.

Ich finde daß die Menschen weniger aufgeklärt sind, als sie zu seyn glauben. In den frühern Zeiten der Welt war im Menschen mehr Kraft; das Auge oder der Spiegel seiner Seele war heller, und nahm die Objecte bestimmter und deutlicher auf; auch haben wir die meisten Entdeckungen den Alten zu verdanken, und wir thun nichts als das Entdeckte prüfen,

vergleichen und bearbeiten. Daher so viel Verwirrung in unsern Wissenschaften; wir suchen, aber wir können uns nicht verhehlen, daß wir nichts finden; uns ist nicht wohl, aber wir wissen nicht wo es fehlt. Während unsere Seele das Geschick und die Fertigkeit nicht mehr hat, Entdeckungen zu machen, ist unser Geist, der den Mangel der Seele zu ersetzen bestimmt ist, erst im Aufsteigen; es ist noch nicht völlig helle in uns. Jenes Geschick, jene Fähigkeiten der Seele, die wir bey unsern Vorfahren bewundern, werden uns nicht mehr zu Theil, denn es ist mit dem *Menschengeschlechte* wie mit einem einzelnen Menschen; dieser ist Kind, Jüngling, Mann und Greis. Jedes Alter hat sein ihm angemessenes Geschick, und kein Alter hat Vorzüge vor dem andern; denn eins folgt aus dem andern, und auf das andere. Daher hat man Unrecht, sich weiser als die, die vor uns waren, zu dünken. In der Erkenntniß Gottes sind wir weiter, indem die Offenbarungen Gottes uns näher bekannt geworden sind, und kräftiger, nachdrücklicher wirken.

Ich kann nicht genug wiederholen, daß das, was ich sage, Ihre Begriffe nicht binden möge, sondern daß Sie ungezwungen darüber nachdenken müssen. Wenn ich durch das, was ich sage, die Begriffe Anderer fessele, so fessele ich auch meine eigenen, und

ich empfinde daß meinen Begriffen dadurch Zwang angethan wird, und sie sich zu erweitern und zu wirken verhindert werden. Wir müssen abwarten, daß sich Eins durch das Andre, das Vorhergegangene durch das Nachfolgende, erläutere. Freylich gehört zu viel dazu, etwas Vollständiges zu liefern; indessen kann es dahin kommen, daß meine Begriffe unmittelbar auf die Ihrigen zu wirken vermögen. Für jetzt müssen Sie dem, was ich sage, freyen Lauf in sich lassen. Solche Freyheit ist in der physischen Welt erforderlich, folglich auch in der Unsichtbaren. Daselbst hängt Jedes mit so vielem Andern zusammen, daß das Einzelne ohne Kenntniß des Ganzen, oder wenigstens mehrerer Theile, nicht beurtheilt werden kann. Der Zusammenhang des Unsichtbaren ist noch genauer als der des Sichtbaren; jenes läßt sich noch weniger trennen und theilweise erklären.

Jeder Mensch hat außer dem großen Wege, den er wandeln muß, irgend einen kleinen Nebenweg, auf welchem er nach Willkühr auf und ab spazieren kann. So gibt es auch Nebenwege, die mancher Magnetisirer einschlägt; er sucht nämlich die magnetische Kraft seinem Willen zu unterwerfen, und statt ihr den natürlichen Lauf zu lassen, bestimmt sein Wille, wie sie zu wirken habe. Er verlangt z. B. daß der

Kranke, den er magnetisirt, die Mittel zu seiner Genesung angebe, daß er die Zeit zum voraus verkündige, in welcher er genesen werde. Auf die Art bindet der Magnetisirer gewissermaßen die magnetische Kraft, und der Wille des Kranken wird dem Willen des Magnetisirers untergeordnet. Dem zufolge kann es freylich geschehen, daß der Kranke die Mittel zu seiner Genesung richtig angibt, und die Zeit seiner Genesung bestimmt; indessen wird auch häufig durch den Willen des Magnetisirers wenig oder gar nichts bewirkt, und oft ist das Gegentheil erfolgt von dem, was man gewünscht und von Seiten des Krisiaken ausgesagt hat. So hat es deren gegeben, die mit so viel Zuversicht und Gewißheit Dinge verkündeten, daß man glauben konnte, sie würden vom Himmel herab geredet, und die doch nicht erfolgt sind. Man hätte Unrecht, dem Magnetisirer oder dem Krisiaken Vorwürfe darüber zu machen. Die meisten Magnetisirer bleiben bey den äußerlichen Wirkungen des Magnetismus stehen; es geht ihnen damit wie mit dem Winde, sie sehen dessen äußerliche Wirkungen, aber sie wissen nicht was er ist, noch woher er kommt; sie handeln in guter Absicht, sie brauchen Zwangsmittel, indem sie wähnen, die kranke Person und deren Schicksale nach Willkühr leiten zu können; sie

wollen daher, was sie nicht wollen dürfen, und was der Natur der magnetischen Kraft grade zuwider ist. Sie wissen nicht, daß zum Magnetisiren ein erleuchteter und in Gott ergebener Wille unumgänglich erforderlich sey. Auf der andern Seite befolgt der, unter der physischen Kraft des Magnetisirers stehende Krisiake dessen Willen, es sey nun daß er das Vermögen, dem zu widerstehen, noch nicht erreicht hat, oder daß er sich Ruhe, worum ihm am meisten zu thun ist, zu verschaffen sucht. Es ist demnach Mangel an Erkenntniß, die solch Verfahren des Magnetisirers veranlaßt, und darüber kann man ihm keine Vorwürfe machen; auch rede ich nur beyläufig davon. Niemand darf sich seiner bessern und höhern Einsichten rühmen, noch Gott bitten ihm mehr Erkenntniß zu verleihen als Andern. Lassen Sie uns ihn bloß anflehen, uns wissen zu lassen, was Geist und was Wahrheit sey. Auch ich bin auf Nebenwege ausgewichen, indem ich von andern Magnetisirern rede; wir müssen den graden Weg gehen.

Soll ich etwas für Wahrheit erkennen, so muß es mir Ueberzeugung und Ruhe verschaffen. — Meine Kraft und mein Wille sind auch eine Zeit lang gleichsam niedergeschlagen worden; indessen das, was mit

mir vorgegangen ist, hat geschehen müssen, damit etwas Anderes seinen Anfang nehmen konnte.

## Siebenundzwanzigster Abschnitt.

Unser Erkenntnißvermögen ist gleich einem Baum; dieser hat in der Erde Wurzel gefaßt, treibt Zweige mit Knospen, die sich vervielfältigen, aufbrechen und Früchte bringen; jenes steht im Geiste gewurzelt, und muß sich entwickeln, muß zu einem gewissen Wachsthum gelangen, bevor es Früchte zu bringen vermag; hier verstehe ich unter Frucht der Erkenntniß die Sprache. Diese liegt nicht in der Erkenntniß, sondern die Erkenntniß, wie sie sich entwickelt, wie sie reift, entlehnt aus den uns umgebenden Gegenständen Bilder, und geht über in Sprache. Unsere gewöhnlichen Erkenntnisse erhalten wir von Andern, und daher sind wir auch an die Sprache Anderer gebunden. Wenn aber unser Erkenntnißvermögen, wenn sich dieser Baum nicht durch das Zuthun Andrer entwickelt und befruchtet wird, wenn er in seinem eignen Boden steht, und seiner Entwickelung der natürliche Lauf gelassen wird: so trägt er eigenthümliche Früchte, das ist, er äußert sich

nicht durch eine entlehnte, sondern durch eine ihm eigene Sprache; diese kann indessen so gut gedeihen, daß sie Andern mitgetheilt und verständlich werden kann *). Jeder Mensch ist eine Pflanze der Erkenntniß, die sich entwickeln, die reifen soll; sie wird durch Andre gepflegt, oder pflegt sich selbst mittelst der Ansicht der Dinge, mittelst der Sinne. Da die Sinne mit dem Geist gepaart und unzertrennlich verbunden sind **), so ist leicht zu begreifen, wie man mittelst derselben zu wahren Kenntnissen gelangen kann. Freylich kann er dabey auf Irrthümer verfallen; um aber zu wissen ob seine Erkenntnisse ächt und wahr sind, braucht er nur auf die Wirkungen Acht zu geben, die sie auf ihn machen: bringen sie ihn Gott näher, so kann er ihrer Güte gewiß seyn. Ich rede

*) Man merke auf diese treffende Erklärung unt. and. der Originalität der Denker und Redner (Dichter, Bildner ꝛc.), die absolut genommen, bey einem unterrichteten oder gebildeten Volke nicht mehr möglich ist. Die Lehre enthält aber noch weit wichtigere Blicke.

**) Nämlich durch die Seele, deren Fühlwerkzeuge (gleichsam Saugkanäle) sie sind. Der aufwachende Geist zieht durch sein Organon, die Seele, und diese durch ihre Organe, aus der Umgebung Nahrung (Erfahrung) an sich.

hier nicht von wissenschaftlichen Kenntnissen, worunter auch manche gut seyn mögen, die uns aber keine wesentliche Vortheile gewähren.

Auch darin hat der Mensch Aehnlichkeit mit Gott, daß er reden kann. Dieß Vermögen hat er dem Geiste zu danken. Der Geist bedarf an und für sich keiner Sprache; aber sobald er sich mittheilen will, ist sie ihm nothwendig. Der Gedanke des Geistes, um sich bekannt zu machen, muß durch verschiedenes, seiner Natur Unähnliches, muß durch mehrere Schöpfungen, durch Seele und Leib wirken; er muß, um verständlich zu werden, eine Art von Schöpfung vornehmen, sich in Bilder und Worte kleiden. Die Sprache, deren sich der Geist bedient, ist folglich nicht der Geist selbst, sondern ein schwacher Abdruck, eine fern von ihm bewirkte Aeußerung des *Geistes* *).

Das Thier gibt nur *einen Laut*; man kann nicht von ihm sagen daß *es* rede. Menschen, die sich ihres Geistes nicht bewußt sind, die weder an Gott noch an ihre wesentlichen Bedürfnisse und Bestimmung denken, sind in Betreff der Sprache nicht viel besser

*) Daher die Unmöglichkeit aller unbildlichen Rede, jedes unbildlichen Worts. Umgekehrt können Geschöpfe, denen der Geist, mithin der unbildliche Gedanke fehlt, auch nicht reden, s. das Folg.

als Thiere; sie bedienen sich der von Andern vernommenen Worte, aber ihre Sprache, da sie keine Aeusserung, keine Ausgeburt ihres Geistes ist, ist ohne Kraft. David und Salomo ꝛc. erwähnen solcher Menschen, die so ganz ohne Geist reden; solche verstehen auch nicht, sobald vom Geist oder geistigen Dingen die Rede ist *).

Ich bin in der innern Welt, und da finde ich, daß das, was wir sehen, nicht das ist, wofür wir es halten, und daher wird es mir schwer, mich über meine Wahrnehmungen deutlich auszudrücken. Ueberhaupt, meiner Erkenntniß fehlt noch die Sprache; aus dem Grunde, ob ich gleich von ihrer Aechtheit und Wahrheit überzeugt bin, thut mir meine Erkenntniß oft wehe; mein Unvermögen, sie wahr und rein mitzutheilen, macht mich unruhig, so daß meine Erkenntniß hin und wieder mir selbst undeutlich wird. Die Sprache, die ich dazu entlehnen muß, ist ihr

---

*) Auch der Brief Judä gedenkt ihrer (V. 19: »Seelische, die keinen Geist haben«). Vg. 1 Kor. 2, 14. Das Leben zeigt sie uns leider täglich. In der Wissenschaft und Kunst bilden die Geistlosen (was wir nicht zum Scherz hieher setzen) das treffend sogenannte imitatorum servum p e c u s des Horaz; während die eigenwillig Originellen ihren Geist seelisch mißbrauchen.

nicht so ganz angemessen; das Unvollständige aber liegt nicht in der Erkenntniß, sondern im Ausdruck. Man könnte fragen, warum bey solcher Erkenntniß die Sprache dazu fehle? Davon ließen sich mehrere Ursachen angeben: deren eine ist, daß ich meine Erkenntniß, diese Gabe, nur in so weit benuzzen kann, als es Gott will. Indessen kann es geschehen, daß in Zukunft es mir leichter wird mich deutlich auszudrücken; dazu ist eine Berührung meiner Sinne erforderlich, wodurch sie die Einwirkungen des Geistes anzunehmen fähiger und für *selbige* empfänglicher werden. Manche, die sich mit dem Geistigen zu beschäftigen gewohnt sind, würden dann meine Sprache verstehen, Andre würden sie für leeres Geschwätz halten. Es kommt darauf an, sich so simpel und einfach wie möglich auszudrücken; *durch* rednerische Figuren wird man nur unverständlicher. Ich sage nichts Neues, sondern ich rede nur von dem Innern und von dem Werthe des Alten.

Es ist mir sehr daran gelegen, daß man den Menschen recht kennen lerne. Gewöhnlich hält man dafür, daß die Sinne dem Menschen Schaden bringen; aber man irrt darin, weil man nicht weiß, wie viel Nutzen sie bringen, und wie genau und unzertrennlich sie mit dem Geiste verbunden sind. Wer das

weiß, der geht mit offenen Augen und Verstand in der Welt herum, und findet da das Paradies; denn ein solcher sieht Alles aus seinem gehörigen Gesichtspunkt an*). Durch die Sinne, oder vielmehr durch die Kraft, die in den Sinnen wirksam ist, steht der Mensch mit Allem außer ihm und mit allen Menschen in Verbindung; die Einwirkung aber, die von daher auf ihn gemacht wird, soll nicht bloß auf unsere Sinne gehen, sondern von da auf den Geist geführt werden. Dem Geiste liegt ob, die von außen auf die Sinne erfolgten Wirkungen zu prüfen, das Gute davon für sich fest zu halten, und die Sinne von alle dem, was dem Menschen Schaden verursachen könnte, abzuwenden, und dessen Wirkung und Einfluß zu hindern. — Im Ganzen sind zwar alle Menschen mit einander verbunden; nichts desto weniger ist aber doch ein Jeder vom Andern unabhängig, und kann frey in der Welt leben; denn der Geist eines Jeden ist für sich, sondert einen Jeden von allen Uebrigen ab, und, indem er auf gewisse Weise das Band, das die Menschheit zusammenhält, trennet, lehrt er die Natur und

---

*) Das Paradies ist in diesem Sinn die geistige Lust an der Vortrefflichkeit der Werke Gottes, in die das erleuchtete Auge einschaut.

Beschaffenheit dieses Bandes kennen, und zeigt *wiefern* der Mensch mit Andern in Verbindung steht und stehen soll *). Indessen da wir im Sinnlichen leben, und nichts als Sinnliches sehen, so muß die Erkenntniß des Menschen schon einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht haben, bevor der Geist völlige Herrschaft über die Sinne gewinnen und alle Einwirkungen, die auf sie geschehen, zum Besten kehren kann. Die Sinne haben nur einen beträchtlichen Werth, so lange sie unter der Regierung des Geistes stehen; wenn wir sie der überlassen, so *verewigen* wir sie, und gelangen auch schon hier in der Gegenwart zu einem gewissen Grad von Ruhe. Es kommt darauf an, Alles gehörig zu genießen, d. i. Genuß für die Ewigkeit davon zu haben, und dazu kann nur Gott uns verhelfen. Man hat sehr Unrecht, das Sinnliche und dessen Genuß ganz zu verwerfen, um so mehr da es dazu dient, unsere Kenntnisse in dieser Welt zu erweitern, und unsern Verstand zu entwickeln. Das Gefährliche im Genuß sinnlicher Dinge liegt nicht in den Dingen selbst, sondern im Men-

---

*) Die trennende und individualisirende Kraft des Geistes zeigt sich auffallend im Lebensalter des Geistes; Jugend verbindet, Reife sondert.

schen. Der Gebrauch sinnlicher Dinge, statt uns von Gott zu entfernen, soll uns näher zu Gott führen.

Alles was von Gott erschaffen ist, ist von Gott ausgegangen, muß folglich etwas Gottähnliches in sich enthalten, und daher nothwendig gut seyn; es ist nicht Gott selbst, aber es trägt das Gepräge der göttlichen Eigenschaften; es kommt von Gott, und von Gott kann nichts ausgehen, was nicht gewissermaßen in ihm selbst ist. Eine Kraft ging von Gott aus, und das äußerste ihrer Ausdehnung ward, nachdem sie sich davon zurückgezogen hatte, Materie; doch war von der Kraft Leben in ihr zurückgelassen. Der Mensch wurde von Gott auf eine vorzüglichere Art belebt, er wurde geschaffen nach Gottes Bilde, hat daher größere Aehnlichkeit mit Gott, und ist, wie Gott, unsterblich. Unser Körper ist Anzug, Gewand für den Geist, er ist für ihn Mittel, Kenntnisse zu erwerben; es ist so geordnet, daß unsere Sinne, indem sie für den Geist sammeln, sich mit ihm verewigen können. Unsere Sinne können Gott nie wahrnehmen; aber unser Geist sieht mittelst der Sinne Gott im Sinnlichen, und lernt dessen Eigenschaften kennen *). In jener Welt werden wir mehr der

*) Der Apostel nennt dieses: Gottes Unsichtbares verständlich sehen, Röm. 1, 20.

Werke Gottes, und auch die Engel, unsere *ältern* Brüder *), sehen; aber den Schöpfer sehen wir nur im Erschaffenen, nur in seinen Werken. Der Geist kann aber doch in eine Art von Umgang mit Gott gelangen, der aber in der Welt schon angefangen werden muß; der Geist hat alsdann gleichsam ein Auge, ein Licht, mittelst dessen er Gott wahrnehmen kann; es ist dann ein immerwährender Einfluß Gottes auf ihn. Es heißt: wir werden in Christo Gott sehen; hievon ein ander Mal. — Wenn der Mensch sich nicht gewöhnt, im Sinnlichen Gott zu finden, so *lernt* er die Einwirkung Gottes auf Alles niemals *begreifen*.

---

## Achtundzwanzigster Abschnitt.

---

Es gibt zweyerley Arten von rechtschaffenen Menschen: die, die den Willen Gottes thun, weil es Gesetz und Vorschrift ist, denen es aber nicht völlig anschaulich ist, warum sie es thun; und andere, die mit vollkommener Ueberzeugung empfinden, daß durch die Ausübung unserer Pflichten die Absichten Gottes

---

*) Die vor unserer Welt geschaffenen verständigen Wesen.

erreicht werden sollen, und die bey einem oder anderm Gebot und Verbot einsehen, warum sie Statt haben. Jene gehorchen blindlings, diese aber handeln mit Einsicht, nicht allein weil es Gott geboten hat, sondern weil sie der Absichten dabey sich bewußt sind, und diesen kostet die Befolgung ihrer Pflichten keine *) Selbstverläugnung, bey ihnen wird der Finsterniß immer weniger, und der Tag der Wahrheit bricht immer mehr an; sie finden keine Verwirrung, keinen Widerspruch mehr in der Regierung Gottes, sondern vielmehr in dem Menschen selbst und in dessen verfinstertem Verstande. Beyde Classen von Menschen können rechtschaffen genannt werden, und man hätte Unrecht, die erste derselben zu tief herunter zu setzen; bey ihr herrscht Mangel an Erkenntniß, und dieß ist eine Krankheit, womit wir Alle mehr oder weniger befallen sind. So gibt es Menschen, die das Gesetz pünktlich befolgen, denen aber der Zweck davon unbekannt ist, und die solch Gesetz nicht für eine Wohlthat anerkennen, und es nicht der weisen Regierung Gottes, so wie der menschlichen Natur angemessen finden. Solche bleiben Knechte Gottes. Der Erleuchtete hingegen, dieser Freund und Mitregent Gottes auf Er-

*) Oder doch weniger, und immer weniger.

den, nimmt kein andres Uebel in der Welt wahr als sich selbst; er findet den Grund davon in der Finsterniß unserer Vernunft und in der Armuth unsers Verstandes, die uns nicht erlauben, die Dinge im Ganzen und in ihrem Zusammenhang untereinander wahrzunehmen, und sie für das anzusehen, was sie sind.

So wie die Nacht verschwindet, bricht der Tag an, und da zeigt sich die Natur in ihrer ganzen Schönheit; auf gleiche Weise: so wie das wahre Licht uns leuchtet, und wir zur Erkenntniß kommen, nehmen wir in Allem die vortrefflichste Ordnung wahr, und finden, daß der Anstoß, den wir an diesem oder jenem genommen haben, in uns selbst liege. Geht das Licht in uns auf, und thun wir tiefere Blicke in die Regierung Gottes, so erkennen wir, daß die Schmerzen und das Leid, das uns betraf, uns aufmerksam auf uns selbst gemacht haben, daß wir in den besten Absichten damit heimgesucht worden sind, und daß wir thöricht gehandelt haben, indem wir uns darüber betrübten.

Die Finsterniß verliert sich nicht ganz von der Erde, doch blickt das Licht hin und wieder durch, und erhellet einigermaßen das Ganze. Allen Menschen kann es nicht in gleichem Maaße zu Theil werden; denn die Finsterniß fesselt viele Menschen an Dinge,

worin sie ihre Glückseligkeit suchen, während selbige doch vergänglich und nur für die Zeit sind. Die wahre Zufriedenheit, das lautere Vergnügen, ist nur in dem Unsichtbaren zu finden, und von da kann man es auf alles Sichtbare ausdehnen. Um dieses Vergnügens theilhaft zu werden, muß der Mensch einsehen und lebhaft empfinden, daß er blind ist.

Viele Menschen gehen ihren eigenen Weg und täuschen sich selbst; sie glauben das ihnen Nothwendige zu erkennen, wenn gleich sie nur einen geringen Theil von dem, was sie wissen sollen, einsehn; sie fühlen daß sie mit Gott in Gemeinschaft kommen müssen, aber um Erleuchtung bitten sie Gott nicht; denn sie glauben, daß bey ihren Gesinnungen und ihrer Denkungsart selbige nicht weiter nöthig sey.

Seit dem Anfang der Welt hat das Licht der Wahrheit von Zeit zu Zeit zum Besten der Menschheit geleuchtet und Wirkungen hervorgebracht. Die Sünde, die in allen Menschen haftet, bringt auch Wirkungen hervor, aber sie ist nichts Wirkliches, und nimmt ihren Ursprung aus unserm Willen. Auf eine kurze Zeit ist sie mächtig unter den Menschen, und verbreitet sich über die ganze Erde; demohngeachtet ist die Wahrheit nicht müßig, sondern immerhin wirksam. Es ist Irrthum, zu glauben, die Sünde

sey stärker denn die Wahrheit; in Rücksicht auf einzelne Menschen kann das der Fall seyn, im Ganzen aber hat das Gegentheil Statt.

Die Wirkungen der Sünde haben nichts Bleibendes, nichts Wirkliches außer uns; denn sie verlieren sich in der väterlichen Regierung und Führung Gottes. Der Plan Gottes, indem er ausgeführt wird, verzehrt gleichsam das Böse, das aus der Sünde entstehen könnte; eigentlich ist diese nur böse für den, der sie begeht. Wie kann man glauben, daß der Mensch Dinge, die gegen den Plan und die Absichten Gottes sind, bewirken könne? Die sündigen Handlungen der Menschen sind nicht bleibend, sie werden durch die Absichten Gottes vereitelt, und vergehen; sie könnten nicht vergehen, wären sie etwas Wirkliches. Auch heißt es, daß der Sünder mit seinen Werken sterbe oder vergehe; seine Werke sind todt.

Es ist nicht genug, zu bedenken, daß der Mensch durch die Sünde verderbt und verunstaltet worden sey; wir müssen auch die Mittel erwägen, die Gott anwendet, den Menschen wieder aufzurichten; wir müssen einsehen lernen, wie groß der Mensch durch die Gnade Gottes wieder werden kann, wie das Gute in ihm ist erhalten worden, und wie das Böse ihm nur auf kurze Zeit anklebt. Dadurch wird der Mensch auf-

gemuntert, Handlungen zu begehen, die bleibend sind, und sich von dem Guten, das noch in ihm ist, regieren zu lassen *).

Man muß das Wort Gottes besser verstehen lernen; ein Jeder nimmt davon was ihm beliebt und behagt, aber es muß nicht von einander getrennt, sondern in seiner Einheit erhalten werden, denn es

*) Ein Freund hat über das, was unsere erleuchtete Seherin schon in vorigen Abschnitten von der Nichtigkeit und Vergänglichkeit der Sünde gesagt hat, bemerkt, er sey zwar damit einverstanden, es hätte jedoch dabey herausgehoben werden können, daß gleichwie Christus die ganze Macht des Urhebers der Sünde, des Teufels, erfahren und besiegt habe, weßhalb er auch Herr der ganzen Schöpfung sey, eben so die, welche mit ihm in seinem Reiche wohnen sollen, den Satan durch dieselben Werke besiegen müssen: durch Glaube, Liebe und Demuth. Hierin liegt nichts, was die Seherin läugnen könnte; denn eben diese Werke sind die »bleibenden Handlungen,« zu denen die Gnade wieder tüchtig macht, und womit der Mensch die Sünde in ihm und deren Urheber überwindet, so daß er ihr, oder vielmehr sie ihm abstirbt und vergeht. Und so vergeht endlich auch im Ganzen die Sünde mit ihrem Urheber, als solchem, und der feste Grund Gottes bleibt. Die Seherin hebt dasjenige hervor, was zum Guten stärken kann, verkennt aber weder das Verderben im Menschen, noch die Gewalt der Sünde und des Teufels, die durch Christum besiegt ist und wird.

macht Ein Ganzes aus. Wir dürfen nicht an der Oberfläche kleben bleiben, sondern müssen Gott bitten, daß er uns den Geist davon erkennen lasse.

---

## Neunundzwanzigster Abschnitt.

Alles Erschaffene, es sey sichtbar oder unsichtbar, ist Wahrheit; wenn aber der Mensch es nicht aus der ewigen, ihm vom Schöpfer verliehenen Kraft, die aus der Wahrheit ist, braucht, so macht er durch den falschen, unrechten Gebrauch die Wahrheit zum Irrthum. Dieß geschieht hier und da mit dem Magnetismus. Die sichtbaren Wirkungen desselben sollen uns auf das Unsichtbare, das der Grund davon ist, führen, so wie uns überhaupt die sichtbare Schöpfung auf die Unsichtbare führen sollte; jene ist eben so wohl wie diese: Wort, Offenbarung Gottes.

Ich kann und will den Magnetismus nicht ganz erklären; er wird uns von selbst klar werden, wenn wir still und aufmerksam auf unsere Erfahrungen sind, und diese nicht zu voreilig erklären wollen, sondern die Zeit abwarten, da sich Eins aus dem Andern aufklärt. Das habe ich schon gesagt, und kann es nicht genug wiederholen.

Es ist nichts, das die menschliche Vernunft nicht auf eine scheinbare Weise zu erklären vermag; aber nur dann sind die Erklärungen richtig, wenn Gottes Geist in uns herrschend ist. Alsdann sehen wir den Zusammenhang des Ganzen, das Band das uns mit allem Erschaffenen verbindet, und wie dieses Band an den Schöpfer geknüpft ist.

Wenn wir Gott um Erkenntniß bitten, so gibt er uns deren so viel wir bedürfen. Wir müssen uns hüten, Gott vorschreiben und vorlaufen zu wollen; wir dürfen nicht unzufrieden seyn, wenn wir dieselbe nicht in vollem Maaße erhalten; erst nach und nach werden wir tüchtig sie anzunehmen und zu verstehen. Alles in der Natur geht seinen bestimmten allmähligen Gang; das Kind braucht lange Zeit ehe es ein Mann wird; dasselbe findet im Geistigen Statt.

Die Menschen können die Wahrheit nicht verdrängen; unmöglich kann die Finsterniß über das Licht siegen; wäre dem nicht also, so hätte die Offenbarung nicht bestehen können; die Menschen haben sich alle ersinnliche Mühe gegeben, sie zu unterdrücken. *)

Bisher hat man nur ganz geringe Begriffe vom

---

*) Und zwar nicht nur als sie gegeben wurde, sondern auch seitdem sie gegeben ist, bis auf unsere Zeit.

Magnetismus gehabt, man hat ihn bloß von einer wenig erheblichen Seite kennen gelernt, und eben daher haben sich die Meinungen davon so sehr vervielfältigt, und sind Irrthümer entstanden. Vermag man eine Sache von oben herab zu betrachten, so wird es leicht sie zu übersehen und sie genau kennen zu lernen; sieht man sie aber von unten herauf, so nimmt man nur wenig wahr von dem, was sie nach oben zu in sich enthält; will man es kennen lernen, so muß man mühsam hinanklimmen. *)

Der Magnetismus wirkt auf den ganzen Menschen, selbst auf den Körper, und auf alles Sichtbare, denn er ist uneingeschränkt; man muß sich aber nicht bey einer oder der andern seiner Wirkungen aufhalten, und nicht daraus, daß er auf den Körper wirkt, schließen, daß er nur auf den Körper wirke. Inzwischen ist es begreiflich, daß das Wesentliche, der Geist davon, nicht leicht entdeckt und erkannt werden kann; denn um Wirkungen hervorzubringen, die darüber Aufschluß ge-

*) Die Seherin war, wo nicht die erste, doch eine der ersten und überhaupt der wenigen, die höhere Begriffe vom Magnetismus gaben. Er fing in Mesmer von unten auf an; nach diesem Weg seiner neuern Geschichte hat ihn auch Herausg. öfters behandelt, ohne doch seine höhere Natur zu verkennen.

ben, dazu ist eine besondre Führung Gottes erforderlich.

Die Sonne ist ein ganz eigenes Geschöpf; *) in ihren Aeußerungen ist sie nicht das, was sie an sich selbst ist; sie wirft ihre Strahlen auf Alles, aber diese ihre Strahlen sind nicht die Sonne. So ist es auch mit dem Magnetismus. Diese oder jene Wirkung, die er hervorbringt, diese oder jene Erscheinung, die er veranlaßt, ist nicht er selbst oder das Wesentliche davon. Sucht man in den Aeußerungen und Wirkungen einer Sache die Sache selbst, so wird man sie nimmer finden; man hüte sich, die Aeußerung einer Kraft mit der Kraft selbst zu verwechseln.

Es wird dem Menschen äußerst schwer, eine vorgefaßte Meinung aufzugeben. Auch soll man sich hüten, diejenigen, die über irgend eine Sache anders denken, zu tadeln oder gering zu schätzen. Indem man Jemanden seine Meinung zu benehmen sucht, lauft man immer Gefahr, selbst eine irrige Meinung zu äußern; man spreche nie zu voreilig über die Meinungen Anderer ab. Es kann z. B. leicht geschehen, daß man die auffallenden Wirkungen des Magnetismus

*) Diese mehrmalige Reflexion scheint in mehr denn bildlichem Zusammenhang mit dem Magnetismus zu stehen.

für solche hält, die unmittelbar von Gott kommen, da doch der Grund davon in der Natur liegt; oder auch daß man die verschiedenen Wirkungen desselben mehrern besondern Kräften zuschriebe, auch darin hätte man Unrecht; es ist nur Eine Kraft, die aber vielfältige verschiedene Wirkungen hervorbringt.

Der Magnetismus hat in seinen Wirkungen bald Bezug auf den innern Sinn der Seele oder auf die Vernunft, bald auf den Verstand des Geistes. So wie die Zeiten ändern und wechseln, so nimmt man auch immer andere Aeußerungen der unsichtbaren Regierung Gottes wahr, und so sind auch die Formen dieser Aeusserungen verschieden.

Bey jedem Menschen äußert sich das Licht, das von oben herab kommt, anders. Leuchtet es im Menschen in einem sehr hohen Grade, so ist es der mit dem Willen und den Absichten Gottes harmonirende Verstand oder Einsicht zu nennen; es ist alsdann eine lebendige Ueberzeugung, daß Gott nur das Beste wolle. Der, dem es zu Theil wird, lernt sein Inneres, seine Verhältnisse zu Gott, und die Verbindung worin er mit allen Menschen steht, kennen. Freylich gibt es Viele, die etwas davon ahnen und daran glauben; aber ein Anderes ist, es zu verstehen.

Unter Magnetismus verstehe man eine unsicht-

bare Kraft, die die Vernunft der Seele aufklärt, und das Licht des Geistes erhellet, und sich auf nichts einschränken läßt. Der Mensch soll dabey nichts wollen, sondern nur annehmen was die Natur der Sache mit sich bringt; denn nur das ist dem Willen Gottes gemäß. Der Magnetismus dient auch dem Verstande zur Aufklärung, und läßt uns einsehen wo es uns fehlt, und wie wir uns zu verhalten haben.

In Dingen, die vergänglich sind, ist der Magnetismus dem Willen der Menschen unterworfen; es können Erfahrungen dabey Statt haben, die zwar auffallend sind, aber doch keinen eigentlichen Werth haben, und wovon der Eindruck, den sie auf den Menschen machen, nicht bleibend ist.

Der Magnetismus ist keineswegs an den Charakter des Magnetisirers und der magnetisirten Person gebunden. Wenn man gleich bloß physisch magnetisirt, so kann doch eine Person in Krisis, je nachdem sie ist, helle Wahrnehmungen haben und weit kommen. Der Magnetisirer thut nichts dabey, als daß er auf das Aeußere wirkt; von dem Aeußern geht es aber dann weiter auf das Innere. Mischen sich unreine Lüste und Begierden darein, so hört die Wirksamkeit des Magnetismus auf. Hat eine Person eine helle Krisis, worin sie deutlich und wahr sieht, und

es entsteht in ihr ein unreiner Gedanke, dem sie einigermaßen Gehör gibt, so schwindet plötzlich ihre magnetische Kraft, deren Licht erlischt, es überfällt sie eine Bangigkeit, und ihre Krisis hat ein Ende. — Ich thue es ungern, aber ich muß davon reden, weil man das Vorurtheil hat, als wenn der Magnetismus den Sitten gefährlich wäre. — Wenn das Bessere der magnetischen Kraft wirken soll, so hebt sie das Böse auf; es ist nicht das magnetische Fluidum, das das Böse aufhebt, verzehrt, sondern in der Kraft der Erkenntniß bekommt man einen wahren Abscheu vor dem, was Finsterniß ist und daraus entspringt. — Das Fluidum ist nicht wie Materie, aber es ist doch Etwas was sich in Bewegung setzen läßt, und das sich mit unserm Körper verbinden kann. Es ist gleichsam physisch, und wirkt auf den Körper, hat aber auch mittelst desselben Einfluß auf das Innere, Edlere des Menschen; es behagt dem Körper, und die Seele nimmt auch gern Theil daran, weil sie dadurch für die Einwirkungen des Geistes empfänglicher wird. Man hüte sich jedoch, dieß Fluidum als etwas von dem Innern der magnetischen Kraft Verschiedenes anzusehen. Die magnetisirten Personen empfangen es je nach der Beschaffenheit ihrer Gesundheitsumstände, und je nachdem sie es bedürfen; es wirkt in ihnen verschieden.

lich, gleichwie der Saft der Erde in verschiedenen Bäumen verschiedentlich wirkt. Der Saft ist feiner als der Baum, der ihn aufnimmt; das Leben, das in dem Saft enthalten ist, und ihn in Bewegung setzt, ist noch feiner als der Saft. So ist es mit dem Magnetismus. Ein Jeder fühlt ihn nach seinen Bedürfnissen anders zu sich kommen, und hat davon andre Empfindungen. Es ist Licht, Kraft der Seele, die durch festen Vorsatz in Bewegung gesetzt und Andern mitgetheilt werden kann; es ist nichts Wirkliches *) für unsern Körper, und um es wahrzunehmen, muß man in einer besondern Disposition seyn; es ist eine Wirkung, die ein Körper auf den andern unsichtbarer Weise machen kann. Der Magnetismus ist nur Eins, wie der Mensch Eins ist. Sagt man: der Mensch, so versteht man darunter den Geist, die Seele und den Körper; sagt man Magnetismus, so verstehe man darunter die Kraft und das Fluidum. Die Begriffe davon lassen sich der menschlichen Vernunft nicht ganz rein mittheilen; denn diese ist unfähig sie zu fassen und festzuhalten.

In den gegenwärtigen Zeiten hat man den physischen Magnetismus gewissermaßen gebunden; d. i.

*) Vermuthlich so viel als: Körperliches, Materielles.

man hat ihm gleichsam Gesetze vorgeschrieben; man behauptet er könne Schaden verursachen, er könne auf einen gesunden Körper nicht wirken u. s. w. Auf die Art hat man ihn an die menschliche Vernunft gebunden, und der Mensch gibt eine vorgefaßte Meinung nicht gern wieder auf. Solch falsches Urtheil über den Magnetismus rührt daher, daß man bloß auf das Aeußere, Physische desselben merkt, und sich dabey aufhält. Doch nicht nur mit dem Magnetismus, sondern mit manchen andern Erscheinungen geht es eben so; man hält sich an das Aeußere, und ist zu träge ins Innere zu dringen. Auf letzteres ist beym Magnetismus besonders Rücksicht zu nehmen, denn er soll uns den innern bessern Menschen kennen lehren. Die Sonne wirkt auf allerley Weise; sie leuchtet, sie wärmt, sie verschafft uns Nahrung u. s. w. Eben so verhält es sich mit dem Magnetismus.

Auch hegt man das Vorurtheil, daß von den Personen in Krisis die einen viel schwätzen, andere aber sich ruhig verhalten sollen. Das Reden in der Krisis ist von keinem Nutzen, wenn ich bloß rede um geredet zu haben, wenn gleich es mit Verstand und Einsicht geschähe. Das Reden soll Nutzen bringen; dazu ist erforderlich, daß die Erkenntniß in dem, der redet, erst rein und lauter sey, und darum muß er

Gott bitten. Ist er zu solchem Grade der Erkenntniß gelangt, und er schwiege alsdann, so würde ihm das Schweigen mehr schaden als das Reden.

Nach so vielem unnützen Geschwätze, womit sich die Menschen in den neuern Zeiten abgegeben haben, ist es nunmehr Zeit, daß sie sich stille verhalten, nachdenken, und auf die Bestimmung und die Schicksale der Menschheit merken. Ich verlange nicht, daß man speculire, sondern daß der Mensch in der Stille Gott preise, und sich ihm ganz unterwerfe. Alsdann würden auch die Menschen ruhiger und verträglicher unter einander. Jetzt wirkt ein Jeder mit seiner verkehrten Vernunft auf den Andern, und verursacht Unruhe. Es gibt gar Vieles, das den Wachsthum unserer Erkenntniß hindert. Bey unserer Schwäche und Finsterniß können wir, wenn wir auch irgend eine Wahrheit entdecken, selten ihrer gewiß seyn. Bald fällt uns ein, daß wir ihr nicht ganz trauen dürfen, weil wir nicht durch unmittelbare Offenbarung Gottes dazu gekommen sind, bald machen uns Andre durch ihren Widerspruch irre; wir können nicht in Abrede seyn, daß diese auch Vernunft haben, und wir zweifeln oft an der von uns erkannten Wahrheit, weil Andre sie auch dafür anzuerkennen sich weigern. Indessen gibt es doch ein Mittel wie wir unserer Sache

gewiß seyn können; dieß besteht darin, daß wir lernen, Gott und uns selbst recht zu kennen, und einzusehn, in wiefern wir mit unsern Nebenmenschen verbunden sind, und in wiefern wir uns von ihnen abhängig oder unabhängig machen dürfen; um solche Erkenntniß müssen wir Gott bitten.

## Dreyßigster Abschnitt.

Es ist schwer, die Wahrnehmungen des Geistes, die innere Erkenntniß auszudrücken; denn indem sie dem Sinn der Seele *) überliefert werden, werden sie gleichsam zergliedert, und können nur stückweise sich mittheilen. Das Eine, damit es begreiflich werde, muß sich vervielfältigen. So auch konnte die schaffende Kraft sich nicht anders als durch mannichfaltige Gegenstände, die sie entstehen ließ, bekannt machen.

Es kommt darauf an, recht zu verstehen, was

*) Die Seherin sagt hier ausdrücklich, daß sie unter Sinn, Sinne, die Seele, nämlich deren Sensorium und Organe versteht, die eigentlich innere Organe sind, von denen das Wahrnehmungsvermögen der äußern abhängt. Sie nennt Sinne, weil sie von der Vervielfältigung spricht.

Sinn der Seele und was Geist sey. Der Sinn ist der Vereinigungspunkt des Unsichtbaren und Sichtbaren der Schöpfung außer mir und in mir; er ist das, wodurch unser Geist sichtbare Dinge wahrnimmt, und wodurch ihm die in der Schöpfung sich äußernde Herrlichkeit Gottes anschaulich wird; er ist gleichsam das Glas, in welchen sich die Strahlen der Herrlichkeit Gottes brechen müssen, um sich uns mittheilen zu können; der einfache, ungetheilte Glanz der Herrlichkeit Gottes würde uns blenden; wir würden ihn, wenn er sich uns nicht theilweise mittheilte, weder ertragen noch begreifen.

Die Schöpfung ist ein Abdruck, ist Sprache der Gottheit; so auch ist der Sinn, oder sind die Sinne, ein Abdruck des Geistes. Der Geist nimmt von den Sinnen, und diese nehmen vom Geist an. Wer den Geist und dessen ewige Bestimmung kennt, der kann den Sinnen mittheilen *), und zu einem hohen Grade der Erkenntniß gelangen; ein Andrer ist nichts als Sinn; bey dem thut der Geist nichts als dessen Sinne beleben.

Der Geist kann nichts denken, das sich den Sinnen nicht sogleich mittheilt; da sie aber ihrer Natur

*) Von dessen Intelligenz, wodurch sie verständig werden, lesen lernen.

nach vom Geist entlegen, da sie nicht einfach wie der Geist sind: so können sie den Gedanken des Geistes im Ganzen nicht fassen, und noch weniger ihn Andern verdeutlichen; sie müssen ihn zergliedern, und ihn in mancherley Formen und Bilder bringen. Dieß nun verursacht um so mehr Verwirrung, da die Sprache oder die Worte, worein der Gedanke gekleidet werden soll, verschiedene Bedeutungen haben, verschiedenartige Dinge bezeichnen, und man weitläufig werden muß, um sich verständlich zu machen. In der Bibel ist manches Große mit wenigen Worten als: Natur, Geist, Schöpfung u. s. w. ausgedrückt. Unsere Gelehrten können das nicht, weil sie den Ausdruck nicht in sich haben. Die Sinne bedürfen einer besondern Berührung, um fähig zu werden, das Geistige in die passendsten, schicklichsten Bilder zu kleiden.

Der Gedanke des Geistes verliert, indem er durch die Sinne geht; ein einfacher Satz wird da in tausend andre zergliedert, und es ist für die Sinne äusserst mühsam, diese an einander zu reihen und zu einem Ganzen wieder zu verbinden. Das Bewußtseyn dieses unsers Unvermögens, und der Schwäche unserer Sinne, soll uns veranlassen uns Gott zu nähern. — Wenn unsere Sinne die Wahrnehmungen und Gedanken des Geistes ganz fassen, sie deutlich empfinden und

vollständig anwenden könnten, so würden wir stolz darauf seyn, und uns selbst für Götter halten.

Gott hat die sichtbare Schöpfung, so wie die Offenbarung, uns stückweise mittheilen müssen, damit unsere Sinne, unfähig deren Einheit zu fassen, nach und nach damit bekannt würden, und so nehmen sie täglich etwas Anderes wahr. Diese Wahrnehmungen müssen dem Geist überliefert werden, damit er sie prüfen, ordnen, und den Begriff eines einzigen vollkommenen Wesens davon abstrahiren könne. Geschieht das nicht, theilt der Mensch die Wahrnehmungen seiner Sinne dem Geiste nicht mit, so erhält er keine deutliche Begriffe von Gott und dessen Veranstaltungen; theilt er sie aber dem Geiste mit, so erhält er zwar nicht über Alles befriedigenden Aufschluß, aber indem er die unübersehbare Größe Gottes anstaunt, erkennt er seinen eigenen Unwerth, und unterwirft sich. Die Vorstellung, die er sich von der Größe und Allmacht Gottes macht, gewährt ihm mehr Vergnügen, als wenn er die Fähigkeit erlangte Alles zu erklären; er fällt nieder und betet an. In solcher Stimmung ist er glücklich, und diese hat er seiner Schwäche, seinem Mangel an Erkenntniß zu verdanken. Der Mensch muß auf die Größe Gottes und auf ihn als auf den Vater sehen, dann ist ihm wohl und er

fürchtet nichts. Auf die Art entziehen sich seine Sinne dem bloß Sinnlichen, sie werden verfeinert, und von dem Nebel, der sie umgibt, befreyt.

Man denke sich den Geist, wie er in den um ihn sich verbreitenden Sinnen arbeitet. Die Seele empfindet, der Geist denkt. Die Empfindungen der Seele werden im Geiste Gedanken, und die Gedanken des Geistes werden in der Seele Empfindung. Der Geist denkt nicht ausschließlich bloß an das Geistige. Der Sinn der Seele bemerkt die schöne sichtbare Natur, und hat davon Empfindung; der Geist nimmt an solcher Empfindung sogleich Theil, denkt und führt das Sichtbare auf das Unsichtbare und auf den Schöpfer. Diese durch den Geist zum Gedanken gereifte Empfindung geht vom Geist wieder in die Seele zurück, und ist dann lebhafter als sie anfänglich war. Solche Empfindungen nun auszudrücken, Bilder und Sprache dazu zu finden, ist sehr schwer. Daher thut der Mensch wohl, sich dabey ruhig zu betragen, solche Empfindungen fest zu halten, sich mittelst ihrer über die Grenzen der Schöpfung zu schwingen, und sich da mit Muße nach Bildern und Ausdrücken umzusehen, wodurch sie am schicklichsten bezeichnet werden können. Daß er von Allem noch so wenig weiß, daran ist seine Unruhe Schuld. Bey der Stille, die ihm anzurathen

ist, werden seine gewöhnlichen Geschäfte keineswegs versäumt; im Gegentheil gelingen sie ihm besser, und gewähren ihm mehr Vergnügen; denn er findet alsdann mehr darin, als man gewöhnlich darin sucht. Auch darf man nicht glauben, daß durch das Stillverhalten des Menschen dessen Verstand vernachlässigt werde. Wer sich an Gott wendet, und den um Erleuchtung bittet, dessen Verstand wird nicht vernachlässigt.

Es ist mit dem Gedanken des Geistes, der sich der Seele mittheilt, wie mit einem Stein, der ins Wasser geworfen wird; dieser setzt alsdann Alles in große Bewegung *). — Unsere Sinne sind eigentlich der sichtbare vergängliche Mensch; die körperlichen Sinne sind ein Abdruck des innern Sinnes der Seele, den wir nicht gewahr werden. Der Geist ist wie ein Werkmeister, und die Seele ist gleichsam die Kammer, worin er arbeitet. Man thut wohl, sich den Menschen als aus Geist und Seele bestehend zu denken, ohne auf den Körper Rücksicht zu nehmen; denn dieser ist bloß eine Aeußerung des innern Menschen. Der

---

*) Dieses ist selbst eins von den treffenden, vielsagenden Bildern der wahren Geistessprache, die sich immer weiter ausmalen lassen: man denke an die concentrischen Kreise auf dem Wasserspiegel 2c.

Körper ist die Schale, worin Geist und Seele aufbewahrt sind. Da diese Schale ihr Eigenthum ist, und sie sich ihrer bedienen wollen, so mußte sie auch Fenster, d. i. Sinne oder Organe haben, mittelst welcher der innere Sinn die Schöpfung wahrnehmen könnte. Eigentlich ist Geist und Seele der ganze Mensch *); die äußerlichen Glieder sind ein Abdruck der in Geist und Seele vorgehenden Bewegungen. Oft ist in der Schrift von Auge, Ohr, Herz, Füßen u. s. w. die Rede, wo doch an keinen Körper zu denken ist. Die mancherley Kräfte und Fähigkeiten, die sich in den Händen, Füßen u. s. w. äußern, sind eigentlich im Innern, und die äußern körperlichen Glieder sind ein Abdruck davon. Das Sichtbare, Körperliche, ist nicht die Sache selbst, sondern die Sache selbst hat in sich das, was im Sichtbaren materiel abgedruckt ist. So hat meine Seele ihrer Bestimmung nach ihre Kraft, ihren Sinn von Gott erhalten; und diesem Sinne, dieser Kraft gemäß äußert sie sich in der sichtbaren Schöpfung. Läßt Gott Wesen entstehen, so liegt die Art und Weise, wie sie

*) Dessen Basis; man folgere daraus ja nicht, als ob die Seherin den verklärten Körper für entbehrlich in einem andern Leben hielte; so wenig als diesen in diesem.

seyn sollen, in dem Willen Gottes enthalten; sie liegt nicht in den Wesen selbst, sondern in dem Willen Gottes. Es war Gottes Wille, daß unsere sichtbare Schöpfung so sey, wie sie ist, und darnach war die unsichtbare Schöpfung geordnet, eingerichtet. So schafft Gott Geschöpfe nach Wohlgefallen auf mancherley Art, er ist an keine Gestalt gebunden, sondern kann deren unzählige entstehen lassen. So wie jeder Geist von andern Geistern abgesondert ist, so ist auch jede sichtbare Form von andern verschieden. — So wie uns Gott, je mehr wir ihn kennen lernen, immer größer vorkommen muß, so erscheinen auch wir uns immer größer, je mehr wir unsere eigene Natur kennen. Der Mensch kann sich keinen Begriff von Gott machen; selbst Alles was die Offenbarung ihn davon lehrt, ist ihm, wenn er nicht von dem Geiste Gottes erleuchtet wird, dunkel, und zwar daher, weil er seinen eigenen Geist nicht kennt, und die Kräfte, die in ihm selbst liegen, nicht ahnet. Selbst eine Schöpfungskraft ist ihm zu Theil worden; zwar ist diese in Vergleich jener, die Gott eigen ist, äußerst gering; aber doch ist der Mensch auf seine Weise thätig wie Gott; er kann nichts Lebendiges, aber doch Ideen, Formen und Bilder erschaffen; er kann aufbauen, niederreissen und zerstören. Im Ganzen sind

die Menschen, nach ihren Handlungen erwogen, gegen Gott wie ein unmündiges Kind gegen einen erwachsenen Mann; gleich den Kindern bauen sie Kartenhäuser, und sind sich ihrer Schwäche bewußt; indessen thun sie wohl, indem sie ihre Ohnmacht erwägen, auch der in ihnen liegenden Kräfte eingedenk und auf deren Entwickelung bedacht zu seyn. Denn der Mensch kann in der That groß werden. Jede Erkenntniß bringt ihn Gott näher; nur muß er sein Kind bleiben, und nicht vor der Zeit wachsen wollen. — Unser Heiland liebte die Kinder; Vielen kommt das kleinlich vor; denn sie übersehen, daß auch dieß nur Sprache, nur Bild war.

---

## III.

# Die Genugthuung.

»Die wahre Andacht hält sich an das Unsichtbare, und bedarf wenig Bilder. Sie sucht inwendig in sich das lebendige Bild, Christus den Gekreuzigten.«

Johannes vom Kreuz.

Kein Bild hat so viel Ehre erlangt, als das einfachste und verachtetste von allen, das Kreuz. Eine Hieroglyphe von zwey Linien, der Abriß des Werkzeugs der schmählichsten Todesmarter, nennt uns das Glück, den Sieg und den ewigen Ruhm der Menschheit; es wird die Freude der Glaubigen, und sogar ein Schmuck in der Welt. Ja es gibt, so weit Augen sehen, kein bedeutenderes Zeichen; an ihm hängt die ganze Geschichte unsers Geschlechts und das Schicksal des Alls der Dinge. Es verkündigt Gottes Wesen und Eigenschaften, und vereinigt alle Regionen des Daseyns in seinem Mittelpunkt, im Punkt der Liebe. Keine Zunge kann in Worte fassen, was dieses tiefste und höchste der Bilder ausspricht.

Wir sind nicht Bilderdiener noch Anbeter des Holzes, aber wir glauben an die Bedeutenheit der Formen und an die Uebereinstimmung ihres verschiedenen Sinnes. Doch ist uns an dem Kreuz der wichtigste Sinn, daß es die Genugthuung geworden ist für die Sünden der Welt. Und hier ist der Prüfstein, dieses Bild wird uns ein solcher: nämlich ob wir bey ihm stehen bleiben oder durch dasselbe das Wesen verstehen und erlangen wollen. Man fasse doch wohl, was diese Aufsätze, die wir Bilderschriften betiteln, für einen Zweck haben. Bilder an sich sind niemals würdig unsern unsterblichen Geist zu beschäftigen; sie sind für Kinder, es sind seelische, sinnliche Dinge. Sie sind nur die unentbehrliche Handhabe zur Ergreifung des Wesens, das zwar nie ganz abgelöst von aller Form und Besonderheit, wie es Gott erkennt, uns werden kann, sey es im Verstand oder in der Empfindung, oder Gesinnung, oder That, zu dem wir aber, wenn auch durch Einzelheiten, vordringen müssen. Das Kind spielt mit den Naturerzeugnissen, der Reifere bewundert sie, der Weise versteht ihre geistige Bedeutung, und findet darin Antriebe zu seiner Selbstveredlung und deren Früchten. Eben so lasset uns das Kreuzesbild behandeln.

Denn was sagt die Schrift? — »Aus Aegypten

habe ich meinen Sohn gerufen." Diese gewichtigen Bilderworte bedeuten unter so viel Anderm auch das, daß wir aus der Bilderwelt in das Land des Wesens überzugehen berufen sind. Wir kommen nicht hier herein, ohne dort gewesen zu seyn; die falsche Weisheit wähnt unmittelbar hineinzukommen, und geräth in Wüsten und Steinklüfte; sie verliert beydes, das Gefäß und seinen Inhalt. Es sind uns in der Natur, in der Offenbarung und in allem positiven Wissen, Materialien vorgelegt, womit die meisten Menschen nur spielen, selbst wenn sie solche zu benutzen glauben; an ihnen allen sollen wir lernen, und zwar dadurch, daß wir sie als Bilder betrachten, aus denen das Wesen zu schöpfen ist. Wir müssen sie uns unterwerfen, um über sie vorwärts zu schreiten. So nur geschieht ihrem und unserm Geist ein Genüge. Weit entfernt also, daß wir die Berufenen in Aegyptisches Bilderwesen verstricken wollten, suchen wir sie vielmehr frey zu machen dadurch, daß wir sie erkennen lehren, Bild sey Bild und nicht das Wesen, ohne die vorgegebenen Bilder aber gehe man am Wesen vorbey, und begebe sich in die Knechtschaft seiner eigenen Einbildungen.

Der Sohn, das Kind, wird aus dem Diensthause gerufen zur Freyheit der Kinder Gottes. Diese

Freyheit, welche das Wesen ist, bestehet in Licht, und die Bilder sind Farben und sind Schatten. Der gebrochene Strahl ist Wahrheit, Weisheit und Erkenntniß, er ist Glaube, Liebe und Hoffnung, Demuth, Buße, Standhaftigkeit und Geduld. Alle Tugenden sind in diesem Lichte der Freyheit vereinigt, und glänzen als die Sterne an dem Kreuze des Heilandes, durch dessen Gnade sie uns verdient sind. Er hat eine unendliche Genugthuung gestiftet; und wie wir diese auch betrachten mögen, so bleibt immer das Kreuz ihr Grund und Siegel, das Bild, welches wir nie aus den Gedanken verlieren können, auch wenn alle andre Bilder für uns verloschen und wir darüber erhaben sind. Es ist der ewige Geselle unserer Freyheit; es eignet uns durch sein Ergreifen das Wesen selber zu, die Weisheit und Gerechtigkeit, die aus Gott sind. Nur von ihm aus werden alle andre Bilder verständlich und nützlich; nur von ihm aus werden sie als Bilder erkannt.

Was aber die Genugthuung sey, die wir genannt haben, wird uns eben dieses Zeichen lehren. Gott ist gut, und was böse ist, bleibt nicht vor ihm. Seine Dauer ist die Ewigkeit, und so lange er ist, kann er nicht aufhören, das Böse gut zu machen; die Dauer des Bösen aber ist Vergänglichkeit. Es ist aber

nicht genug, daß er das Böse hemmt und aufhören macht; es war, und was war, das ist vor dem Allgegenwärtigen. Es ist eine Urkunde in den Grund des Daseyns geschrieben, welche bezeugt, daß das Geschöpf, sogar bis auf das Aeußerste, seinem Ursprung unähnlich geworden sey. Die Thatsache, die in dieser Schrift liegt, kann auch dadurch nicht aufhören, daß das Geschöpf wieder zur Aehnlichkeit Gottes umgewandelt wird; und letzteres wäre für sich eine Ungerechtigkeit, und eine Gewaltthätigkeit wider den Willen der freyen Geschöpfe. Erst muß die Thatsache selbst vernichtet seyn, wenn es nach eben der Gerechtigkeit, welche auch das geschehene Böse nicht bleiben läßt, möglich werden soll, den Abgewichenen die Wohlthat der Rückkehr in Verbindung mit ihrer Willensfreyheit zuzuwenden. Da nun das Geschehene nicht einmal dadurch nichtgeschehen gemacht werden konnte, wenn das Geschöpf zernichtet wurde, die Vollkommenheit Gottes auch nicht zuläßt, daß er wieder zernichten sollte, was er geschaffen hat, und zwar vollkommen geschaffen hat, mit der alleinigen Möglichkeit, seinen Ursprung oder sich selbst zu suchen, worin eben eine große Vollkommenheit des Geschöpfs besteht: so machte er das Geschehene ungeschehen auf dem Weg der höchsten Liebe, indem er, als die Ge-

rechtigkeit, welche dessen Auslöschung erheischte, sich als die Ungerechtigkeit, als die Schuld, als die Sünde darstellte, und hiedurch die Abgewichenen auf ewig unverbrüchlich mit sich vereinigte, ja ihre Schuld selbst ihnen zur Wohlthat und Glückseligkeit machte. Dieses konnte er vermöge seines Wesens, oder doch seines Rathschlusses, nicht anders thun als in der Natur eines Geschöpfs, das seine Gottheit in sich trüge, und das, der Sünde fähig und unfähig zugleich, durch der Sünde Lohn bey der reinsten Unschuld eben diese Sünde, sowohl als Thatsache wie als Kraft zernichtete, und an die Stelle jener Thatsache des Bösen eine weit höhere des Guten, an die Stelle der vergänglichen Kraft der Sünde eine unvergängliche Kraft der Gerechtigkeit setzte.

Fragt man nun, ob die, welche mit der Erbsünde behaftet in die Welt geboren werden, dadurch Unrecht leiden? so ist die Antwort: Ja, aber nicht daß sie Gott, sondern nur ihr Geschlecht beschuldigen können, und so daß sie durch Tragen der Sünde selbst zur Genugthuung beytragen in der Kraft des Verdienstes Christi, und hiedurch der höchsten Wohlthat, welche einem Geschöpf zu Theil werden kann, theilhaftig werden, daher indem sie ungerecht leiden, noch in unendlich stärkerm Grad ohne ihre Würdigkeit be-

seligt werden. Das Menschengeschlecht ist Ein Ganzes, Ein Leib, dessen Glieder Alles gemein haben. Nur Christi Leiden war ein reines Unrechtleiden in Bezug auf ihn, weil er ohne Erbsünde war. Er begab sich aber freywillig in die äußere Natur der Sünder, um stellvertretend, gleichsam als die persönliche Sünde, den Zorn zu tragen, den das Recht über den Sündern bleiben hieß. Fragt man ferner, ob also das Leiden des Erlösers ein Strafleiden gewesen sey? so ist die Antwort: Allerdings, indem ohne Strafe dem Recht nie genug geschieht, Vergebung der Sünde ohne Genugthuung daher eine Ungerechtigkeit seyn würde, und wenn auch keine einzige Schriftstelle das Wort Strafe gebrauchte, die Sache doch deutlich genug ist, da es heißt, er müsse bezahlen, was er nicht geraubt habe (Ps. 69, 5), er habe für unsere Sünden gelitten, der Gerechte für die Ungerechten (1 Petr. 3, 18), er sey Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trage, er vergieße sein Blut zur Vergebung der Sünden, er sey die Versöhnung für die Sünden der ganzen Welt, und so Mehreres. Und hiebey muß es um so gewisser bleiben, als Gott nicht allein die Liebe sondern auch die Gerechtigkeit ist, der gerechte Vater, den die Welt nicht kennet (Joh. 17, 25); so daß gegen jene von jeher anerkannte Wahrheit alle einsei-

tige und oberflächliche Vorstellungen gar nichts vermögen, und billig der künftigen bessern Erkenntniß deren überlassen bleiben, die sich darein verwickelt haben, und Andre mit Worten ganz zwecklos darein und in daraus entstehende Streitigkeiten zu verwickeln Gefahr laufen *). Der Mensch an sich mußte die Strafe der Sünde, die er ohne Ende mehrt, auch ohne Ende tragen; Christus aber trug sie so, daß daraus Versöhnung und Friede mit Gott entstehen, daß der Sünder Gnade finden, zur Wiedergeburt, Heiligung und Kindschaft, mithin zur vollständigen Rechtfertigung von der Sünde gelangen konnte; und das ists, was Jesajas sagt: »Die Strafe unsers Friedens lag auf ihm»; und wenn es hieße: »Die Zucht unsers Friedens ist bey ihm", so wäre dieß nur die Folge und der Zweck dessen was deutlich vorhergeht: »Er ist um unserer Missethaten willen verwundet, und um unserer Sünde willen zerschlagen.» Wer durch Nachfolge in die Zucht seiner Leiden tritt, der findet Frieden, nachdem dieselbe Züchtigung zuerst als Strafe auf dem Versöhner lag, durch dessen Wunden und Striemen wir geheilt sind, auf den der Herr unser Aller Sünden warf (Jesaj. 53, 5. 6). Das von dem

---

*) Vg. Blätter f. h. Wahrh. 6. Samml. S. 384 ff.

Propheten gebrauchte Wort (musar) heißt keineswegs bloß Unterweisung, sondern kann jede, auch die härteste körperliche Strafe bezeichnen (s. Jerem. 30, 14. Sprichw. 13, 24 ꝛc. Hebr.)

Blicken wir nun auf das Kreuz, so finden wir ein wirkliches Strafwerkzeug, eine Strafe für Knechte und für die verworfensten Missethäter. Christus in Knechtsgestalt erscheinend, starb den Knechtestod zum Lösegeld für die Knechte der Sünde. Er hing am Holz als ein Verfluchter, weil Alles unter dem Fluch ist, was er loszukaufen hatte. Hier ist lauter Gleichniß oder vielmehr Gleichstellung, die schon an sich den Beweis des Strafleidens enthält. Und weil ohne Blutvergießen keine Vergebung geschieht (Hebr. 9, 22), so vergoß er sein unschuldiges Blut für die, welche nur ein sündiges Blut zu vergießen hatten, wodurch etwa der zeitlichen Gerechtigkeit, aber nicht der ewigen Genüge geschehen konnte, wenn auch ihrer Aller Blut vergossen worden wäre. Und eben dadurch, daß Gott in Christo war, und die Welt, seine Feindin, mit sich selbst versöhnte, bewies er sich als die Liebe, die in dem Tode Jesu sich in höchster Vollkommenheit offenbarte. Wer dieses nicht erkennt, weiß in der That noch nicht, wie sehr Gott die Liebe ist.

Das Kreuz weist nach oben und unten, rechts

und links; die gevierte Richtung bezeichnet das All, auf das es einfließt, und von dem es ausfließt. Seine Spitze steigt zum Throne der Gottheit, und seine Wurzel streckt sich in die Hölle. Seine Arme breiten sich vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang, und von Pol zu Pol. Himmel und Erde sind in ihm verbunden, in ihm befriedigt; das Entgegengesetzteste in ihm vereinigt und versöhnt. Wo Ost zu West, wo das Höchste zu dem Niedrigsten kommt, wo sie unauflöslich eins werden, da ist Friede. Den Frieden, der gut und aus Gott ist, schafft die Strafe und Züchtigung, welche das Böse ausgleicht, und unterwirft, und hinwegräumt. Unzähligfach ist die Strafe oder Zucht unsers Friedens, hat so viel Sinn und Beziehung als das ganze Erlösungswerk, womit sie gleichbedeutend ist. Man hüte sich vor grammatischen Grübeleyen; auch dieses Wort (musar schelomenu) ist ein vielumfassendes Bild, von dem das Wesen sich durch eine einzelne trockne Wortbedeutung nicht verstehen läßt. Und weil der Friede gut ist, so lasset uns Salz bey uns haben, und Friede mit einander haben. Denn das wahre Salz läßt keinen Wortstreit aufkommen. So werden wir auch in diesem Stück dem heiligen Willen Gottes durch seine Gnade genugthun.

Wir haben aber doch noch etwas Weiteres von der Genugthuung zu reden, wozu uns ein erleuchteter Freund mittelst übereinstimmender Aeußerungen Veranlassung gibt. Auch der Mensch muß genugthun. Der Mensch wird ohne alle Rücksicht auf seine Werke, unentgeldlich, ohne Verdienst, geschenksweise gerecht, wenn er die versöhnende Gnade Jesu Christi, als die einzige wahre Genugthuung, ergreift. Aber man sehe das Buch Hiob. Der Verkläger gibt die Rechtmäßigkeit einer solchen unverdienten Rechtfertigung nicht zu, einer Lossprechung auf den Grund eines fremden Verdienstes. Er hat nämlich die Befugniß über die Wege Gottes zu urtheilen, weil dieß das wahre Mittel ist, ihn von Gottes Heiligkeit, Weisheit und äußerster Langmuth gegen ihn selbst zu überführen. So macht es auch der geheiligte Mensch; er läßt seine Feinde über ihn richten wie sie wollen, und stellt es Gott anheim, gewiß, daß das Ende zu ihrer Beschämung ausschlagen muß, gleich wie Satan auf dieselbe Weise genöthigt wird, sich selber zu verdammen, und erst nach seiner Ueberweisung — wenn er steht und nichts mehr zu sagen weiß — das Urtheil wider ihn vollstreckt wird. Wenn er nun Recht verlangt wider den durch den Glauben begnadigten Sünder, weil Gott gerecht sey, der Sünder aber nur so

lange fromm als Gott sein verschone: so wird ihm selber dessen Züchtigung zugelassen; er darf ihn prüfen durch Sündenreiz und Schmerz. Gott behält sich für den Begnadigten bloß die Kraft des Verdienstes vor, das er selbst gestiftet hat, ihn nicht versuchen zu lassen über Vermögen, und ihn zu stärken wo Menschenkraft unterliegen müßte. Auß dieß ist dem strengsten Rechte gemäß. Durch unzählige Schlangenkünste sucht nun der Widersacher den Glaubigen zu bethören, sündig, zweifelmüthig, von Gott abwendig und elend zu machen. Der stolze Fürst der Finsterniß sendet hiezu seine Werkzeuge aus, die er in beyden Reichen der Dinge, auch wohl unter den Verstorbenen hat, und verwickelt den Züchtling von Zeit zu Zeit in die äußerste Noth Leibes und der Seele. Doch das große Verdienst, welches diesem geschenkt ist, läßt *ihn nicht* verderben, sofern er es nur ohne Unterlaß anspricht, und zurücksehend auf sein Nichtverdienst, im Widerspiel mit Satan, so weit möglich nicht Recht, sondern Gnade sucht. Nämlich im Allgemeinen kann dem Sünder als solchem nie Unrecht geschehen; es wird auch ein gewisses Vergeltungsrecht hiebey geübt, wodurch er seine Sünden im Bild erblickt; aber dennoch geschieht ihm stets das größte Unrecht, indem ja Christus längst für ihn genuggethan hat, sein Gericht aber

kein Ende zu nehmen scheint, er grade zu den Sünden gereizt wird, welche er nicht begehen will, und ihm Böses widerfährt für eben das Gute, das er zu thun sucht; Alles seinen edelsten Wünschen zuwiderläuft, Verlassung und Ohnmacht ihm zum Lohn wird. Sein Schicksal wird ihm hiedurch so unbegreiflich, daß ihm der Kopf zerspringen und das Herz brechen möchte; ohne Gottes Beystand würde es ihn zur Lästerung hinreissen; dumpfes Staunen verschließt ihm den Mund, und es mag dann wohl von ihm heissen: »Die Worte Hiobs haben ein Ende.» — Aber was ist nun der Erfolg? Daß er, so weit es ohne seinen Untergang geschehen konnte, ja milder als nach des Menschen Verdienst gestraft, die »Züchtigung des Friedens» ausgestanden hat, welche zu verhängen »bey seinem Erlöser steht,» und welche von dessen genugthuendem Verdienst abhängt, als wodurch er eben vor dem Untergang bewahrt, und die »friedsame Frucht der Gerechtigkeit» an dem durch diese Züchtigung Geübten (Hebr. 12, 11) hervorgebracht wird; kurz, daß er in der Gemeinschaft der Leiden Christi selber ein Genugthuender geworden ist vor Gott und der ganzen unsichtbaren Welt, und der Verkläger sich für überwunden erkennen muß. Durch die fortgesetzte Läuterung ist die Sünde bis auf die Wurzel in ihm getödtet,

und er ist heilig und kräftig zu lebendigen Werken geworden, beydes in der Kraft dessen, der seine Stärke in der Trübsal, sein Tod und sein neues Leben war, und mit welchem er nun durch Tod und Leben, durch Kampf und Sieg, unzertrennlich verbunden ist. Ihm, dem Mitgenossen der Leiden, dem auch gute Wesen dienen, seine Wege ebnen und ihn stärken mußten, ist nun das ganze Recht und Vermögen der Genugthuung Christi beygelegt; so wenig Satan ursprünglich an diesen ein Recht hatte, so wenig hat er es hinfort an ihn. Er aber muß im Preis über sein unermeßliches Glück, das dann sogar auf die Werkzeuge seiner Leiden bessernd wirkt, und in beschämtem Rückblick auf seine vorige Ungeduld, seinem Heiland zurufen: »Die Strafe meines Friedens war bey dir, und durch deine Wunden bin ich geheilet.» Und wenn er es wohl betrachtet, so war sogar sein Leiden selbst so friedevoll durch die Gnade des Herrn, daß er oft mitten in der Pein eine unbegreifliche innere Erquickung oder die bereiteste äußere Durchhülfe mit entzücktem Herzen erfuhr. Es übertrifft in der That alle menschliche Klugheit, was der Herr in der Noth an uns thut, und mit welchem Frieden er uns dann beseligt. — Wie bald aber ein solcher friedlicher, gerechtfertigter Zustand, ob hier oder dort erreicht wird, läßt sich im

Allgemeinen nicht bestimmen; Niemand erwarte ihn zu früh. Vollendete Heiligung gehört dieser Erde nur in sofern an, als wir aus vollem Grunde mit dem Apostel sagen dürfen: Ich jage ihm nach (Phil. 3, 12). Wir haben hier in unserer Schwere noch allzeit Anstöße zu überwinden.

Werden wir nun noch um Worte streiten, meine Freunde, oder vielmehr dem die Ehre geben, der allein weise, Dinge ausspricht, welche unser kurzer Verstand nur nach und nach zu fassen vermag?

## IV.

# Aus der Vorschule für Aegyptische Hieroglyphik und Schrift.

## Erstes Capitel.

Ob die große Mumie Aegypten wieder auferstehn, ob die stumme Bilderwelt auf ihrem Sarg anfangen soll, verständlich für uns zu reden; ob, ob nicht, oder wie viel höhere Wahrheit in diesen räthselhaften Zeichen ruht? das ist nun mehr denn je die Frage. Von vielen Seiten her trifft unsere wissenslustige Zeit Anstalten zur Beantwortung; wir mögen dabey nicht unthätig bleiben. Wir setzen die Verhandlung über diesen Gegenstand fort, welche in einer frühern Blättersammlung (5. S. 81 ff.) begonnen hat.

Es wäre eine schöne Aufgabe für junge Gelehrte, mit gemeinsamem Fleiß, neben dem Nothwendigern und Bessern was ein jeder nach seinem Berufe zu thun hat, Materialien zum Ausbau des angefangenen Werks, nämlich der Enträthselung des Aegyptischen Alter-

thums, zusammenzutragen. Es gehören Hülfsmittel dazu; aber in neuern Zeiten und in größern Städten haben sie sich sehr gemehrt. Auch Frankfurt besitzt außer den wichtigsten Kupferwerken eine Anzahl von Originalien, die unser trefflicher Landsmann, Hr. Eduard Rüppell *), der Stadtbibliothek verehrt hat. Es sind mehrere Papyrusfragmente, zwey ganze Papyrusrollen, ein reichbemalter Mumienkasten, einige Werke in Granit, worunter die bekannte Griechische Inschrift, und viele kleinere Kunstsachen. Was er dem Senkenbergischen naturhistorischen Museum zu Frankfurt sowohl von seiner ersten als zweyten Reise nach Aegypten an Naturalien, besonders aus dem Thierreiche, verschafft hat, ist in seiner Art noch bedeutender, und hat in Verbindung mit dem, was durch andre Reisende aus Brasilien, Island, Grönland u. s. w. gekommen ist, jenes Kabinet in wenigen Jahren zu einem der merkwürdigsten und lehrreichsten von Europa erhoben. Auch für die Hieroglyphik, deren Bilder aus der Natur des Landes entlehnt sind, ist diese Sammlung von wesentlichem Nutzen.

Unmöglich kann man eine Bilderschrift, welcher Art sie seyn mag, deuten, ohne daß die Gestalt ihrer

*) S. seine merkwürdige Lebens- u. Reisegeschichte in der Frankfurter Iris, vom Nov. 1825 an.

Bilder, und was sie an sich vorstellen, fest bestimmt ist. Es darf wo möglich kein Thier, kein Gewächs, kein lebloses Ding für ein andres genommen, oder unentschieden gelassen werden, was es sey. Dieses ist eine der ersten Aufgaben für den Hieroglyphenausleger. Dazu kommen noch andre Vorbereitungen, und gehen ihm theils voraus. Es müssen die vorhandenen alten und neuen Hülfsmittel der Wissenschaft überhaupt verzeichnet, gereihet und geprüft, auch zusehen werden, was man davon zur Hand hat, und was hinzugeschafft werden kann. Es muß untersucht werden, was zur Vervollständigung der Hülfsmittel überhaupt zu geschehen habe. Da die Koptische Sprache mit ihren verschiedenen Dialekten entweder die alte Aegyptische Sprache selbst, nur vielleicht mit Einmischungen aus Griechischer und Arabischer Zeit, auch mangelhaft aufbehalten, oder als Tochter das einzige Ueberbleibsel davon ist, wir aber eigentlich noch nicht wissen, wie weit jene Mangelhaftigkeit und Beymischung geht, indem die Koptische Grammatik und Lexikographie weit zurück ist, viele Koptische Bücher das Licht noch nicht gesehen haben, von der Bibel nur der Pentateuch und das N. Testament gedruckt ist, und deren Uebriges handschriftlich in der Vaticanischen Bibliothek ruhen soll: so wäre die Koptische Litteratur

neu zu beleben, habhaft und käuflich zu machen. Die alten Auslegungsquellen, Herodot, Plutarch, Diodor, Horapollo, Clemens ꝛc. müßten steter Aufmerksamkeit unterworfen bleiben, und lexicalische Auszüge ihrer Angaben gemacht werden, um sich schnell, wenn auch mit Vorsicht, Raths zu erholen. Die spätern gelehrten Untersuchungen wären zu sichten, kurz zu charakterisiren und zu würdigen; die gründlichern neuen Forschungen zur genauen Uebersicht ihres Inhalts auszuziehen, auf Sätze zurückzuführen, und mit Beyspielen zu belegen; Alles so kurz und einfach als möglich, ja mit Zurückhaltung des eigenen Urtheils, welches sich nur in Fortbildung der für wahr erkannten Theorien und Aufstellung neuer Entdeckungen in ähnlicher Einfachheit zu äußern haben würde. Es wäre vornehmlich der Grund zu legen, nach Zoegas, Champollions und Andrer Vorarbeiten, zu einem vollständigen Verzeichniß oder Bilderregister der einfachen und zusammengesetzten Hieroglyphen, und zwar so, daß vor Allem die abgebildeten Dinge, was sie sind, und wie man sie anzusehen hat, an sich selbst erklärt würden, sodann ihr Koptischer Name angegeben, und zwar, wo möglich, in allen seinen mitverbundenen Bedeutungen.

Zur Erklärung der Bilder an sich, was sie vor-

stellen, und beyläufig auch was sie bedeuten können, weil daraus ein Licht auf die Bestimmung des Dings zurückfallen kann, soll hier beyspielsweise Einiges geliefert werden. Wir nehmen bey diesen fragmentarischen Bemerkungen zum Verständniß der Hieroglyphen, dieses Wort im allgemeinen Sinn, worin es die ganze Aegyptische Bildnerey umfaßt, deren verschiedene Arten wir hernach im dritten Kapitel werden kennen lernen.

1) Zwey Dinge kommen überaus häufig, und oft in Verbindung vor: Schlüssel und Zepter. Jener ist das Kreuz mit der Handhabe (crux ansata), wovon bereits in der vorigen Abhandlung geredet, und worüber von den Auslegern viel Vergebliches gerathen worden ist. Ein Schlüssel ist seiner Bedeutung nach Alles, was ein Schlüssel seyn kann, alles Auf- und Zuschließen, und Alles was auf- und zugeschlossen wird, oder die Gewalt darüber. Mag unter ihm, wie Champollion angibt, das Leben oder eigentlich das göttliche Leben verstanden werden *), so thut dieses

*) Syst. hierogl. Planches Nr. 277 und Text dazu S. 32. Nr. 229 b. Text S. 27. Wahr ist es, daß in den Titeln regierender Personen der Schlüssel mit drauf folgender langen Schlange oder Natter, einem Cirkelsegment und einer Querlinie darun-

andern Bedeutungen wohl keinen Abbruch. Auch in der Bibel bezeichnet der Schlüssel Amt und Gewalt über eine Sache (z. B. Jesaj. 22, 22. Off. 3, 7. Matth. 16, 19); besonders aber auch Erkenntniß (Luc. 11, 52); und so wird der Aegyptische Schlüssel natürliches Attribut solcher Wesen, die im Besitz der Weisheit und ihrer Geheimnisse sind, also der Götter, Priester und Könige. Es hängt nur an der Anwendung. Bleiben wir einmal bey dem Sinn der Weisheit stehen (wiewohl kennen und können nicht bloß im Teutschen ursprünglich eins, und der

---

ter, dem Wort: der oder die Ewiglebende (αἰωνόβιος), zu entsprechen scheint. Man weiß aber nicht, ob die Gruppe für phonetisch oder für ideographisch gehalten werden soll. Schlüssel heißt im Koptischen Schoscht, folglich könnte er als Zeichen des Sch (Schei) gelten, wobey ihn jedoch Champollion nicht anführt; und scha, zu, bis, wenn es auch nicht ganz die Bedeutung des Hebräischen ad und des Lateinischen usque hätte, kommt doch in dahingehöriger Zusammensetzung vor: pischaeneh, ewig, der in die ewige Zeit ist. Die folgenden Zeichen müßten nach Ch. t-t-n oder d-d-n seyn, wozu ich kein Koptisches Wort finde, das mit scha jenen Sinn ausdrückte. Uebrigens kann der Schlüssel als Symbol eben sowohl Bild des Ewigen als des Lebens seyn. Daß es ein Schlüssel ist, scheint Ch. nicht erkannt zu haben.

König sowohl der können ige als der kennige oder kundige Mann ist): so vereinigt sich hiemit schön das Zepter in der andern Hand, oder das Symbol der Herrschaft. Es gibt Friesenverzierungen, die eine wechselnde Reihe von Schlüsseln und Zeptern darstellen. Ein sehr sinnreiches Bild ist die Weihe mit Zepter und Schlüssel, welche Hirt aus dem Werke der Expedition geliefert hat *), wo der neue Myste beyderseits von Helios und Thot aus über ihn gesenkten Krügen mit wechselnden Schlüsseln und Zeptern (deren je zehn sind) im Bogen begossen wird. Nothwendig verkürzt sich hier und auch anderwärts das Zepter, ist aber immer kenntlich. Denn diese häufigste Gestalt des Zepters hat etwas Eigenes, das aber schwer anzugeben ist. Der Stab endigt sich unten in eine zweyzackige Gabel, wie ein umgestürzter Halbmond, und der Stockkopf, der oben frey steht, indem der Stab ungefähr in der Mitte gefaßt wird, ist eine an gelinder Beugung des obern Stabendes angebrachte, meist sanft gewundene Diagonallinie, in den Linienhieroglyphen weiter nicht verständlich, in den ausge-

---

*) Descr. A. Vol. I. Pl. X. Nr. 2. Ueber die Bildung der Aegyptischen Gottheiten von A. Hirt. Berlin 1821. Taf. 2. Fig. 21. Auf allen Fall eine verdienstliche Schrift.

führten oder malerischen ungewiß, ob es ein gehäubter Vogelskopf oder ein Eselskopf sey. Der Esel ist Bild des Typhon, und dessen abgehauenes Haupt, auf das Zepter gesetzt, würde besonders für Osiris eine Art von Siegszeichen seyn. Man sehe die Kupferwerke durch, so wird man immer unentschiedener werden. Bey Pococke (Th. 3. Taf. 91) ist zweymal von einem Vogelskopf keine Spur, der Eselskopf aber unverkennbar; so auch einige Mal in den Zeichnungen bey Hirt (Taf. 2. Fig. 19. Taf. 5. Fig. 39). Ich habe auch die Originalien nachgesehen. Auf den Graniten und Papyren ist er linearisch, sanft geschweift; an dem Mumiensarg, wo das Zepter oben auf dem Deckel wenigstens sechsmal, etwa von vier Zoll Länge vorkommt, ist der Kopf ein breiter diagonaler Pinselstrich, der, wie die Linien, voraussetzt, man wisse was es sey. Allein schon von Horapollo her (I, 55) wird dieser Zepterschmuck für den Kopf des Wiedehopfs gehalten; er erklärt ihn bestimmt für den des wohlthätigen, dankbaren Vogels Kukupha, der seinen alten Eltern ein Nest bereite und Speise bringe, bis ihnen die Federn wieder gewachsen seyen; es sey daher, sagt er, die Kukupha ein Zierrath göttlicher Zepter geworden. Es fragt sich nur, ob die Kukupha wirklich der Wiedehopf (upupa epops) ist. Nach Lacroze aus

Kircher ist dieß allerdings sein Koptischer Name (πι κουκουφατ). Allgemein ist diese Annahme unter den Antiquaren. So sagt Creuzer *): »Der Wiedehopf (upupa, cucupha) war ein Bild kindlicher Liebe, weil man von ihm glaubte, daß er seine altgewordenen Eltern ernähre. Dieser Vogel kommt daher häufiger auf Aegyptischen Denkmahlen vor, oder auch sein Kopf auf einen Stab gesetzt — auch führt Osiris einen solchen Stab« — Die Auslegung ist möglicher, als der erste Anschein mit sich bringen mag. Die andre, welche Horapollo (II, 92. 93) vom Wiedehopf (epops) gibt, indem er ihn auf die Weinernte bezieht, weil, wenn er frühzeitig singe, es einen reichen Herbst bedeuten soll, paßt auch nicht klar zu den Götterzeptern. Man kann auf allen Fall über den Wiedehopfskopf, was auch sein Sinn seyn mag, schwer hinaus, den die Zeichner, vielleicht schon im Alterthum, entstellt haben mögen. Gewöhnlich trägt der Wiedehopf auf Abbildungen, und wenn man ihn ausgestopft findet, seine Krone von rothgelben Federchen mit schwarzen Spitzen kamm- oder fächerartig, so daß die Strahlen vom Halswirbel über den Kopf bis zum Schnabel herüber reichen. Allein Büffon

*) Symbolik Th. 1. S. 301.

sagt *): »Die natürliche Lage dieses Federbusches ist, daß er nach hinten liegt, der Wiedehopf mag nun fliegen, oder seine Nahrung zu sich nehmen, kurz, wenn er von aller innern Bewegung frey ist.« Hiemit stimmt der Zepterkopf überein. Auch kommt nach eben diesem Naturkündiger der Wiedehopf in Aegypten häufig vor **), und es ist nicht nöthig an andre Aegyptische Vögel zu denken, z. B. an den im Senkenbergischen Museum befindlichen schwarzbraunen Falken mit einem Federschweif am Hinterkopf, der ein heiliges Thier gewesen seyn soll, auch in Mumien vorkommend (Falco occipitalis, Daudin. Nisser tokoor, d. i. der schwarze Adler, Bruce. Le huppart, le Vaillant). Für einen Vogelskopf überhaupt ist eine Beobachtung von Denon wohl entscheidend, ob sie gleich die Gattung noch mehr verwirrt. Er gibt (Taf. 119. Fig. 8.) ein Zepter, wovon er im Text sagt: »Ein Augurnstab [baton augural, eine ganz willkührliche Erklärung], eine Art von Krummstab [Bi-

*) Naturgeschichte der Vögel übers. v. Otto, 21. Bd. S. 155.

**) Vg. das schätzbare Büchlein: Schuberts Lehrbuch der Naturgeschichte für den ersten Unterricht, S. 181. wo es heißt, daß dieser unreinliche Vogel, namentlich in Aegypten, in Abtritten, ja im Innern eines halbverwesten Aases niste.

schofsstab, crosse; allein von dem wahren Krummstab werden wir unten reden], den man sehr oft in der Hand verschiedener Gottheiten sieht; ich habe diesen hier mit Genauigkeit nach einer kolossalen Figur gezeichnet, welche an der äußern Mauer vom Hintergrund des großen Tempels zu Tentyra eingehauen ist; der Kopf gleicht dem eines Wiedehopfs oder der gehäubten Ente; er endigt stets mit einer doppelten Spitze.» — An den Kukuk, zu dem der Koptische Name verleiten könnte, ist nicht zu denken; dieser ist, wenigstens insgemein, ungehäubt. Man nehme hinzu, daß obgleich die hieroglyphischen Thiere meist charakteristisch und in bloßen Linien erkennbar sind, jede Kunst (auch die Heraldik) ihre idealen Thierformen hat, die in sich beständig, auch wahr, aber nicht in allen Stükken der Natur gleich sind. Es mag daher der Wiedehopfskopf nach dem angenommenen Typus mehr oder weniger nachlässig behandelt worden seyn; der Aegypter wußte, was es sey, wie wir wissen, was ein übel gebildeter Buchstabe ist.

2) Der Löwe ist überall kenntlich, wenn auch zuweilen seine Bildung der des Hundes ähnelt; letzterer aber, wirklicher gemeiner Aegyptischer Hund oder Schakal (canis aureus Linn. von Einigen für den ursprünglichen Hund gehalten), unterscheidet sich, ohne

daß eine Verwechselung möglich wäre, durch seinen langen spitzen Kopf und emporgereckten Ohren, und bezeichnet den Anubis. Minder kenntlich ist die Bärin, aufgerichtet, auf den Hinterfüßen stehend, mit zwey hängenden weiblichen Brüsten, dickbäuchig, mit geschwänzter Schleierhaube. Die Schnauze ist mehr oder weniger spitz; manchmal hängt die Zunge heraus. Auf dem Planisphärium von Tentyra (Denon Taf. 130) ist sie wohl nicht zu mißdeuten. Ihr scheint die Bedeutung der Kälte, wie dem Löwen die der Hitze eigen.

3) Eine Wage mit zwey Wagschalen, wie unsere Wagen, oder doch wenig davon verschieden, kommt öfter vor, auch bey Hirt. Auf den Thierkreisen von Tentyra und Esne (Denon Taf. 130. 132. Descr. A. Vol. I. Pl. 79. A. Vol. VI. Pl. 21. Vol. IV. Pl. 18) findet sich die Wage in der Reihe der Himmelszeichen, wo einmal über, das andere Mal unter derselben Harpokrates in einen Kreis (vermuthlich die hieroglyphische Sonnenscheibe) eingeschlossen sitzt; das erste Mal auf dem Lotus, der auf dem zweyten Bilde vielleicht verblaßt ist. Die Griechen und Römer kannten zu einer gewissen Zeit kein Zeichen der Wage, sondern eigneten dieses Zwölftheil den Scheeren des Scorpions (chelae) zu, welcher daher zwey Zeichen

einnahm *) Nach Hygin hätten die Römer erst angefangen, das andere Zeichen die Wage zu nennen. Ob nun gleich die Thierkreise von Tentyra, die alle unsere Zeichen enthalten, jetzo der Römischen Kaiserzeit zugeschrieben werden **), worin wir nicht widersprechen wollen, so scheinen sie doch rein Aegyptisch zu seyn, und nichts Erborgtes zu haben. Es möchte also hieraus folgen, daß die Himmelswage so gut wie die übrigen Zeichen in Aegypten heimisch gewesen, und nur später in die Römische Astronomie aufgenommen worden sey.

4) Unter den verschiedenen Zeptern oder Stäben kommt ein wirklicher Krummstab vor, alleinstehend oder in der Hand von Figuren. Die Antiquare nennen ihn Augurnstab; es kann aber auch ein Hirtenstab seyn. Mit ihm in derselben Hand erscheint manchmal die Peitsche. Diese hat einen, zwey, auch drey breite Riemen, und ähnelt einem Dreschflegel. In jener Verbindung scheint ein Gegensatz von Sanftheit und Nachdruck oder Stärke zu liegen. Es kommt wohl noch der Stab mit dem Wiedehopfs-

*) S. Herrmanns Handb. der Mythol. 3r Bd. S. 99 ff. Seiner Hypothese von dem Ursprung des Zeichens der Wage pflichten wir nicht bey.

**) Champollion Syst. hieroglyph. S. 5.

kopf und mit Queerstäbchen (dem Nilmaaß) hinzu (s. Hirt Taf. 8. Fig. 58. Taf. 10. Fig. 77. 78. Taf. 11. Fig. 81. 82); und aus dieser zwey- oder drey-fachen Zusammensetzung erwächst wie ein sonderbarer Buchstabe, der aber eben das ist, was wir angeben, damit man daran nicht irre werde; es sind zwey oder drey Dinge in Einer Hand. Das Zepter weiblicher Göttinnen ist häufig ein Lotusstengel, indem die Kelch-blumen Symbole der passiven Natur sind. Eine Art von Stab scheint beynahe der Blüthenstengel der Pa-pyruspflanze zu seyn, obgleich fächerartig; allein es sind wohl eher wirkliche Fächer.

5) Die Antiquare verwechseln hin und wieder *) zwey heilige Vögel (accipitres), welche doch die Hie-roglyphik eben so genau als die Naturgeschichte trennt: der eine ist von Bedeutung männlich, es ist der Falke (falco), zu welchem Linnee mit Recht den Adler, den Habicht, den Sperber und ihre Unterarten rech-net, der Vogel der Sonne; und wiefern diese Arten in der Hieroglyphik Aegyptens unterschieden sind, muß erst weitere Forschung bestimmen; der andre weib-lich, nämlich der Geyer (vultur), das Bild der Seele, der Mütterlichkeit, der Vorsehung, der Weib-

*) Auch unter dem unbestimmten Namen ἱέραξ.

lichkeit überhaupt. Der erste ist an seinem dicken kurzen, der andre an seinem langen nackten Hals und Kragen leicht zu unterscheiden. Beyde und ihre Köpfe kommen in mancherley Anwendung und Verbindung mit andern Figuren vor.

6) Die Thierköpfe auf Menschenleibern erscheinen sehr oft nicht als Zusammensetzungen, sondern als Masken, hinter denen noch der menschliche Kopf eingehüllt steckt. So besonders bey dem Thoth mit dem Ibiskopf. Die Götter, im Grunde menschlich gedacht, tragen die Hülle der symbolischen Thiere, die sie, als unsichtbare Wesen, durch Eigenschaften in der Sichtbarkeit repräsentiren; so auch die Priester, indem sie ihre Götter vorstellen. *) Jedoch gibt es auch viele Zusammensetzungen, besonders von Thierfiguren. Darunter ist auffallend, daß auf den obenerwähnten Thierkreisen der Schütze jedesmal ein Centaur, einmal ein zweyköpfiger (Löwe und Mensch), der Steinbock aber ein halber Fisch ist, wie sich dieses auch ferner fortgepflanzt hat.

7) Es ist manchmal schwer, den Flügel oder die Feder von dem Messer oder Schwert zu unterscheiden. Jene pflegen jedoch oben rundlich, oder

---

*) Vg. Drumann über die Inschrift von Rosette, S. 226.

breit mit schiefer Spitze, zu seyn, diese in eine schmale Spitze auszulaufen, obgleich unten die Klinge eine ähnliche Breite hat bey schwachem, einseitigen Griff. Entschieden ist dieses Schneidewerkzeug bey einem Kopfabhauen im Werk von Denon (Taf. 124. Fig. 2). Anderwärts bey Denon (Taf. 114. Nr. 52) steht ein kleiner nackter Knabe mit dem oben besprochenen Wiedehopfskopf, und in der Hand seines einzigen Arms eine Feder in der Mitte von zwey Messern, oder eine rundliche Feder in der Mitte von zwey spitzigen. Champollion will jedoch die Federn mit schiefer Spitze lieber Blätter nennen; vielleicht daß er irrt.

8) Die Figuren sitzen oft platt auf dem Boden, mit beygezogenen Füßen, so daß die Kniee emporstehn. Dieß ist noch jetzt Aegyptische Sitte. Bey nachlässiger Andeutung entsteht daraus manches Seltsame, das nur aus dieser Angabe zu verstehen ist.

9) Die männlichen Figuren tragen häufig einen kurzen Leibrock, bis über die Kniee, die weiblichen einen längern, eng anliegenden, bis an die Knöchel; oft ist dieser nur durch Queerstriche, nämlich Säume, über den Knöcheln bemerklich, indem der Körper nackt zu seyn scheint. Von den Gürteln hängt oft hinten ein langer Streifen herab, auch wohl von der Haube oder dem Kopfputz.

10) Bey Hirt (Taf. 6. Fig. 52. aus Descr. A. Vol. IV. Pl. 22) sieht man in einem Schiff einen Kreis mit einem Ding darin, woran wohl Mancher lange rathen möchte. Es ist ein kolossales Auge, oben mit Wimpern und Augenbraue, unten mit den Backenknochen, aber ohne Augenstern, den diese viel vorkommende Figur anderwärts dennoch hat. Das Auge ist Symbol des Osiris, wahrscheinlich als Sonne, und steht hier im Sonnencirkel; auch hat der Ruderer den Falkenkopf. Das Auge ist auch Bild der Klugheit und Vorsicht. Jenes Riesenauge ist aber im Verhältniß zu dem Styl der übrigen Aegyptischen Figuren, auch mit denen es in Verbindung steht, so roh, daß man geneigt wird, es für ein altes unveränderliches Normalbild, für einen hieroglyphischen Fetisch zu halten. Dasselbe Auge kommt bey Denon (Taf. 96. Fig. 19. 21 u. 23) ohne Kreis, aus grünem und aus blauem Porzellan geformt vor; deßgleichen ebendaselbst (Taf. 98. Fig. 17 u. 34) aus andern Stoffen; ferner in Kreisen dreymal (Taf. 131), gleichsam wie Gestelle oder Consolen, das eine Mal oben mit einer Platte, worauf sechs kleine Figuren, und unter der seltsamen Maschine deren sieben sitzen; der letzte Kreis ruht ebenfalls aufrecht in einem Schiff, der andre auf einem hohen Fuß, wie ein Globus.

Merkwürdig ist, daß an den Mumienkasten, und namentlich an dem zu Frankfurt, auf den Füßen zwey Augen gemalt sind; ungewiß, ob es eine Lehre des vorsichtigen Wandels wegen künftiger Rechenschaft, oder ob es ein stummes Gebet zum Osiris, als Herrn des Todtenreichs (des Amenti) ist, diese Seele zur Ruhe zu geleiten.

11) Wenn der Geyer als Bild der Vorsehung über einem Helden oder Sieger schwebt, so trägt er Etwas in den Klauen, was wie ein Ring mit einer Siegelfläche aussieht, aber vielmehr ein Kranz mit seinen Enden ist. Diese Enden des Kranzes oder der Schleife kommen auch sonst vor. Sie befinden sich auch an der herabhängenden Kette von gewöhnlich drey Gliedern, die unter den phonetischen Hieroglyphen nach Champollion den Buchstaben H (Hori) und sinnreich die Conjunction und (Koptisch hi) ausdrückt, auch wohl nachlässig nur mit untereinander gesetzten Puncten und zwey Enden, oder mit einem Glied (Ohr) und einem Schwanz mit zwey Enden daran, angedeutet wird.

12) Es ist überhaupt viel daran gelegen, die Einerleyheit und die Verschiedenheit der Zeichen zu kennen. So kommen Wassergefäße oder Krüge in allerley Formen, theils auch in unkenntlichen vor,

und sind doch vermuthlich alle von gleicher Bedeutung. Deßgleichen Schiffe oder Kähne. Leere kleine Vierecke, und mit mehrern senkrechten Linien und einer Queerlinie ausgefüllte, oder auch nur mit einer senkrechten Linie versehen, sind alle eins, nach Champollion die Pansflöte und der Buchstabe P.

13) Bey Denon (Taf. 135) und in der Descr. sieht man auf Malereyen in den Gräbern der Könige zu Theben Saiteninstrumente, deren eins, mit vier Saiten bezogen, vollkommen unserer Laute oder Guitarre gleicht, nur einen sehr langen Hals und kleinen Bauch hat, übrigens Wirbel, Schalllöcher, kurz die ganze Beschaffenheit des neuern Instruments. Es erscheint auch in der Bilderschrift. Andre sind vielsaitige Harfen, bey denen ein Halbreif als Holz zum Grunde liegt (vg. Hirt Taf. 10), welcher aber unterwärts zum dicken und verzierten Resonanzboden anschwillt, und den Hebräischen Namen eines vielsaitigen Instruments, Nebel, erklären hilft, ein Wort, welches auch Krug oder Schlauch bedeutet. Da die Schläuche auch die Gestalt von Krügen hatten und umgekehrt, so streiten die Lexicisten vergeblich über die Verschiedenheit dieser Bedeutung des Worts. Ein irdener Nebel ist ein Krug, ein lederner Nebel ein Schlauch. War etwa der Bauch des Instruments

Nebel nicht gekrümmt, so konnte dieß Spielzeug ganz unsrer heutigen Harfe, folglich einem umgekehrten Delta gleichen, wie einige Alte den Nebel beschreiben *); dieß war aber wohl nicht ausschließliche Form. So viel im Vorbeygehen.

14) Unter den Vögeln sind ferner kenntlich die Gans, die Eule, die Schwalbe (mit dem breiten Schwanz und gekreuzten Schwungfedern; diese, und nicht der Ibis, ist, wie auch die Form es glaublicher macht, nach Champollion die Hieroglyphe des Buchstabens Gjangja), der oder vielmehr die Ibis (mit dem langen gebogenen Schnabel), die Wachtel (ungeschwänzt). Von Schlangen, die gehörnte, die dickbäuchige aufrechte, die lange mit vielen Krümmungen. Ein geflügeltes Insekt erscheint öfter, auf den ersten Anblick ungewiß, ob es Schmetterling oder Biene ist, indem es seine normale Kunstgestalt hat, die es undeutlich macht, und die man besonders bey Denon (Taf. 122. F. 14. u. Taf. 114. F. 42) sehen kann. Es ist aber ohne Zweifel Biene, und soll Volksherrscher, König, auch gehorsames Volk bedeuten. Der Käfer ist bekannt. Ferner von Thieren:

---

*) S. Gesenius Lex. unter Nebel.

Pferd, Ochse, Krokodil, Ichneumon, Antilope, Giraffe u. s. w.

15) Der Kopfputz der männlichen und weiblichen Figuren ist sehr verschieden, theils offenbar symbolisch, aus Federn, Scheiben, Hörnern, Schlangen, Geyern, gebildet, theils abentheuerlich und doch sehr zierlich zusammengesetzt, ohne daß man genau die Bestandtheile dieser ungeheuern Aufsätze angeben kann. Unter den Mützen zeichnet sich der Pschent aus, welcher einen obern und einen untern Theil hat, die verbunden und auch getrennt vorkommen. (Vg. Denon Taf. 114 u. 115.)

16) Ein Ding von drey ungleichen Stufen im Profil ist ein Thron. Ein viereckiger Schnirkel (ein à la Grecque) stellt ein Haus, nämlich dessen Grundriß vor. Ein Ding von drey Linien zusammengesetzt, einer krummen und zwey im Winkel gestellten, wie ein schiefgestelltes A, ist ein Pflug, wie man deutlich aus einer Darstellung des Ackerbaues bey Denon (Taf. 135. Fig. 23) und noch deutlicher aus dem Werk der Expedition (A. Vol. I. Pl. 71. Nr. 12. Vol. II. Pl. 90. auch E. M. Vol. II. Pl. 8. Nr. 1) ersehen kann; und ist nach Champollion eins von den Zeichen des Buchstabens M; wiewohl er es (Syst. S. 141) vielmehr für eine Art von Karst oder Hacke

hält, in welcher Art auch wirklich der Pflug umgekehrt scheint gedient zu haben, indem man ihn an der Deichsel faßte (Descript. A. Vol. II. Pl. 68). — Eine Art Schiff mit einem Obdach auf Säulchen, wodurch man zuweilen Figuren gegeneinander sitzen sieht, bedeutet wahrscheinlich Versammlung. Es gleicht manchmal einem Laternchen, das an der Spitze eines sanft gekrümmten Stabs hängt, welcher auch allein vorkommt, und hinten mit fortlaufenden Zakken oder Zähnen versehen ist; auch wohl nur mit einem Zahn. Im letztern Fall bedeutet er schlechthin Jahr, im erstern eine Zahl von Jahren, in welchen auch die heiligen Versammlungen oder Feste wiederkehrten. Auf einem Relief zu Dendera (s. Champ. syst. p. 163) sitzt Thot auf einem Thron vor Isis und Horus, mit dem Jahreszepter in der Hand, und zeigt mit seinem Schreibrohr das sechzehnte Zäckchen oder Jahr an, anderwärts andre Zahlen (vg. Hirt Taf. 7. Fig. 24, wo er auf das achte zeigt, u. ebendas. Taf. 5. Fig. 40 unbestimmt) — Der Pschent oder königliche Hut hat zwey oder drey Theile, die auch einzeln vorkommen, wie schon bemerkt: der obere ist eine längliche Kappe, der untere und hintere eine Art von Krempe, worüber vorn ein gekrümmtes Horn, ein Schnirkel, emporsteht, der eben das zu seyn scheint, was

zuweilen einzeln Lituus genannt wird, und im Alphabet von Champollion ein U (*ου*) oder Y gibt, und nicht mit dem Hirtenstab oder einem einfach umgebogenen Stab zu verwechseln ist.

So viel mag für den Anfang genug seyn, um die Augen der Sucher zu ermuntern und zu schärfen. Wir wollen nur noch einige Götterfiguren, nebst Verschiedenheiten zwischen der Deutung derselben bey Hirt und Champollion angeben. Hirt hält den Gott in Menschengestalt mit der Mütze mit zwey hohen Federn für Osiris; nach Champollion ist es vielmehr Amon-Kneph, der Weltschöpfer, die Hauptgottheit von Thebais, auch Chnuphis und Chnumis genannt, auch Amenephis, d. i. Amon-Neph oder Chneph. Derselbe Gott hat nach andrer Vorstellung einen Widderkopf. Dessen Sohn ist (Memphitisch) Phtha oder (Thebaisch) Ptah, die Hauptgottheit zu Memphis, von den Griechen mit Hephästos verglichen; nach Ch. die Figur mit enganschließender Kappe, wie eine Mumie eingewickelt, in der Hand Zepter, Nilmaaß, Peitsche, Krummstab, welche H. mit Andern für Horus hält. Den Phtha findet H. in Uebereinstimmung mit Herodot in der Zwerggestalt, unter welcher auch seine Söhne die Kabiren vorkommen; welches denn gar wohl eine andre Vorstellung dessel-

ben Gottes seyn kann. Die Gattin des Aegyptischen Jupiter Amon-Kneph ist Sate oder Satis, bezeichnet durch ein großes Blatt oder Feder über ihrem Kopfputz. Osiris trägt eine hohe, meist dreytheilige (tulpenartige) Kappe, Peitsche und Krummstab; Isis Kuhhörner mit der Mondscheibe, Geyerhaube, Lotuszepter. Der Gott mit dem Hunds- oder Schakalskopf ist Anubis; der mit dem Ibiskopf Thoth; der mit dem Falkenkopf und der Scheibe darüber Phre oder der Sonnengott; die Göttin mit dem Löwenkopf ist nach Ch. Tafne oder Tafnet, nach H. Neith; die mit ausgebreiteten Armen und grossen Flügeln kniend, eine Feder auf dem Kopf, ist Netphe, die Aegyptische Rhea oder Göttermutter; der Gott mit dem Krokodilskopf ist Sovk oder Suchus, nach Hirt Typhon (welches nach Jablonski derselbe ist); der mit dem Sperberkopf und darüber einen Halbmond und die Sonnenscheibe Aroeris, einerley mit Horus, welcher auch symbolisch durch einen Falken mit dem Pschent ꝛc. vorgestellt wird, wie Amon durch einen Widder mit der Scheibe zwischen den Hörnern, Phre durch eine Scheibe mit der Schlange, u. s. w. Ein vollständiges und gründliches Aegyptisches Pantheon steht noch zu erwarten.

Sowohl die Götterfiguren als die übrigen Bil-

der sind auf den meisten Originalien, besonders vom linearischen Styl, mit großer Leichtigkeit, oder eigentlicher zu reden, mit der flüchtigen Fertigkeit eines Geschwindschreibers, obgleich eben deßwegen mit Geist behandelt. Es ist also nöthig, diese Currentmalerey, damit man in ihr nicht irre werde, nach ihren strengern und nachlässigern Zügen neben einander in einem vollständigen Verzeichniß abzubilden und zu erklären. Diese Anleitung und folgende Uebung lehrt hernach auch das Undeutliche, zumal aus der Gruppirung erkennen, wie mißgeschaffene Buchstaben aus dem ganzen Wort.

## Zweytes Capitel.

Unter den neuern Werken über Aegypten ist eins der merkwürdigsten dasjenige, wovon im folgenden Capitel Erwähnung geschieht, und dessen Absicht ist zu zeigen, daß viele Aegyptische Denkmähler, die man für uralt hält, auch in Oberägypten, von späterm Ursprung sind, und daß die Aegypter durch die Persische, Griechische und Römische Oberherrschaft ihre Religion, Sitten und Kunst nicht verloren, sondern im Ganzen unverändert erhalten haben. Der Titel

ist: Recherches pour servir à l'histoire de l'Egypte pendant la domination des Grecs et des Romains, tirées des inscriptions Grecques et Latines, relatives à la chronologie, à l'etat des arts, aux usages civils et religieux de ce pays; par M. Letronne. Paris 1823. Der Verf. gibt seine Hauptidee gegen das Ende der Einleitung mit folgenden Worten an: Ansi, que la theorie developpée dans cet ouvrage eprouve des modifications quelconques, c'est à quoi je m'attends; mais l'idée principale, qui lui sert de fondement, ne peut etre detruite, parce qu'elle ressort avec evidence de faits incontestables; et cette idée, c'est que les Egyptiens, au moins jusqu'au siecle des Antonins, ont conservé, sans modifications essentielles, la religion et les arts de leurs ancetres; qu'ils ont elevé des monumens dans un style d'architecture et de sculpture assez semblable à celui des plus anciens temps, pour que des ouvrages, executés dans le second siecle de notre ère, aient eté regardés par d'habiles artistes comme ayant dû etre faits 3000 ans avant J. C. Daraus fließen nun, wie der Verf. hinzusetzt, mehrere strenge Folgen, deren vornehmste ist: daß unter den Aegyptischen Denkmählern höchst wahrschein-

lich mehrere sind, welche den Zeiten der Griechischen und Römischen Herrschaft angehören, theils als neu errichtet, theils als restaurirt, theils als fortgesetzt und vollendet; so daß es wohl nicht leicht seyn möchte zu bestimmen, an welchen Kennzeichen man jetzt alle diejenigen Gebäude zu unterscheiden hat, welche älter sind als der Einbruch des Kambyses. Es haben sich übrigens nach dem Verf. dreyerley Style der Aegyptischen Kunst mit Wahrscheinlichkeit ergeben, die alle denselben Hauptcharakter tragen, und nur in der Ausführung sich unterscheiden, und wovon vielleicht nur der erste vorgriechisch ist, oder nur die zwey ersten. Denn der Name Ptolemäus in Hieroglyphen kommt auf Gebäuden oder Theilen von Gebäuden vor, die auch schon vom letzten Style sind (Introduct. pag. XXXV). Der Verf. vermuthet, daß unter den fünf ersten Ptolemäern man sich immer nur hieroglyphischer Inschriften auf den Tempeln bedient habe, um nebst andern Dingen den Namen des Regenten anzugeben, unter welchem die Arbeit vollbracht worden, und daß erst seit Ptol. Philometor die Sitte aufgekommen, die Inschriften Griechisch zu verfassen; weßhalb, wenn man einmal die Hieroglyphen werde lesen können, man wahrscheinlich unter den hieroglyphischen Inschriften ähnliche wie die Griechischen fin=

den werde. Er geht nach diesem Allen von der Sichtung der Griechischen und Lateinischen Inschriften in Aegypten aus, um zum künftigen Verständniß der hieroglyphischen den Weg vorzubereiten. Er setzt am Schlusse der Einleitung hinzu, daß durch die Verjüngung einiger Aegyptischen Denkmähler sie nur eine neue Art von Merkwürdigkeit erhalten. »Wäre es nicht, sagt er, ein Schauspiel, des Nachdenkens aufgeklärter Männer werth, zu sehen wie Aegypten unter mehrfacher fremder Obergewalt, mitten unter Unruhen und Umwälzungen, über siebenhundert Jahre lang Alles festhielt, was seit so vielen Jahrhunderten den besondern Charakter dieser Religion, dieser Künste ausmachte, wovon man kein Urbild kennt, und die keinen Nachahmer hatten? Solcher Art war also die Herrschaft dieser alten Anordnungen, die so wohl mit Clima und Natur des Landes übereinstimmten, so tief allen Gewohnheiten des Volks eingeprägt waren, daß nichts Geringeres als das Christenthum erfordert wurde, um sie durch die Verwickelung in den großen Schiffbruch des heidnischen Aberglaubens für immer aufzuheben.«

Die Behauptung des Hr. Letronne hat schon den ernsten, festen und schwer auslöschbaren Charakter der Aegypter für sich; und daß wirklich bis in die spä-

tern Zeiten des Heidenthums in Aegypten den einheimischen Göttern Tempel, Altäre und Bildsäulen errichtet wurden, und zwar durch die fremden Herrscher selbst oder mit ihrer Genehmigung, folglich die alte Landesreligion, mit ihren Localanbetungen, fortdauerte, läßt sich nicht verkennen, und geht auch aus diesem Buche hervor. Allerdings war es nur der äussere Körper der alten bildlichen Weisheit, welche, wie in Indien, mehr und mehr unter die Alterthümer gehörte, und mit den spätern philosophischen Versuchen ihrer Wiederherstellung endlich unterging.

Bey obiger Untersuchung werden auch die berühmten Aegyptischen Thierkreise, aus denen Manche sogar ein weit höheres Älter unserer Welt folgern wollten, tief in der Zeit herabgerückt; und Mehreres, wie die frische Erhaltung der Farben u. dgl., erklärt sich nun etwas natürlicher. Doch werden damit ältere Ueberbleibsel und deren merkwürdige Ausdauer nicht geläugnet.

Im Allgemeinen können Griechische und Römische Namen auch später an alte Gebäude gesetzt worden seyn. Sie können aber auch von neuen Anbäuen oder Renovationen herrühren, welche beyde nach dem Muster der alten Bäue und ihrer Verzierungen unternommen wurden, eben wie dieses mit ganz neuen

Tempeln geschehen konnte. Was bis jetzt hievon im Einzelnen sich ausmachen läßt, zeigt das angeführte Buch, welches man als ein sehr verdienstliches Unternehmen zur Aufklärung der Chronologie der Aegyptischen Alterthümer ansehen darf.

---

## Drittes Capitel.

Auszug aus dem hieroglyphischen System von Champollion dem Jüngern. (Precis du systeme hieroglyphique des anciens Egyptiens etc. par M. Champollion le jeune. à Paris 1824.)

---

Der Anfang des Hieroglyphenlesens, zu unserer Zeit gemacht, ging von dem Stein von Rosette aus. Der mittlere Text dieser dreyfachen Inschrift ist im Griechischen Theil als Landesschrift (*ἐγχώρια γράμματα*) bezeichnet. Sylvester de Sacy und Ackerblad zeigten, daß dieser Text Griechische Eigennamen in Aegyptischen alphabetischen Zeichen enthält. Ackerblad wollte das Lesen auch auf Aegyptische Wörter erstrecken, und es mißlang, vermuthlich weil er alle Vocale wiederfinden wollte, die in Koptischen Wörtern ausgeschrieben sind, während, wie

im Hebräischen und Arabischen, die meisten unterdrückt seyn konnten. Dr. Young stellte dann, indem er nur zwey Arten Aegyptischer Schrift erkannte, folgende Sätze auf: 1) Die mittlere Schrift des Steins von Rosette oder Landesschrift (enchorial) ist einerley mit der auf nichthieroglyphischen Papyren; die Buchstaben wurden in der Hand des Volks entstellt; daher bemerkt man darin Formen, die auf den Papyren nicht vorkommen. 2) Die Schrift des mittlern Textes und die der Papyre sind bloß ideographisch, wie die Hieroglyphenschrift. 3) Gleichwohl sind die meisten Eigennamen jenes Textes gewissermaßen lesbar, und die Aegypter haben folglich, um fremde Eigennamen zu schreiben, ideographische Zeichen, wie die Chinesen, zu Lauten angewandt u. s. w. Hieratische Schrift nannte er die Linearhieroglyphen u. s. w. Dagegen erkannte Champollion eine dreyfache Schrift: die hieroglyphische, die hieratische (eine wahre Tachygraphie der Hieroglyphen, auf den nichthieroglyphischen Papyren, die man bey Mumien gefunden), und die demotische oder epistolographische Schrift, die der mittlern Inschrift des Steins von Rosette, ein von dem hieratischen verschiedenes Schriftsystem, und keine bloße Entstellung desselben.

Das Alphabet der phonetischen Zeichen ist nach

Champ. der Hauptschlüssel der Hieroglyphenschrift. Schon lang hatten die Gelehrten die Rähmchen (cartouches) für Einfassungen von Eigennamen gehalten; es kam aber auf die genaue und allerwärts zureichende Bestimmung der darin befindlichen Buchstaben an; und hierin war Champollion glücklicher als Dr. Young und Ackerblad. Dr. Young sah die Schrift für alphabetisch-syllabisch gemischt an, Champollion für rein alphabetisch, doch so daß Vocale fehlen konnten. Er buchstabirte die Namen von fremden Regenten.

Nun fragt sichs aber: War die phonetische Schrift einzig zu der durch Thatsachen erwiesenen Ueberschreibung von fremden Namen und Wörtern bestimmt und aufgehoben? — Der Beantwortung dieser Frage muß eine andre vorausgehn: War das Rähmchen beständiges Wahrzeichen phonetischer Schrift? Ch. beantwortet sie jetzo dahin, daß er aus vielen Denkmählern die Ueberzeugung gewonnen, es zeige der Rahmen auf ihnen allen, seyen sie vom ersten, zweyten oder dritten Styl der Aegyptischen Kunst, nicht die lautbare Natur der darin enthaltenen Zeichen an, sondern daß es Namen von Königen, Königinnen, Kaisern und Kaiserinnen, kurz von Herrschern über Aegypten sind, welcher Art auch die also eingefaßte

Schrift seyn möge. Die hieroglyphischen Namen von Privatpersonen sind hingegen sämmtlich in fortlaufender Linie geschrieben, ohne Unterscheidung in Bezug auf die Natur der Zeichen, womit sie ausgedrückt sind. Auf Denkmählern jeder Art kommen Namen von Regenten und noch öfter von Privatpersonen vor; Ch. hat deren mehrere Hunderte gesammelt, und hiernach leicht jenen Unterschied festsetzen können. Beyde unterscheiden sich dadurch, daß die Regentennamen im Rahmen stehen *), die Namen aller andern Personen oder Einzelwesen aber, ohne Rücksicht auf phonetische oder ideographische Schrift, eine gewisse Figur am Schluß zur Begleitung haben, nämlich: eine männliche Person eine halbknieende nackte Figur, die aufwärts blickt und einen Arm emporhebt; eine weibliche Person, ein knieende oder sitzende bekleidete Figur ohne sichtbare Arme; besonders verstorbene Männer, eine knieende bekleidete ohne sichtbare Arme mit Bart und Peitsche; besonders verstorbene Frauen, eine dergleichen ohne Bart mit einem geschweiften Lotusstengel; männliche Götter eine Art Beil oder Stütze

*) Der, wenigstens häufig, denselben Kranz, nur in die Länge gezogen darstellt, welchen auf Gemälden und Reliefs der vom Himmel herabschwebende Geyer in den Klauen trägt.

[vielleicht auch Keule oder Hammer], oder eine sitzende Figur mit Bart, mit Schlüssel, mit Wiedehopfszepter; Göttinnen eine sitzende Figur ohne Bart, auch mit einem Lotusszepter *); die Namen der heiligen Stiere oder Kühe, einen Stier oder eine Kuh. Ch. liest dann mehrere Namen aus Römischer Zeit, und schließt mit den Sätzen: 1) die Aegypter zur Römerzeit setzten bey Uebertragung fremder Namen in phonetische Hieroglyphen kein Merkzeichen dieser ihrer lautbaren Natur hinzu; 2) die phonetischen Zeichen wurden ohne besondern Unterschied mit eigentlich ideographischen Zeichen zusammengestellt, wie die angeführten Charaktere für Gott, Göttin, Mann, Weib, Stier, Kuh rc. Im Ganzen also gebrauchte das hieroglyphische Schriftsystem zwey ganz verschiedene Classen von Zeichen, wovon die eine Laute, die andre Ideen ausdrückte.

Auf hieroglyphischen Inschriften aller Zeitalter, welche keinen Eigennamen enthalten, bemerkt man

*) Daraus könnte sich Folgendes ergeben: Der Bart ist Bild der Ehrwürdigkeit und des Alters, d. i. der Ewigkeit, und mit der Peitsche bey Verstorbenen, Bild höherer Gewalt und der Vergöttlichung; bey Frauen tritt an die Stelle die Lotusblume, d. i. das andre Leben, die Unsterblichkeit, die Blume der Verjüngung, welche Göttinnen auf Zeptern tragen.

eine große Menge von denjenigen Zeichen, deren Lautbedeutung vorhin anerkannt wurde. Es fragt sich, ob sie, phonetisch in Eigennamen, eine ideographische Bedeutung im Lauf der Texte haben, oder ob sie in denselben Texten ihre phonetische Geltung behalten *). Wenn die phonetischen Zeichen außer den fremden Eigennamen allerwärts eine ideographische Geltung hätten, so würde die Aegyptische Hieroglyphenschrift in vielem Betracht der Chinesischen Schrift nahe kommen. Sind sie aber allerwärts phonetisch, so gewinnt diese Schrift ein ganz neues Ansehn, und wir haben dann einen großen Schritt zu ihrer Entzifferung gethan. Ch. stellt nun den Satz auf: Die in Eigennamen für lautbar anerkannten Zeichen behalten diese lautbare Geltung in allen hieroglyphischen Texten, wo sie vorkommen. Indem er nämlich die hieroglyphischen Eigennamen Griechischer oder Römischer Herrscher untersuchte, so nahm er wahr, daß insgemein derselbe Name mit mehrern verschiedenen Zeichen, theils auf einerley Gebäude oder Obelisk, theils auf unterschiedenen, geschrieben war. Er sammelte diese Zeichen, und fand bald ihre Geltung durch

*) Hier ändert nun Ch. seine frühere Meinung, s. Blätter 5. Samml. S. 93.

andre hieroglyphische Eigennamen bestätigt, worin sie denselben Consonant oder Vocal wie in jenen ausdrückten; er mußte daher anerkennen, daß die Aegypter nach Willkühr eine gewisse Anzahl verschiedener Charaktere für einerley Buchstaben gebrauchten, und diese zum Ausdruck eines und desselben Lauts bestimmten mehrern Zeichen nannte er homophon oder gleichlautend. Er verglich hierauf sorgfältig zwey hieroglyphische Texte gleichen Inhalts, und zwar Leichenmanuscripte, deren Malereyen und Legenden einander treffend ähnlich sahen; diese Texte fand er im Ganzen völlig übereinstimmend; und im Einzelnen bloß verschieden 1) in den Eigennamen der Todten, für deren Mumien sie geschrieben waren, und in den Namen ihrer Eltern; 2) in der öftern Anwendung einiger Charaktere von unterschiedlicher Form in sonst ganz ähnlichen Gruppen; und da er erkannt hatte, daß in der hieroglyphischen Schrift jede Idee gewöhnlich durch eine Gruppe von mehrern Charakteren, und selten durch ein einziges Zeichen ausgedrückt wird, so lieferte ihm die Vergleichung ein Verzeichniß von Hieroglyphen, die gleichgültig mit einander wechseln; und dieses Verzeichniß zeigte sich als eine wahre Copie und gleichsam Abdruck seines phonetischen Alphabets, wie er es nach Griechischen und Römischen Eigenna-

men aufgestellt hatte; d. h. die Zeichen, die *in* den hieroglyphischen Texten unaufhörlich und ohne Unterschied gegen einander vertauscht werden, sind eben die Homophone, die in jenen Namen einerley Buchstaben ausdrücken. Mithin findet sich in den bisher für bloß ideographisch gehaltenen Hieroglyphentexten derselbe Zeichentausch, wie in den Griechischen und Römischen Hieroglyphennamen, die einem phonetischen System angehören. Ferner, die Vergleichung zweyer Leichenmanuscripte, eines in hieratischer und *eines in* hieroglyphischer Schrift, lieferte ähnliche *Ergebnisse:* der hieratische Text zeigt sehr oft, nicht die hieratische Abkürzung des correspondirenden hieroglyphischen Zeichens, sondern die einer homophonen Hieroglyphe. Noch weiter fand sich bey Vergleichung zweyer hieratischen Leichenmanuscripte ein gleicher *Wechsel* homophoner hieratischer Charaktere. Aus dem Allen schloß er nun, daß diese stets wechselnden hieroglyphischen oder hieratischen Charaktere auch außer den *Eigennamen* phonetischer Art seyen, und daß alle hieroglyphische Inschriften, die man außer den darin befindlichen fremden Eigennamen und Wörtern für rein ideographisch hält, vielmehr eine große Menge von bloß phonetischen Zeichen, zum Ausdruck von Lauten und Wörtern der Aegyptischen Sprache dienend, in sich

fassen. Es ließe sich einwenden, diese beständig für einander abwechselnden Zeichen drückten gleiche Ideen aus; allein dem setzt Ch. Einwürfe entgegen, die besonders aus der Aegyptischen Sprache und ihrem Unterschied von der Chinesischen hergenommen sind.

Syllabisch ist das Aegyptische Alphabet nicht, sondern aus einfachen Buchstaben bestehend, mithin, abgesehen von der Zahl der Zeichen, dem der Hebräer, der Araber und andrer Orientalen ähnlich, enthaltend, wie diese, eine Anzahl von Consonantenzeichen und einige Vocalzeichen, welche letztere, eben wie dort, keinen unveränderlichen Laut hatten und in gewissen Fällen mit einander wechselten. Zum Beweis dient hiebey unter andern der Umstand, daß dieselben fremden Namen, auf einem und demselben Denkmahl, bald bloß mit Zeichen geschrieben werden, die nur Consonanten, bald mit Hinzufügung eins und des andern Zeichens geschrieben sind, das beständig einen Vocal ausdrückt. Diese große Wandelbarkeit in der Rechtschreibung fremder Eigennamen beweist, daß die Aegypter, wenn sie ihre Sprache schrieben, nicht alle Vocale darstellten, eben wie die Hebräer, mit deren Alphabet überhaupt das Aegyptische Hieroglyphenalphabet eine merkliche Aehnlichkeit hat. So z. B. ist die Feder oder das Blatt, je nach Umständen, ein

A, J, E, und selbst ein O, wie das Aleph der Hebräer *); auch werden in den Koptischen Dialekten die Vocale mit einander verwechselt, nicht nur in verschiedenen, sondern auch in gleichbedeutenden Wörtern eines und desselben Dialekts. Das hieroglyphische B wechselt in Namen stets mit Bildern, die auch F oder V sind, nach Art der verschiedenen Aussprache des Hebräischen Beth. Ch. führt diese Parallele weiter durch, und bemerkt zuletzt, daß sich nach seiner Berechnung die fünfundzwanzig Aegyptischen Buchstaben des Plutarch wirklich wiederfinden.

Der stärkste Beweis nun, den man von dem Daseyn der Zeichen dieses Alphabets und von dem gewöhnlichen Gebrauch derselben in den hieroglyphischen Texten aller Zeiträume geben könnte, wäre, wenn man mit dessen Hülfe lesen könnte: 1) die Aegyptischen Eigennamen; 2) hieroglyphische Gruppen, welche gemeinen Substantiven, Adjectiven und Zeitwörtern entsprechen; endlich 3) darthun, daß die Zeichen oder Zeichengruppen, die in den hieroglyphischen Texten das Genus, den Numerus, die Person, das Tempus

*) Das Aleph ist der gelindeste Kehllaut, ein halb zurückgezogener Hauch (Spiritus lenis), aller Vocalbestimmung fähig. Eben darum scheint das Bild vielmehr Feder (flüchtiger Hauch) als Blatt.

u. s. w. ausdrücken, nichts als die phonetischen Zeichen der Buchstaben oder Wörter sind, welche in der Aegyptischen oder Koptischen Sprache dieselbe Verrichtung haben. Hieraus würde denn folgen, daß die Lautzeichen, wo nicht die ersten, doch die zahlreichsten Bestandtheile aller Aegyptischen Inschriften in heiligen Charakteren sind.

Ch. wendet nunmehr sein Alphabet auf Hieroglyphengruppen an, die alle Augenblicke in den Texten wiederkehren, und deren Sinn durch Vergleichung dieser Texte unter einander kenntlich ist, nämlich, welche die Begriffe Sohn, Tochter, Kind oder Pflegling, gebären, Vater, Mutter, Bruder, Schwester, König, Ort oder Platz, ausdrücken. Das Wort Sohn wird durch mehrere Gruppen geschrieben, z. B. durch eine Gans und einen kurzen senkrechten Strich, welches zusammen Sch und einen Vocal gibt, der nach den Dialekten verschieden gesprochen wird (Scha, Sche). Horapollo (I, 53) sagt, die Aegypter deuteten den Begriff Sohn durch eine wilde Gans an, weil diese Thiere ihre Jungen zärtlich liebten; Mutter aber (I, 11) durch einen Geyer, weil es unter diesen Vögeln nur Weibchen gebe. Nun drückt aber nach Ch. der Geyer, mit andern Zeichen verbunden, das Wort Mû oder

Mut, Mutter, aus. — Auf diese Art werden andre Gruppen erklärt, wobey doch, wegen öfterer Unsicherheit der Aegyptischen Sprache, auch die Lesung nicht überall unzweifelhaft ist. Zu den auffallendern gehört z. B. Ma, Ort, durch eine Eule (M) und einen ausgestreckten Arm (A) geschrieben.

Unter den grammatischen Redetheilen weist Ch. den männlichen und weiblichen Artikel, den Plural, das Adjectivum, die Pronomina, die Conjugationsformen, Präpositionen ꝛc. in phonetischen Hieroglyphen ausgedrückt, aus der Koptischen Sprache nach, und zwar mit lobenswerther Vorsicht in der Entzifferung, die allerdings noch nicht zum vollständigen Lesen der Texte gereift ist.

Daß aber der größte Theil aller Hieroglyphenschrift phonetisch ist, geht ferner daraus hervor, daß das phonetische Hieroglyphenalphabet zur Lesung der Aegyptischen Götternamen dient, wodurch Ch. zugleich auf bedeutende Resultate für die nähere Bestimmung des Aegyptischen Götterpersonals und für die Anwendung der von Griechen und Römern überlieferten Aegyptischen Götternamen geführt wurde, wovon er hier Einiges mittheilt, das, wie der Weltschöpfer Amon-Kneph, wichtig für die fruchtbare Lehre von der Identität der Gottheiten ist, so wie für die Rechtschrei-

bung dieser Namen. So gewiß es nun hiedurch wird, daß die alten Aegypter selbst die Namen ihrer Götter phonetisch, und zwar in ununterbrochener Linie, nur am Schluß mit der Figur, welche Gott oder Göttin ausdrückt, geschrieben haben: so geschah dieß doch nicht immer; sie setzten vielmehr oft in den Context das Bild des Gottes oder der Göttin selbst, mit deren vornehmsten Attributen; gleichwie sie, anstatt die Wörter Mann, Weib, Ochse, Kuh, hinter einem Eigennamen phonetisch zu schreiben, das Bild hievon zeichneten, auch andre Gegenstände, z. B. auf der Rosettischen Inschrift, Kind, Mann, Pschent, Capelle ꝛc. nicht mit Wörtern und Charakteren, sondern durch Abbildung ausgedrückt sind. Alle diese Hieroglyphen, seyen es Götternamen oder Bezeichnungen andrer Dinge, sind mithin abbildlich (figurativ), reine Bilderschrift. Ch. hat eine Anzahl dieser figurativen Götternamen auf den beygefügten Tafeln geliefert, und bemerkt noch, daß man nicht selten in hieroglyphischen Texten und Inschriften die phonetischen Namen der Götter obendrein unmittelbar mit dem abbildlichen Namen vergesellschaftet findet, und noch öfter mit dem heiligen Thier, welches Symbol des Gottes ist, und von dem der Gott oft den Kopf entlehnt.

Ueberdem glaubt Ch. die Gewißheit erlangt zu haben, daß die Namen gewisser Götter auf eine dritte Art in den hieroglyphischen Texten geschrieben wurden, und zwar nach einer gänzlich symbolischen Methode: z. B. Osiris wurde gewöhnlich angedeutet durch ein Auge und einen Thron; Isis durch denselben Thron mit drauf folgenden Bezeichnungen des weiblichen Geschlechts; Horus und Arueris (die einerley Person zu seyn scheinen, und stets mit einander vermischt werden) durch einen Sperber (Falken) mit drauf folgender Perpendicularlinie, durch einen Sperber mit dem Pschent auf dem Kopf, oder mit der Peitsche bewaffnet. Jedoch sind diese symbolischen Götternamen wenig an der Zahl, die meisten sind phonetisch geschrieben. Also hätten wir für diese Namen dreyerley Schreibart: die lautbare, die abbildliche und die sinnbildliche, letzte durch einen oder mehrere Naturgegenstände, mit welchen nach Nationalbegriffen der Gott in directer oder indirecter Beziehung gedacht wurde.

Wurden aber die Götternamen phonetisch ausgedrückt, so läßt sich um so mehr vermuthen, daß dieses auch mit den menschlichen Namen geschehen; nämlich mit den Aegyptischen Namen der Landeseinwohner, sowohl vor als nach den Persischen, Griechischen und Römischen Eroberungen. Dergleichen Na-

tien finden sich vornehmlich gemalt oder eingegraben auf Mumien, Bildchen von Holz oder glasurter Erde, und Leichenmanuscripten aus den Aegyptischen Gräbern. Diese Denkmähler tragen zwar sehr selten ein Datum oder einen Regentennamen an sich, woraus auf den Zeitpunkt zu schließen ist; aber wenigstens ergibt sich daraus, daß nicht bloß fremde Wörter und Eigennamen in phonetischen Hieroglyphen geschrieben wurden. *) — Die Aegyptischen Namen, welche uns durch Griechische Schriftsteller und Inschriften überliefert sind, enthalten fast allzumal Zusammensetzungen mit Götternamen, z. B. Amyntaios bedeutet: durch Amun gegeben; Nitokris, die siegreiche Neith; Athothis, gezeugt von Thoth u. s. w. auch führten Privatpersonen einfache Götternamen, wie Amun, Horus u. s. w. Die Eigennamen der Aegypter trugen das religiöse Gepräge, das alle Arbeiten und Einrichtungen derselben bezeichnet. **)

Die Namen von einfachen Privatpersonen bey-

---

*) Dieses hatte der Herausg. vermuthet, Blätter 6. Samml. S. 103.

**) Der Aegypter besonders, aber auch andrer alten Völker; und hier fällt die bedenkliche Frage vor, was mehr zur Ehre des Menschen gereicht: eine abergläubisch und abgöttisch gewordene Theologie, oder der moderne Kunstatheismus?

derley Geschlechts sind in fortlaufender Linie hieroglyphirt, ohne Rähmchen, das bloß auszeichnendes Merkmahl der Regentennamen ist, endigen aber stets mit dem Zeichen Mann oder Weib. Es gibt keine Mumie, Stela, und selbst kleine Figur mit einigen Hieroglyphen geziert, welche nicht den Namen eines Individuums nebst dem seines Vaters und oft seiner Mutter enthielte; und da das kindliche Verhältniß immer durch die geeigneten Lauthieroglyphen angegeben war, so wurde es dem Verf. leicht, viele Privatnamen zu sammeln, von denen er mehrere uns vorliest. Weil aber die meisten Privatnamen Götternamen in sich tragen, so gibt es außer den ganz phonetisch geschriebenen auch viele, die halb phonetisch, halb symbolisch geschrieben sind, nämlich die darin enthaltenen Götternamen sind durch die symbolischen Zeichen angedeutet, von denen vorhin die Rede war. — Darunter müssen wir einen Namen (S. 124) ausheben, der sich liest Petephre (auch wohl Potephra), und derselbe mit Potiphar (1 Mos. 39) ist, welcher in der Koptischen Uebersetzung der Genesis gewöhnlich Petephre geschrieben wird, und so viel heißt als: der Sonne zugehörig; auch für einerley gehalten werden kann mit dem des Priesters der Sonnenstadt Potiphera (1 Mos. 41, 45). — Einige Aegyp-

ternamen enthalten die phonetischen oder symbolischen Namen von zwey oder sogar drey Gottheiten zugleich, z. B. Horammon, Ammon-Horsiesi (d. i. Ammon-Horus-Isissohn).

Wie alt mag nun diese Art mit phonetischen Bildern zu schreiben, dieses phonetisch-ideographische Schriftsystem seyn? Ist es nicht erst unter Griechischem und Römischem Einfluß entstanden, und wesentlich verschieden von der Hieroglyphenschrift unter den Pharaonen, welche das gesammte Alterthum für völlig ideographisch auszugeben scheint? — Der Verf. gesteht, daß das Alter der hieroglyphischen Denkmähler, worin er Aegyptische Wörter phonetisch ausgedrückt findet, noch ungewiß ist. Allein es gibt zwey Mittel jene Frage zu entscheiden, und zugleich zu beweisen, daß die Hieroglyphenschrift allzeit und selbst unter den Pharaonen einem sehr großen Theil nach phonetisch war. Das erste ist, wenn man dieselben phonetischen Gruppen, die auf Denkmählern aus unbekannter Zeit vorkommen, auf solchen wiederfinden kann, welche entschieden aus pharaonischer Zeit sind; sodann, wenn man das hohe Alterthum dieser Bauwerke durch die wirkliche Lesung der sehr häufigen hieroglyphischen Namen der Könige darthut, welche sie

haben aufrichten lassen. Es ist ziemlich allgemein anerkannt, daß die großen Obelisken der Paläste von Karnak und Lukfor bey Theben Werke der alten Pharaonen sind. So schreibt auch Plinius die größten Obelisken, welche aus Aegypten nach Rom gebracht worden und noch daselbst vorhanden sind, den alten Aegyptischen Königen zu. Auf diesen zuverlässig pharaonischen Monumenten findet Ch. die meisten grammatischen Formen, gemeinen Namen, Götternamen, phonetisch geschrieben, wie sie aus Denkmählern der Griechischen Zeit von ihm entwickelt worden sind. Diese phonetischen Gruppen sind auch meistens in den stelzen Titeln gebraucht, welche die Könige aus Aegyptischem Stamm sich auf ihren Denkmählern zuzueignen pflegten, und die bey verschiedenen Schriftstellern Griechisch aufbehalten sind, besonders in der merkwürdigen Uebersetzung eines Aegyptischen Obelisks von Hermapion bey Ammianus Marcellinus, deren Original man unter den vorhandenen Obelisken zu Rom hat zu finden geglaubt, aber nach Ch. keiner von ihnen ist. Alle jene Titel und Beynamen, z. B. der Gottgezeugte — Ammons Liebling — Sohn und Liebling des Helios — von Phtha geliebt — der Ewiglebende &c. finden sich auf den Monumenten des ersten Styls wie auf den spätern, und zwar gleichfalls in

einer beständigen Zusammensetzung von phonetischen und ideographischen Zeichen. Indem hievon Beyspiele und Zusammenstellungen geliefert werden, ergeben sich folgende Sätze: 1) Die phonetisch geschriebenen Aegyptischen Wörter in diesen hieroglyphischen Texten konnten mittelst verschiedener Zeichen von gleichem Laut ausgedrückt werden. 2) Eine Idee konnte auch symbolisch durch verschiedene Zeichen oder Gruppen dargestellt werden (z. B. dienen verschiedene Bilder für den Namen Horus). 3) Eine Idee konnte ohne Unterschied durch das Wort und dessen phonetische Charaktere geschrieben, oder durch ein symbolisches Zeichen ideographisch angedeutet werden (z. B. dient das Wort gezeugt oder Sohn, durch verschiedene Gruppen phonetisch, und einmal durch einen Phallus ausgedrückt). 4) Alle phonetische sowohl als symbolische Gruppen wurden öfters abgekürzt; man begnügte sich, ein oder zwey Hauptzeichen des Worts oder der Gruppe hinzusetzen; und hieraus entsteht manche Schwierigkeit für die Entzifferung. Ch. sieht es demnach für beynahe ausgemacht an, daß die Aegypter schon vor Kambyses in ihren Hieroglyphenschriften Aegyptische Wörter, Namen und grammatische Redetheile mit lautbaren Zeichen schrieben, n ch Form und Natur denen ähnlich, deren sie sich später für die

Namen und Titel der Griechischen und Römischen Regenten bedienten.

Zur Gewißheit aber wird diese Vermuthung durch das Lesen der aus der Geschichte bekannten Namen alter Nationalkönige von Aegypten, woraus um so mehr zu schließen ist, daß ein solcher Tempel, oder wenigstens Tempeltheil, auf welchem sich diese Reliefs finden, unter diesem König erbaut worden, da kein Persischer, Griechischer oder Römischer Oberherr gelitten haben würde, daß man ein unter seiner Regierung aufgeführtes Gebäude mit den Bildern und dem Lob eines alten Landeskönigs überdeckte, der nichts mit ihm gemein hatte, und dessen Thron er vielleicht an sich gerissen. Denn die Verzierung der Aegyptischen Tempel besteht fast immer aus einer Menge Reliefs, die einerley König darstellen, wie er allmählig *allen* in dem Tempel angebeteten und *ihnen* verwandten Gottheiten Opfer bringt.

Zwey widersprechende Meinungen über das mehr oder weniger hohe Alter der Aegyptischen Denkmähler haben noch bis in die neueste Zeit sich in die gelehrte Welt getheilt, beyde fast ausschließlich, und in der That einseitig. Einige nehmen an, daß *alle* durch ihren eigenthümlichen Styl ausgezeichnete große Bauwerke Aegyptens, mit hieroglyphischen Inschriften ver-

sehen, aus den Zeiten vor der Eroberung Aegyptens durch Kambyses herrühren, mithin die jüngsten Aegyptischen Tempel über 522 Jahr vor Chr. Geb. erbaut seyn müßten. Daher wurden die Thierkreise und andre für astronomisch gehaltene Bildnereyen in den Tempeln von Dendera und Esne und den Gräbern zu Theben für Darstellungen eines Himmels aus frühern Jahrhunderten als das 6te vor Chr. gehalten; und da es gewisse Monumente zu Theben gibt, von denen der bloße Anblick lehrt, daß sie älter als die von Dendera sind, so wurde von jener ganz willkührlichen Unterstellung aus ihnen ein ungeheuer hohes Alter zugeschrieben. Von der andern Seite behaupteten Männer von anerkannter Kenntniß in Griechischen und Römischen Alterthümern, die Gebäude von Dendera und Esne reichten nicht über die Regierung des Tiberius hinauf, schlossen dann von ihnen auf alle übrige, und entschieden ohne viel Bedenken dahin, daß diese andern Tempel Oberägyptens nicht lange vor der gewöhnlichen Zeitrechnung entstanden seyn könnten, schränkten folglich alle Zeiträume der Aegyptischen Kunst in die Grenzen weniger Jahrhunderte ein.

Zwey neue Umstände brachten Licht in diese Frage: die Untersuchungen des Hn. Letronne über die Griechischen und Römischen Inschriften in Aegyp-

ten *), zeigten in diesem Land Bauwerke von Aegyptischem Styl und mit Hieroglyphen geziert, welche ganz oder zum Theil von Aegyptern zu den Zeiten der Griechischen und Römischen Herrschaft erbaut worden; und die Entdeckung des phonetischen Hieroglyphenalphabets durch Champollion bewies noch unmittelbarer die Wahrheit dieses Satzes, indem es auf ebendenselben Gebäuden die Titel, Namen und Beynamen der Lagiden und Römischen Kaiser zu lesen gab. Es ergibt sich mithin aus den Untersuchungen beyder Gelehrten, daß die erste Meinung, wonach alle Tempel von Aegyptischem Styl älter seyn sollten als Kambyses, viel Einschränkung zu erleiden hat; und bleibt nur übrig, ob es möglich sey, die Monumente nach Kambyses von denen, welche vor ihm dastanden, zu unterscheiden. Diese wichtige Frage löst sich vollständig durch dasselbe Alphabet, womit zuerst nur Griechische und Römische Namen gelesen wurden, und dessen allgemeine Anwendbarkeit eben in diesem Buch des Verf. erwiesen werden soll. Indem er es auf Namen von Pharaonen vor Kambyses anwendet, erprobt es sich als vorhanden und als allgemeingültig für alle bekannte Zeiträume des alten Aegyptens, und

---

*) S. oben das 2. Capitel.

scheidet die Denkmähler vor, von denen nach der Persischen Eroberung.

Erwiesen ist vorhin, und wird hier noch durch Abbildungen dargethan, der Gebrauch der phonetischen Hieroglyphen von der Eroberung Aegyptens durch Alexander d. Gr. bis ans Ende der Regierung Antonius des Frommen; rückwärts liest Ch. unter andern den Persischen Namen Xerxes (Khschearscha), grade wie er in der Keilschrift entziffert worden; auch die Namen Alexander und Philippus. Endlich werden denn die Namen der Pharaonen Akoris, Nephereus, Psammetich, aber auch der frühern: Osorthos oder Osorthon, Petubastes, Psammus, Sesonchis (Schischak der Bibel), Osorchon, Ramses (Sethos oder Sesostris und mehrerer desselben Namens), Amenophis (Memnon), Thoutmosis, Rathosis, Mephres, Chebron, Amosis u. s. w. nach der Aegyptischen Aussprache ihrer Namen, und nach Varianten, mit ihren Titeln und Namen ihrer Familienglieder gelesen, woraus wichtige Bestätigungen für die dunkle Aegyptische Geschichte hervorgehn.

Indem der Verf. die von ihm früher verkannte Lehre wiederholt, daß ein großer Theil der Hieroglyphenschrift aller Zeitalter Aegyptens nicht ideographisch

sondern phonetisch gewesen, geht er zu *allgemeinen* Grundsätzen über, nämlich zu den »ersten Elementen des hieroglyphischen Schriftsystems.« Er betrachtet hier I. die Form der Zeichen. Die Aegyptischen Hieroglyphen sind einzig in ihrer Art, indem sie sämmtlich natürliche Gegenstände, mehr oder weniger gut gestaltet, mehr oder weniger für uns Fremde kenntlich, darstellen. Sie sind höchst mannigfaltig, malerisch und wunderbar, und enthalten fast ein Bild der ganzen Schöpfung: Himmelskörper, wie Sonne, Mond, Sterne, Himmel; den Menschen in verschiedenem Bezug, nach Geschlecht, Alter, Würde, Stellung, Handlung; dessen einzelne Glieder; vierfüßige zahme Thiere, wie Stier, Kuh, Widder, Ziege, Bock, Pferd, Schwein, Kameel; wilde, wie Löwe, Panther, Schakal, Rhinoceros, *Hippopotamus*, Hase, Gazellen, Affe; eine Menge Vögel, vorzüglich Wachtel, Sperber, Adler, Geyer, Nachteule, Schwalbe, Kibitz, Ibis u. s. w.; kriechende Thiere: Frosch, Eidechse, Krokodil, mehrere Schlangenarten; verschiedene Fische, die noch im Nil leben; einige Insecten, wie Biene, Käfer, Ameise; eine Anzahl von Pflanzen, Blumen und Früchten. Eine andre Classe bilden die künstlichen Gegenstände: Gefäße, Waffen, Kopfschmuck, Hausrath, Werkzeuge des Ackerbaues

und der Tonkunst, Handwerksgeräthe, heilige oder bürgerliche Gebäude und Gegenstände des Gottesdienstes. Dazu kommen viele geometrische Figuren: grade, krumme und gebrochene Linien, Winkel, Dreyeck, Viereck, Parallelogramm, Kreis, Kugel, Vieleck. Endlich phantastische Zusammensetzungen mancherley Art. Alle diese so verschiedenen Charaktere finden sich stets chaotisch durcheinandergemischt; gleichwohl aber liegt ihren Zusammenstellungen eine regelmäßige Ordnung, ein bestimmter und folgerechter Sinn zum Grunde. Es kommt vor allen Dingen auf einen nur zu sehr vernachlässigten Unterschied an zwischen den Zeichnungen auf Gemälden oder Reliefs, welche bloß allegorische, religiöse, bürgerliche oder kriegerische Scenen darstellen, und den wirklichen Hieroglyphen, deren erstere oft gar nichts hinter sich haben, als was in die Augen fällt, wiewohl man vergeblich einen geheimen Sinn darin sucht *). Sodann ist eben so unerläß-

*) Man merke hier auch für die Folge, daß der Verf. mit dem Wort Hieroglyphe keinen etymologischen Sinn verbindet, sondern darunter ausschließlich, oder beynahe, die eigentliche Bilderschrift, sey sie phonetisch oder ideographisch, versteht. Genauer genommen finden sich auf den Aegyptischen Denkmählern 1) Vorstellungen aus dem gemeinen Leben, bürgerliche, kriegerische, religiöse, doch mehrere davon,

lich, *eine genaue* Kenntniß von den *Formen* der hieroglyphischen Charaktere selbst zu erwerben *); mit der äußersten Nachlässigkeit wurden bisher diese Zeichnungen behandelt; die hieroglyphischen Inschriften bey Kircher, Montfaucon und Caylus verdienen kein Zutrauen, und was seitdem erschienen, ist nicht *fehlerfrey*; die geschnittenen Steine von Dübois, und die hieroglyphischen und hieratischen *Handschriften in der* Description, verdienen jedoch als Muster der Treue empfohlen zu werden.

Der Verf. kommt II. *auf die zeichnerische* Be-

---

besonders die *letzten*, mit bedeutenden heiligen Sinnbildern, *eigentlichen* Hieroglyphen, untermischt; 2) mythologisch-theologische Vorstellungen, wahre heilige Bilder oder Hieroglyphen, in einzelnen Götterbildern oder Gruppirungen; 3) Bilderschrift, *phonetische* und ideographische (von Ch. zusammen Hieroglyphen genannt), deren noch nicht genug lesbarer Inhalt bald gemein und geschichtlich, bald geheim und philosophisch oder mythisch-theologisch, kurz hieroglyphisch seyn kann. Aber auch die gemeinste Bilderschrift ist in einzelnen Theilen nicht ohne hieroglyphischen Bezug.

*) Das ist eben das, worauf Herausg. so streng *treibt*, und ohne welches alles Deuten ein bloßes Schwärmen und Rathen in den Wind ist. Man muß bey jeder Figur wissen, wie sie wirklich aussieht, und was sie an sich vorstellt;

handlung der Charaktere. Einige sind mit der größten Sorgfalt, Reinheit und Aehnlichkeit ausgeführt, zierlich und mit prächtigen Farben. Ch. nennt diese: reine Hieroglyphen. Sie dienten besonders zum Gebrauch an öffentlichen Denkmählern. Man findet darunter 1. sehr flaches, gedrücktes Relief, besonders im Innern der Gebäude; 2. Relief in Vertiefung (Hohlrelief), eine der Aegyptischen Kunst eigenthümliche Behandlungsart, welche besonders zur Erhaltung der Charaktere angewandt wurde; sie ist die allgemeinste, an Tempeln, Obelisken ꝛc. 3. Umrisse und deren ganze Ausführung mit einem spitzen Werkzeug in den Stein oder das Metall gegraben. 4. Inschriften mit dem Pinsel entworfen, und hernach ausgemalt. 5. In einem Theil der Handschriften Legenden in eben solchen reinen Hieroglyphen, mit dem Schreibrohr gezeichnet und mit dem Pinsel ausgemalt. — Andre Inschriften bestehen nur gleichsam aus Schattenrissen der reinen Hieroglyphen; der Zeichner machte die äußern Umrisse, und leerte das Inwendige aus, das zuweilen mit Harz oder farbigem Schmelz ausgefüllt wurde. Dieses ist dann schlechthin schwarz, roth oder blau durch die ganze Inschrift gefärbt, ohne alle Ausführung. Der hieroglyphische Text von Rosette, und die meisten Inschriften auf

Reliefs, Stelen, kleinen Statuen, Scarabäen, Grabgefäßen und Amuleten, sind von dieser Art; man könnte sie Profilhieroglyphen (Durchschnittshieroglyphen) nennen. — Aber die meisten Handschriften und Mumiensärge enthalten Charaktere, die nur in einfachen Zügen bestehen, in sehr abgekürzten Skizzen der Gegenstände, aus möglichst wenigen Strichen zusammengesetzt, oft sehr geistreich, und allzeit hinreichend um, wenn man einigermaßen mit den reinen Hieroglyphen vertraut ist, nicht in dem Gegenstand zu irren, welcher hier auf das kürzeste angedeutet ist. Ch. nennt sie Linearhieroglyphen. Sie sind nicht, wie öfter geschehen, mit der hieratischen Schrift zu verwechseln. — Die Aegypter zeichneten diese Linienhieroglyphen auf die Papyre mit einem Rohr, ähnlich dem der Araber, welche es Kalam nennen, und nannten es Kasch. Zum Schreiben auf Tuch oder Holz, und selbst auf Steintafeln, gebrauchten sie den Pinsel, Kasch-am-phoi, d. i. Haarrohr.

Was III. die Zahl der hieroglyphischen Zeichen betrifft, so rechnet Bruce von seiner Reise her nur 514 wesentlich von einander verschiedene Figuren. Zoega, der bloß in Rom und sonst in Italien Aegyptische Werke sah, fand 958; Ch. glaubt, derselbe habe unbedeutende Ab-

weichungen für unterschiedliche Zeichen genommen. Er selbst hat nach den besten Zeichnungen und vielen Originalien deren nur 864 zusammengebracht *), welche er unter 18 Nummern berechnet, ohne des Unterschieds einzelner Zeichen ganz gewiß zu seyn, und wonach also die Grundbestandtheile der Hieroglyphenschrift nicht bemessen werden können.

IV. Die Stellung der Zeichen geschieht theils in senkrechten Columnen, theils in horizontalen Linien. In jenem Fall stehen sie nicht alle unter einander, sondern auch oft zu zwey oder drey neben einander, besonders wenn sie mehr hoch als breit sind; in der horizontalen Linie stehen zwey, drey oder vier über einander, wenn ihre Figur mehr breit als hoch ist. Von der Seite her, wohin die Köpfe der Menschen und Thiere, oder die hervorspringenden, winklichten und gekrümmten Theile der leblosen Figuren sehen, wird zu lesen angefangen; der Verf. führt nur eine einzige Ausnahme davon an. Also in Perpendicularcolumnen sowohl als Queerlinien, die von der Rechten zur Linken gelesen werden, stehen die Thier-

*) Diese Sammlung wünschen wir vor allen Dingen ans Licht treten zu sehen, und zwar mit der nöthigen Erklärung.

köpfe nach der rechten Hand, in umgekehrten nach der linken.

V. handelt der Verf. von dem Ausdruck und den verschiedenen Arten der Zeichen, und bemerkt im Eingang daß nach dem Zeugniß des Clemens von Alexandria, selbst zu dessen Zeit, die Aegypter, welche Unterricht empfingen, nicht nur die epistolographische sondern auch die hieratische und die hieroglyphische Schrift lernten, so daß die Kenntniß der letztern nicht einer privilegirten Classe der Nation als Eigenthum vorbehalten war *). Die erste Art von *Zeichen ist*, wie schon oben angeführt, f i g u r a t i v oder abbild=

---

*) Die Bilderschrift, welche wegen ihres Zusammenhangs mit den Heiligthümern und Geheimnissen vorzugsweise heilige Schrift hieß, mag ihrem äußern Verstande nach Jeder, der zur Schule gegangen war, haben lesen können, zumal wo sie zum öffentlichen Gebrauch diente. Die Methode ihrer Anwendung für die Geheimnisse aber, besonders in frühern Zeiten, läßt sich bis jetzt so wenig berechnen, als die heiligen Räthsel in Wort und Bild, die Mytholo-gumena, Jedermann auflösbar waren. Man kann in jeder Sprache und Schrift Hieroglyphen schreiben, die allgemein lesbar, aber nur Wenigen verständlich, den Meisten vielleicht nicht einmal merklich sind. So liegt in der Bibel viel verborgener Sinn, um den wenige ihrer Leser wissen.

lich, wovon Beyspiele gegeben werden, eine Abbildung der Gegenstände selbst, sonst kyriologisch genannt; jedoch von dreyfacher Unterart: 1) eigentliche Abbildungen, 2) verkürzte Abbildungen (z. B. der Grundriß eines Hauses für Haus), 3) conventionelle Abbildungen, nach Landesbegriffen u. dgl. gewählt (z. B. für Himmel ein Obdach im Profil mit Sternen besetzt). Daß diese bloße Malerey allein gebraucht, die früheste Schrift der Aegypter gewesen sey, ist auf keinen Fall erweislich, indem die ältesten Denkmähler, die man bis jetzo kennt, und die gegen das 19. Jahrhundert vor Chr. G. hinauf reichen, bereits die Schrift als eine wesentlich verschiedene Kunst von der Malerey und Sculptur aufweisen, womit sie sich bey rohen Völkern vermischt. Die Aegyptische Schrift aus jener fernen Zeit ist dieselbe, wie sie noch die spätesten Aegypter übten, und scheint folglich binnen zwey und zwanzig hundert Jahren gar keine Veränderung erlitten zu haben. Diese abbildlichen Zeichen sind nicht so häufig auf den Inschriften, als man denken möchte, und auf dem Stein von Rosette, woran etwa das Drittheil des hieroglyphischen Textes erhalten ist, sind bloß die Begriffe Tempel oder Capelle, Kind, Statue, Natter, Pschent und Stela abbildlich ausgedrückt. Wenn sich nun diese Zeichen

unter einer Menge von andern beynahe verloren, wie drückten diese die Begriffe aus?

Clemens, Diodor und Horapollo sagen uns, daß die Aegypter sich in ihrer heiligen Schrift oft einer symbolischen, tropischen oder änigmatischen Methode bedient haben; und solche Charaktere, die *einen Gegenstand andeuteten ohne seine Form darzustellen*, haben wir oben wirklich gesehen. Eine Abbildung brachte besser als ein Wort den Gedanken an den dargestellten physischen Gegenstand hervor, aber abstracte Ideen ließen sich auf diese Weise nicht unmittelbar vorstellen. Das einfachste Mittel des Ausdrucks ist Nachahmung, bestehe sie in Zeichnungen oder in Geberden, oder in solchen Wörtern, welche den Schall eines Dings oder einer Handlung hören *lassen. Die* Sprachen der sogenannten wilden Völker *bestehen* hauptsächlich aus solchen Onomatopöien, und selbst die Aegyptische Sprache hat ungeachtet der langen Laufbahn der Civilisation des Volks eine Menge von diesen Wörtern übrig behalten. *) Die meisten Kopti-

*) Eben darum könnte die Frage seyn, ob nicht viele davon spätern Ursprungs sind, was wir jedoch nicht behaupten wollen. Wir bemerken nur, daß der Verf. sich im Original als Bekenner des unrichtigen (zu kurz greifenden) Cultursystems beweist, und nicht

schen Thiernamen sind Nachahmungen, z. B. Jo, Esel, Moui, Löwe ꝛc. Dazu kommen Substantiva und Verba ähnlicher Art, z. B. sensen, (sonare) schallen, tönen, uodjuedj (wodschwedsch), kauen, Kremrem, Lärm ꝛc. *) Alle diese Bilderwörter sind nun vollkommen analog den abbildlichen Zeichen als dem ersten Grunde der Aegyptischen Hieroglyphenschrift. Beyde sind aber in der Sprache und Schrift bald erschöpft, und diese nehmen dann ihre Zuflucht

---

erkannt hat, daß alle rohe oder wilde Völker eigentlich verwilderte sind. Die Aegyptische Cultur ist wenig oder nicht durch die Verwilderung gegangen, indem sie nahe an die Arche hinaufreicht. Uebrigens hat jede Sprache Onomatopöien, und mehr als man insgemein fühlt. Viele aber werden auch unter der Hand im täglichen Leben gemacht.

*) Aber sind nicht schallen, Lärm, ferner brechen, schleifen, schleichen, stark, sanft, und unzählige Wörter der ausgebildetsten Sprachen, wahre akustische Nachbildungen der Sache? Jedes Volk hat die Dinge nur verschieden gehört, und aus der verschiedenen Auffassung durch das Ohr entstand verschiedene Articulation durch die Sprachwerkzeuge. Auch was an sich nicht lautbar ist, findet seine akustische Analogie (vg. 1 Korinth. 14, 10). Von diesen Wahrnehmungen aus wird vielleicht das Verstehen aller Sprachen und die Sprachengabe, auch die Natursprache, begreiflicher seyn. Die Aegyptische Sprache gehört allerdings zu den natürlichern.

zur Begriffsähnlichkeit, zur symbolischen Vergleichung des Physischen und Intellectuellen. Hieran ist die Aegyptische Sprache reich; eine Menge Eigenschaften und Zustände werden z. B. durch Zusammensetzung mit dem Wort Het, Herz, ausgedrückt. Bey der Wahl nun der symbolischen oder tropischen Schriftbilder gingen die Aegypter vornehmlich zu Werk 1) durch Synekdoche (Theil fürs Ganze): z. B. zwey Arme mit Pfeil und Bogen stellten eine Schlacht oder ein Kriegsheer vor; zwey Arme gen Himmel erhoben, ein Opfer; eine Rauchpfanne mit Weihrauchkörnern, eine Anbetung ꝛc. 2) Durch Metonymie (Ursache für die Wirkung); so auf dem Stein von Rosette ist Monat durch den umgekehrten Halbmond geschrieben; ebendaselbst für schreiben, Schrift, die Schreibwerkzeuge. 3) Durch Metapher: die Biene bedeutete ein gehorsames Volk, das Vordertheil eines Löwen die Stärke, u. s. w. worüber besonders Horapollo nachzusehen ist, so wie auch 4) ebenderselbe und Clemens über die entlegenern, ganz räthselhaften Aehnlichkeiten, deren Zusammenhang kaum zu erkennen ist, wie z. B. der Käfer Bild der Welt, der männlichen Natur und der Vaterschaft war, der Geyer Bild der Weiblichkeit und Mütterlichkeit. Zu den symbolisch räthselhaften Zeichen gehören besonders die

oben angeführten, welche die Eigennamen verschiedener Gottheiten vertreten.

Die symbolischen Götternamen sind von zweyerley Art: einmal, die Götterbilder selbst, wie sie auch im Großen dargestellt wurden, nämlich Menschenkörper mit Thierköpfen, nach dem Aehnlichkeitsverhältniß, welches zwischen den Göttern und gewissen ihnen geweihten Thieren angenommen wurde; sodann das dem Gott geweihte Thier, mit den Abzeichen des Gottes, wie z. B. ein Sperber mit der Sonnenscheibe auf dem Kopf den Sonnengott Phre bezeichnete; im Grund Abbildungen der lebendigen Thiere, welche in den Tempeln die darin verehrten Gottheiten vorstellten. Seltener sind die symbolischen Namensdarstellungen durch bloße Theile lebendiger Wesen oder selbst durch leblose: Osiris und die Sonne durch ein Auge, Phtha durch den Nilmesser ꝛc. Die tropischen oder symbolischen Charaktere der Aegypter sind übrigens einfach, und wurden fast immer einzeln, nicht wie die Chinesischen Schriftbilder gebraucht, worin einfache Zeichen zusammengesetzt neue Begriffe darstellen. Diese Verschiedenheit kann schon allein hinreichen, den wesentlichen Unterschied beyder Schriftsysteme zu beweisen. *)

*) Der Verf. spricht anderwärts noch mehr von diesem Unterschied, welchen er zuvor weniger erkannte; da-

Wenn das berühmte Buch des Horapollo, Hieroglyphika betitelt, und aus dem Aegyptischen ins Griechische durch einen gewissen Philippus übersetzt, zum Lesen der Hieroglyphen bisher wenig genützt hat (wie denn auch Ch. verhältnißmäßig nur wenige dort angegebene Bilder als symbolische Begriffszeichen in den Bilderschriften wieder erkennen konnte): so ist die Ursache, daß es sich vielmehr auf die ganz allegorischen oder symbolischen Kunstwerke, nämlich Reliefs, Wandgemälde, Malereyen in Handschriften, an Mumienkasten u. s. w. kurz auf dasjenige bezieht, was die Alten mit besonderm Namen Anaglyphon nannten, und die Erklärung der darin enthaltenen Bilder angeht, als auf die eigentlich sogenannten Hieroglyphen oder heilige Bilderschrift; so daß der Titel des Buchs *irreleitet* *).

---

her auch, was in unserer vorigen Abhandlung von der Aehnlichkeit mit dem Chinesischen Schriftsystem vorkommt, hiernach zu berichtigen ist.

*) Hierüber ist schon oben Etwas bemerkt. Anaglyphon oder Anaglyphe, ist ein ganz allgemeines Wort, und bedeutet gegrabene oder erhabene Arbeit, Relief; indessen mag der zufällige Wortunterschied zur kürzern Verständigung wohl gebraucht werden. Die Ausdrücke Sinnbilder und Bilderschrift würden für den Unterschied bezeichnender seyn.

Die Anaglyphen sind gewissermaßen auch eine Art symbolischer Schrift; aber die reine Hieroglyphenschrift ist um so gewisser von ihnen verschieden, als die meisten Figuren auf Anaglyphen kleine erklärende Legenden in wahrer Hieroglyphenschrift zur Begleitung haben. Es ging nur ein Theil der symbolischen Anaglyphenbilder in die hieroglyphischen Texte über, nicht um sich dort zu Scenen oder Gemälden zu verbinden, sondern als tropische Begriffszeichen, als wirkliche Schriftcharaktere, mitten unter Charakteren von ganz andrer Natur. Daß die Götternamen häufiger symbolisch als phonetisch geschrieben wurden, rührte schon von der Ehrfurcht der Orientalen und der Aegypter vor den Namen ihrer Götter her; in den demotischen Texten scheinen sie sogar niemals phonetisch geschrieben zu seyn. Es verhält sich damit wie mit der unterdrückten Aussprache des göttlichen Namens im Hebräischen.

Indem nun die tropischen oder symbolischen Zeichen sich nicht mit einander, selten mit den abbildlichen vereinigten, so mußte eine dritte Gattung von Charakteren behülflich seyn, Gedanken deutlich darzustellen, und dieses war ein lautbares Alphabet, dessen Erfindung die Aegypter zu Platos Zeit ihrem Thoth, dem Vater der Wissenschaften und Künste, zuschrie-

ben; und zwar sprechen die wichtigsten Zeugnisse des classischen Alterthums für die Erfindung der Buchstabenschrift durch die Aegypter. — Gleichwie der Aegypter, vielleicht lange zuvor, gewohnt war, Begriffe indirect durch Symbole hervorzurufen: so mußte es ihm natürlich vorkommen, durch physische Bilder an die Laute zu erinnern, die damit in näherm Zusammenhang als andre standen, nämlich mit denen das Wort anfing. So wurde der Adler, auf Aegyptisch Ahom oder Achom, das Zeichen des A; eine Hand, Tot, das Zeichen des T; der Mund, Ro, ein R u. s. w. Wer etwas Koptisch kann (d. i. altägyptisch mit Griechischen Buchstaben geschrieben), wird bey Vergleichung der nunmehr entdeckten Wörter und Namen unwillkührlich zur Anerkennung dieses Princips des Aegyptischen Alphabets geführt werden; es fehlt nur noch, um es an einigen Charakteren nachzuweisen, deren Buchstabenwerth gleichwohl gewiß ist, theils an Kenntniß des abgebildeten Gegenstandes, theils vielleicht auch daran, daß unsere unvollständigen Koptischen Wörterbücher dessen Namen nicht enthalten. Bey dieser Classe von Zeichen blieb die Aegyptische Hieroglyphenschrift in ihrem Material sich dennoch gleich: sie gebrauchte Bilder natürlicher Gegenstände; die figurativen stellten die Sache direct vor, die tro-

pischen indirect eine verwandte Idee, die phonetischen bezeichneten Laute. Bey dieser letzten Verfahrungsweise, die erweislich zu einem sehr hohen Alter hinaufsteigt, konnte vermöge ihres angegebenen Grundsatzes ein Buchstabe durch eine Menge verschiedener Gegenstände ausgedrückt werden, deren Anfangsbuchstabe er war, wie es sich denn mit diesen homophonen Zeichen sichtbarlich verhält. Gleichwohl, und obschon die phonetische Natur von mehr denn hundert Zeichen entdeckt ist, war die Zahl der Homophone jedes Buchstabens nicht so beträchtlich und veränderlich als man denken könnte; dieselben Charaktere kehren auf den ältesten und neuesten Denkmählern mit gleicher Geltung wieder. Daß in diesem Buchstaben- und nicht Sylbenalphabet öfters die Mittelvocale fehlen, hat nebst der Unbestimmtheit dieser flüchtigen Töne im Orient, weßwegen sie auch in den westasiatischen Sprachen nicht geschrieben wurden, wohl besonders in den verschiedenen Aegyptischen Dialekten seinen Grund, in denen ihre verschiedene Aussprache noch jetzt einen Hauptunterschied ausmacht. Aber auch für die Consonanten war diese phonetische Schrift allen drey Dialekten angemessen, die wir noch jetzo kennen, und die sehr alt sind; dem Thebaischen, dem Memphitischen und dem sogenannten Baschmurischen;

deren Unterschiede verschwinden darin. Das P der Thebaischen Mundart wird Ph in der Memphitischen; beyde Buchstaben haben einerley Zeichen; so mit K und Ch, T und Th. Das R jener beyden Dialekte wird im Baschmurischen ein L; der liegende Löwe bedeutet L und R, und die Homophone des R zuweilen auch ein L, u. s. w. Mithin konnte jeder Aegypter seinen Dialekt in dieser Buchstabenschrift lesen. Uebrigens ist wegen der Vocale noch zu merken, daß deren Auslassung und gleichgültiger Gebrauch auch in Koptischen Schriften ganz gewöhnlich ist.

Ungeachtet nun die Meinung, daß die Aegyptische Hieroglyphik bloß eine symbolische Ideenschrift sey, irrig ist, so glaubt doch Ch. gefunden zu haben, daß die Aegypter von der Freyheit, einerley Laut mit vielerley Zeichen darzustellen, einen geschickten Gebrauch machten, so daß sie eine Idee mittelst eben der Charaktere symbolisirten, welche zunächst das Wort ausdrückten *). Der Verf. gibt einige Beyspiele **). Aus der vorzugsweisen Wahl gewisser Zeichen unter

*) Diese symbolische Wahl der Lautzeichen hatte Herausg. in der vorigen Abhandlung geahndet, S. 104.

**) Bey dem Wort Si, Sohn, worin das S durch ein eyförmiges Zeichen geschrieben ist, wissen wir nicht, warum Ch. nicht auf Soouhi, Ey, gefallen ist.

mehrern für gewisse Wörter, bildete sich denn eine Art von Rechtschreibung, und vermöge dieser konnte ohne Nachtheil, und zum fertigern Schriftgebrauch, bloß das erste oder die beyden ersten phonetischen Zeichen, oder auch das erste und letzte, gewisser Wörter, vornehmlich der in einem Text am häufigsten vorkommenden, für das ganze Wort gesetzt werden. Auf allen Fall finden sich diese Abkürzungen oft und in den meisten hieroglyphischen Texten, wie sich leicht aus der Vergleichung ähnlicher Texte erweisen läßt, wovon *einer* die Abbreviatur, die Anfangszeichen, der andre die vollständige Gruppe enthält.

Nachdem nun der Verf. das Resultat gezogen, daß es 1) keine ganz repräsentative Aegyptische Schrift gegeben habe, auch 2) keine ganz ideographische, endlich 3) keine bloß phonetische, sondern daß 4) das hieroglyphische Schriftsystem aus figurativen, symbolischen und phonetischen Bestandtheilen zusammengesetzt sey, in demselben Text, in derselben Phrase, ja fast in demselben Wort: so geht er zur Uebereinstimmung dieses Resultats mit den Zeugnissen des Alterthums über. Und hier wird eine berühmte Stelle des Clemens von Alexandria auffallend, welche bisher scheint mißverstanden worden zu seyn. Sie lautet

so *): »Die bey den Aegyptern Unterricht empfangen, lernen zu allererst die Weise von Aegyptischer Schrift, welche die epistolographische heißt; zweytens die hieratische, welche die heiligen Schreiber gebrauchen; endlich und zuletzt die hieroglyphische, deren eine Art ist durch das Alphabet eigentlich-redend (wörtlich: durch die ersten Elemente,

---

*) Stromat. V, 657. Potter. Αὐτίκα οἱ παρ᾽ Αἰγυπτίοις παιδευόμενοι, πρῶτον μὲν πάντων τὴν Αἰγυπτίων γραμμάτων μέθοδον ἐκμανθάνουσι, τὴν ἐπιστολογραφικὴν καλουμένην· δεύτερον δὲ, τὴν ἱερατικὴν, ᾗ χρῶνται οἱ ἱερογραμματεῖς· ὑστάτην δὲ καὶ τελευταίαν τὴν ἱερογλυφικὴν, ἧς ἡ μέν ἐστι διὰ τῶν πρώτων στοιχείων κυριολογικὴ, ἡ δὲ συμβολική. Τῆς δὲ συμβολικῆς ἡ μὲν κυριολογεῖται κατὰ μίμησιν, ἡ δὲ ὥςπερ τροπικῶς γράφεται, ἡ δὲ ἀντικρὺς ἀλληγορεῖται κατά τινας αἰνιγμούς. Ἥλιον γοῦν γράψαι βουλόμενοι κύκλον ποιοῦσι, σελήνην δὲ σχῆμα μηνοειδὲς, κατὰ τὸ κυριολογούμενον εἶδος· τροπικῶς δὲ κατ᾽ οἰκειότητα μετάγοντες καὶ μετατιθέντες, τὰ δ᾽ ἐξαλλάττοντες, τὰ δὲ πολλαχῶς μετασχηματίζοντες χαράττουσιν. Τοὺς γοῦν τῶν βασιλέων ἐπαίνους θεολογουμένοις μύθοις παραδίδοντες, ἀναγράφουσι διὰ τῶν ἀναγλυφῶν. Τοῦ δὲ κατὰ τοὺς αἰνιγμοὺς τρίτου εἴδους δεῖγμα ἔστω τόδε· τὰ μὲν γὰρ τῶν ἄλλων ἄστρων διὰ τὴν πορείαν τὴν λοξὴν ὄφεων σώμασιν ἀπείκαζον, τὸν δὲ ἥλιον τῷ τοῦ κανθάρου.

d. i. das Abc, die Buchstabentafel, kyriologisch), die andre aber symbolisch. Von der symbolischen (bildlichen) ist die eine eigentlichredend (kyrologirt) mittelst Nachahmung (Abbildung); die andre wird gleichsam tropisch geschrieben; noch eine hingegen ist allegorisch mittelst gewisser Räthsel. Wenn sie also Sonne schreiben wollen, so machen sie einen Cirkel, für Mond eine mondähnliche Figur, nach der eigentlichredenden Art; tropisch aber zeichnen sie nach Verwandtschaft übertragend und umsetzend, Einiges verändernd, Einiges vielfach verwandelnd. So überliefern sie das Lob der Könige in theologischen Mythen (oder: fassen es in theologisirte Mythen), und zeichnen es durch die Anaglyphen auf *). Von der dritten Art durch Räthsel aber mag dieß ein Beyspiel seyn: die Sterne insgemein vergleichen sie um des gekrümmten Laufs willen den Leibern der Schlangen, die Sonne aber dem des Käfers." — Da der Verf., durch alleinige Betrach-

*) Des Verfassers Freund Letronne, welcher ihm zu dieser Stelle Uebersetzung und Commentar geliefert hat, findet diesen letzten Satz undeutlich, und wirklich ist darin eine grammatische Unbestimmtheit; er erkennt auch richtig, daß die Bildnereyen auf den Anaglyphen mit zu der tropischen Schreib- oder Darstellungsart gerechnet werden. Der Sinn im Ganzen aber ist klar.

tung der Denkmähler geleitet, auf dieselbe Entwickelung gekommen ist, welche hier Clemens von dem Aegyptischen Schriftsystem macht; so erhält seine Theorie dadurch ein großes Gewicht. Was aber Clemens von »eigentlichredender Hieroglyphenschrift durch die ersten Elemente» sagt, kann kaum etwas Anderes als die von Ch. entdeckten phonetischen Charaktere bedeuten. Er nennt der Reihe nach 1) Volksschrift, 2) Priesterschrift, 3) heilige Bilderschrift oder Hieroglyphen, und zwar a) phonetische, b) symbolische, $\alpha$) figurative, $\beta$) tropische, $\gamma$) änigmatische.

Was die Anwendung und Verbindung der dreyerley Charaktere betrifft, so konnte einerley Idee durch sie alle wiedergegeben werden; dennoch geschah dieß nur für einen beschränkten Ideenkreis, welcher in Beziehung auf Religion, künftigen Zustand der Seele und Götterlehre stand. Die symbolischen Bilder scheinen besonders für die Begriffe aus dem Gebiete der Religion und der königlichen Gewalt bestimmt gewesen zu seyn, wie auf der Inschrift von Rosette für die Ideen: Gott, Unsterblichkeit, Macht, Gesetz, Tempel u. s. w. Der Verf. liefert dann noch weitere Wahrnehmungen und Regeln über diesen Gegenstand.

Weiter handelt er von dem innigen Zusammen-

hang der Hieroglyphenschrift mit den beyden andern Arten Aegyptischer Schrift, und mit den Anaglyphen. Die zierliche und herrliche Bilderschrift der Monumente ging durch das Cursiv der Linienhieroglyphen zu der hieratischen Schrift über, und diese behielt alle Grundsätze der beyden vorigen bey. Diese Abbreviatur läßt sich gleichwohl in drey Classen eintheilen: einige hieratische Zeichen sind eine vollständige aber sehr abgekürzte Nachahmung der hieroglyphischen Charaktere; andre nur eine Abkürzung des vornehmsten Theils einer Hieroglyphe; noch andre sind, oder erscheinen jetzt, rein willkührlich, doch als beständiges Aequivalent eines und desselben hieroglyphischen Charakters. Die hieratische Schrift enthält folglich phonetische, symbolische und figurative Zeichen, wie die Hieroglyphenschrift, unterscheidet sich jedoch von ihr darin, daß sie weniger figurative und symbolische Zeichen hat, und manche davon durch andre und willkührliche ersetzt. Es bleiben dennoch genau übereinstimmende Zeichen genug, deren Ch. schon über vierhundert zählt. Die demotische oder epistolographische Schrift endlich entlehnte alle ihre Bestandtheile von der hieratischen, und besteht hauptsächlich aus Lautzeichen. Sie wählte aus den einfachsten Zeichen der Priesterschrift eine beschränkte Zahl von Ho-

mophonen, läßt fast gar keine figurative und sehr wenige symbolische Charaktere zu, von letztern nur was göttliche Namen oder heilige Dinge ausdrückt, wozu sie die Zeichen ebenfalls aus der hieratischen Schrift schöpfte. Diese drey Schriftsysteme nun waren zu gleicher Zeit in ganz Aegypten gebräuchlich: das erste für öffentliche Inschriften, und linearisch auch für Handschriften; das andre für heiliges und Leichenritual, religiöse und wissenschaftliche Abhandlungen, Hymnen auf die Götter und Könige; das dritte für das gemeine Leben. Sie finden sich sogar auf einzelnen Manuscripten beysammen. Während sie alle drey mehrentheils gemeinverständlich waren, blieb der Priesterkaste nur der Sinn der sogenannten Anaglyphen für ihre Mysterien vorbehalten, als räthselhafte Darstellungen theologischer, philosophischer und physischer Lehren. Zu diesen Anaglyphen muß man aber nicht gewisse architektonische Verzierungen rechnen, auf Friesen und sonst mehrmals wiederholte Bildergruppen, die oft wirkliche reinhieroglyphische Legenden von regelmäßiger gefälligen Stellung sind. Die Anaglyphen oder allegorischen Gemälde, obgleich insgemein aus monströsen Bildern zusammengesetzt, standen gleichwohl in grader Verbindung mit der reinhieroglyphischen Schrift, indem beyde eine Anzahl von Charakteren gemein

hatten, wohin z. B. die symbolischen Götternamen gehörten, als Repräsentativzeichen der mythischen Wesen.

Nachdem der Verf. im Schluß des Werks die Gründe, warum die Alten uns so gar wenig von der phonetischen Natur der Hieroglyphen sagen, angedeutet, und die falschen Erklärungsversuche eines Kircher, Plüche und Andrer, und die Geschichte der neuesten Entdeckungen nochmal summarisch angeführt hat, faßt er die Ergebnisse seiner Forschungen in folgende kurze Sätze zusammen.

Das Aegyptische Schriftsystem war aus drey Schriftgattungen zusammengesetzt: A. der hieroglyphischen oder heiligen, B. der hieratischen oder Priesterschrift, C. der demotischen oder Volksschrift.

A 1. Die Hieroglyphenschrift bestand aus dem Zusammengebrauch dreyer verschiedenen Arten von Zeichen: a) von figurativen Zeichen oder wirklichen Abbildungen; b) von symbolischen, tropischen oder änigmatischen Zeichen, die eine Idee durch ein physisches Bild ausdrückten, welches wahre oder falsche, directe oder indirecte, nahe oder ferne Analogie mit ihr hatte; c) von phonetischen Zeichen, welche durch physische Bilder Laute vorstellten.

A 2. Der Gebrauch der figurativen und symbo-

lischen Zeichen ist in allen Texten verhältnißmäßig geringer als der der phonetischen.

A 3. Die phonetischen Zeichen sind wirkliche Buchstaben, und drücken Laute der gesprochenen Aegyptischen Sprache aus.

A 4. Jede phonetische Hieroglyphe ist das Bild eines physischen Gegenstandes, dessen Aegyptischer Name mit dem Laut oder der Articulation anfing, welche das Zeichen ausdrücken soll.

A 5. Die phonetischen Zeichen verbinden sich zu Wörtern, wie die Buchstaben eines jeden Alphabets, stehen aber oft und auf eine verschiedene Weise über einander, je nachdem der Text in perpendiculare oder horizontale Linien geordnet ist.

A 6. Die Mittelvocale sind in den phonetisch geschriebenen Wörtern sehr oft unterdrückt, wie in der Hebräischen, Phönicischen und neuarabischen Schrift.

A 7. Jeder Laut und jede Articulation konnte in Folge des obigen Grundsatzes (A 4) durch mehrere verschiedene phonetische Zeichen vorgestellt werden, welche Homophone oder gleichlautende Zeichen sind.

A 8. Die vorzugsweise Anwendung eines phonetischen Zeichens vor dem andern, seinem Homophon, richtete sich oft nach Betrachtungen, die aus der ma=

teriellen Form des Zeichens und aus der Natur der auszudrückenden Idee hervorgingen.

A 9. Die phonetischen Zeichen, welche eigentliche Laute, d. i. Selbstlauter ausdrückten, hatten keinen bestimmtern Ton als die Hebräischen oder Arabischen Vocalbuchstaben (Aleph, Vav, Jod).

A 10. Die hieroglyphischen Texte enthalten sehr häufig Abkürzungen von phonetischen Gruppen.

A 11. Die phonetischen Zeichen, als nothwendige und unzertrennliche Bestandtheile der Aegyptischen Hieroglyphenschrift, sind in den ältesten wie in den neuesten Texten vorhanden.

A. 12. Der Verf. hat bereits die Geltung von mehr denn hundert phonetischen Hieroglyphenzeichen festgestellt, worunter sich die häufigsten aus allen Zeitaltern befinden.

A 13. Alle hieroglyphische Inschriften Aegyptischer Denkmähler beziehen sich auf ein und dasselbe, besagtermaßen aus dreyerley Zeichen zusammengesetzte Schriftsystem.

A 14. Es ist durch eine Reihe von öffentlichen Monumenten erwiesen, daß diese heilige Schrift in Aegypten ununterbrochen vom 19. Jahrhundert vor Chr. Geb. bis zur völligen Bekehrung der Aegypter zum Christenthum unter der Römischen Herrschaft,

im Gebrauch war, in welch letzterm Zeitpunkt alle Aegyptische Schrift verdrängt wurde durch die Koptische, d. i. durch das Griechische Alphabet mit einem Zuwachs von Articulationen aus der alten demotischen Schrift.

A 15. Gewisse Ideen sind manchmal in demselben hieroglyphischen Text, bald durch ein figuratives, bald durch ein symbolisches Zeichen, bald durch eine phonetische Gruppe, nämlich durch das Wort, ausgedrückt.

A 16. Andre Ideen sind vorgestellt, entweder durch eine Gruppe, die aus einem figurativen und einem symbolischen Zeichen, oder aus einem figurativen oder symbolischen Zeichen verbunden mit phonetischen Charakteren besteht.

A 17. Gewisse Aegyptische Reliefs oder Gemälde, aus gruppirten Bildern natürlicher Wesen und vorzüglich monströsen Figuren zusammengesetzt, gehören der hieroglyphischen Schrift nicht an; es sind rein allegorische oder symbolische Scenen, von den Alten Anaglyphen genannt.

A 18. Eine gewisse Zahl Bilder war der eigentlichen hieroglyphischen Schrift und dem System der Zeichenkunst, oder wenn man will, Schreibkunst, welches die Anaglyphen hervorbrachte, gemeinschaftlich.

A 19. Die Anaglyphen scheinen die Blätter jener Geheimschrift zu seyn, wovon die alten Griechischen und Römischen Schriftsteller uns sagen, daß sie bloß den Priestern und den Eingeweiheten in ihre Geheimnisse verständlich gewesen sey. Die hieroglyphische Schrift war nie geheim; Jedermann in Aegypten, der einige Erziehung genossen hatte, konnte sie lesen.

A 20. Zwey neue Schriftsysteme flossen mit der Zeit aus der hieroglyphischen Schrift, und wurden erfunden, um die Schreibkunst schneller und brauchbarer zu machen.

B 21. Die hieratische oder Priesterschrift ist nur eine bloße Tachygraphie der heiligen Schrift, aus der sie unmittelbar abstammt; in diesem zweyten System ist die Form der Zeichen beträchtlich abgekürzt.

B 22. Sie ist abermals, genau genommen, aus figurativen, symbolischen und phonetischen Zeichen zusammengesetzt; aber die beyden erstern werden darin öfters, theils durch phonetische Gruppen, theils durch willkührliche, von der correspondirenden hieroglyphischen Form ganz abweichende Zeichen ersetzt.

B 23. Alle vorhandene hieratische Manuscripte, deren wir aus der pharaonischen, Griechischen und Römischen Zeit besitzen, gehören einem einzigen Sy-

stem an, so verschieden die Schriftzüge beym ersten Anblick erscheinen mögen.

B 24. Der Gebrauch der hieratischen Schrift scheint auf heilige Gegenstände und auf etliche, allzeit religiöse Inschriften beschränkt gewesen zu seyn.

C 25. Die demotische, epistolographische oder enchorische Schrift, ist ein verschiedenes Schriftsystem von dem hieroglyphischen, und von dem hieratischen, aus welchem es unmittelbar floß.

C 26. Die demotischen Schriftzeichen sind nur einfache, aus der hieratischen Schrift entlehnte Charaktere.

C 27. Die demotische Schrift schließt beynah alle figurative Zeichen aus.

C 28. Sie läßt gleichwohl eine gewisse Anzahl symbolischer Zeichen zu, aber nur um Ideen auszudrücken, die in wesentlicher Verbindung mit dem Religionssystem stehen.

C 29. Der größte Theil jedes demotischen Textes besteht aus phonetischen oder Lautzeichen.

C 30. Die Charaktere der demotischen Schrift sind weit weniger zahlreich als die der andern Systeme.

C 31. In der demotischen Schrift sind die Mittelvocale der Aegyptischen sowohl als ausländischen

Wörter sehr oft in gleicher Weise unterdrückt, wie in den hieratischen und hieroglyphischen Texten.

C 32. Gleich den Schriftarten, wovon sie herstammt, kann die demotische Schrift jeden Consonant und jeden Vocal mittelst mehrerer Zeichen von sehr verschiedener Gestalt ausdrücken, die aber ganz homophon sind. Dennoch ist die Zahl der demotischen Homophone bey weitem nicht so groß, als der der heiligen und Priesterschrift.

C 33. Die demotische, die hieratische und die hieroglyphische Schrift, waren zusammen und binnen einer langen Reihe von Jahrhunderten im ganzen Umfang von Aegypten gebräuchlich.

Der Verf. spricht zuletzt noch von dem Einfluß seiner Entdeckung auf die Zeitbestimmung der Denkmähler, auf Geschichte und Mythologie, besonders auch auf die alterthümliche Kunde von Aethiopien *). Die Aegyptische Sprache ist nun auch nicht (wie bey der ersten Hypothese des Verf. von ideographischer

*) Wenn er hiebey den Ursprung der Aegypter für südafricanisch hält, und sie ganz von der asiatischen Menschheit zu trennen scheint: so ist zu merken, daß nach der Fluth vielmehr die Einwanderung der Chamiten aus Asien nach Africa über Südarabien geschehen, und allerdings alsdann die Stämme sich von Aethiopien über Nubien nordwärts gezogen haben.

Schrift der Fall seyn mußte) verloren; vielmehr ist die Koptische Sprache die altägyptische selbst, welche mehr und mehr studirt, in gleichem Maaße entziffern helfen wird. Der Verf. gibt Regeln zum Fortarbeiten auf dem eröffneten Wege, wobey er ausdrücklich die Hoffnung äußert, daß die phonetische Geltung noch von mehrern Zeichen werde gefunden werden, so daß sein Alphabet noch keineswegs geschlossen ist. Eine Zugabe bildet ein Brief von Letronne, der hauptsächlich von dem scheinbaren Widerspruch zwischen der Angabe des Herodot und Diodor über die Aegyptische Schrift, und der des Clemens von Alexandria handelt, und wo die »ersten Elemente« oder ersten Buchstaben bey Clemens noch strenger von den sechzehn Buchstaben des ältesten Phönicisch Griechischen Alphabets erklärt werden, auch noch bestätigende Wahrnehmungen über die phonetischen Hieroglyphen aus alten Zeugnissen hinzukommen. So weit dieses berühmt gewordene System, dessen Richtigkeit wir nicht verbürgen, noch weniger aber seine große Wahrscheinlichkeit bestreiten können.

## Viertes Capitel.

---

Einen eigenen Weg für die Hieroglyphendeutung hat Dr. Sickler eingeschlagen. Er läßt Champollions Lauthieroglyphen bestehen, sucht sie selbst zu bestätigen, will aber, daß diese Schrift und die Mehrzahl der Bilder, die nicht phonetisch sey, sich nach folgenden zwey Grundsätzen auflöse: 1) Die heilige Priestersprache, worin die Hieroglyphen gelesen werden müssen, war den Semitischen Dialekten nahe verwandt, und läßt sich insgemein in Hebräischen Wörtern wiederfinden. 2) Die hieroglyphischen Bilder drücken durch Paronomasie, d. i. Namensähnlichkeit oder Gleichlaut, wenn man sie nach jener Sprache ausspricht, den Begriff aus, der damit bezeichnet werden soll (z. B. der Geyer, daah, das Wort Weisheit oder Erkenntniß, deah, daath; der Stier, Chald. thor, das Wort Umlauf, Umkreis, thor; die Schlange, nachasch, die Weissagung, nachasch u. s. w.). Wenn auch das Princip der Paronomasie (selbst nach Dan. 5, 28) der Bildersprache nicht ganz fremd seyn mag, so scheint solches doch am wenigsten zureichend. — Ferner daß der ausgezeichnete Philolog Prof. Spohn zu Leipzig, der gelehrten Welt

im Jugendalter entrissen, sich mit Entzifferung der Aegyptischen Hieroglyphen und Schrift beschäftigt habe, und daß Prof. Seyffarth seinen Nachlaß herausgebe, wußte man aus öffentlichen Blättern. Endlich ist erschienen: Frid. Aug. Guil. Spohn de lingua et literis veterum Aegyptiorum etc. Edidit et absolvit Gust. Seyffarth. Pars I. Lips. 1825. 4. Das Werk handelt zunächst von der alten Aegyptischen Sprache und Buchstabenschrift, der demotischen und hieratischen. Der Herausgeber sagt (S. 26 der Lebensbeschr.), Spohn habe die Sprache der *alten* Aegypter weder für die Koptische (vg. Vorrede S. XI), noch einer andern bekannten Sprache für verwandt gehalten, sondern durch Vergleichung des demotischen Textes der Rosettischen Inschrift mit dem Griechischen, habe er, indem er Buchstaben und Wörter herausgebracht, eine neue, d. i. die altägyptische Sprache neu erschaffen müssen. Inzwischen bemerkt man in den gelieferten Proben viel Ungewißheit, und öftere Vergleichung mit dem Koptischen. Erstere *stimmt* nicht ganz zu der Versicherung Spohns (S. 33 der Lebensbeschr.), daß er »nunmehr dem Geheimniß auf die Spur gekommen, die hieratischen Charaktere auf den Mumienrollen mit Gewißheit und mathematischer Demonstrabilität entziffern zu können.« Er setzte

hinzu: »Es ist viel Wunderbares, was ich darin gefunden habe, Dinge, welche zu glauben ich mich gar sehr gesträubt habe. Zwey Mumienrollen und sechs Inschriften habe ich bereits im vollen gleichmäßigen Zusammenhang entziffert.« Was aber sehr merkwürdig ist, das ist, daß auch Spohn auf die Entdeckung der phonetischen Hieroglyphen oder hieroglyphischen Buchstaben gekommen, ohne jedoch zu einer nähern Einsicht zu gelangen, sogar ein Paar Jahre vor Champollion, welcher noch i. J. 1822 bloß die Eigennamen für phonetisch geschrieben hielt. Spohns Biograph, nachdem er dessen Entzifferungskunst überhaupt gerühmt hat, sagt von ihm (S. 22), er habe bey dem Studium der Rosettischen Inschrift anfänglich die Hieroglyphen aus einer besondern Paronomasie zu erklären versucht, hierauf aber gefunden, daß bey Auslegung der Aegyptischen Schriften Niemand mit den hieroglyphischen Charakteren den Anfang machen müsse, und habe zu der Zeit Folgendes niedergeschrieben: »Vergeblich ist es, die Hieroglyphen der Inschrift von Rosette zu entziffern, so lange als man die Koptische nicht dechiffrirt hat. Erst muß diese nach der Dechiffrirkunst enträthselt werden. Da muß man denn, und dazu helfen die nomina propria, das Alphabet heraussuchen, und ist dieß geschehen, so

nehme man die Hieroglyphenschrift vor, und untersuche, ob sich aus ihr ein gleiches finden lasse. Es scheint mir nämlich diese Hieroglyphenschrift nicht reine hieroglyphische Schrift, sondern alphabetisch zu seyn, d. h. nicht durch Bilder Begriffe, sondern durch Zeichen Buchstaben und Worte auszudrücken. Es ist wahrscheinlich, daß diese Worte (Aegyptische mit den Koptischen gleichförmige) nur durch andre Zeichen in den Hieroglyphen ausgedrückt sind, möglich aber, daß (wie Samskrit) auch die heilige Sprache, nicht bloß die Zeichen, eine andre seyn könne. *Gewiß ist es* mir, daß es nicht reine Hieroglyphen sind. Man setze die Inschrift dann in Aegyptische Worte aufgelöst, und man hat dann das Alphabet dazu» — — Zuletzt: »Das ist das Resultat von vielen vergeblichen Versuchen, wie die zwey Tafeln und *einige* andre Papiere bezeugen. 1819. Spohn.» — Er verstand folglich unter reinen Hieroglyphen die ideographisch*en*, und sah die, welche zu Buchstaben dienten, für *eine* Abart an. Da nun Spohn, der Einzige, den man bis daher dem Französischen Erklärer entgegen zu sezzen meinte, selber mit ihm zusammentraf, und nach vergeblichen ideographischen Versuchen das Entziffern der hieroglyphischen Inschrift fürerst aufgab: so gewinnt hiedurch Champollions System ein neues Ge-

wicht. Allein man sehe was weiter in der Sache geschehen. Hofr. u. Prof. Pfaff in Erlangen hat Champollion zu widerlegen gesucht in zwey Schriften: »Hieroglyphik, ihr Wesen und ihre Quellen — von Dr. J. W. Pfaff. Nürnberg b. Campe 1824.« und: »Die Weisheit der Aegypter und die Gelehrsamkeit der Franzosen. Kritik der hieroglyphisch-alphabetischen Untersuchungen des Hn. Champollion, von Dr. J. W. Pfaff. Ebendas. 1825.« Er hält im Allgemeinen die Bilder für Begriffsbezeichnungen, und hat Zweifel gegen Champ. erhoben, die ein künftiger Deuter zu beachten haben wird, ohne daß er jedoch ein eigenes befriedigendes System entgegengestellt hätte. Ferner hat der Herausgeber des Spohnischen Nachlasses nun selber den Versuch der Hieroglyphendeutung begonnen in: Gust. Seyffarthi rudimenta hieroglyphices. Lips. ap. Barth. 1826. Die Schriften von Pfaff und Seyffarth sind ausgezogen und erstere beurtheilt in der Leipziger Litt. Zeit. 1826, Nr. 45 u. 46, woraus wir über Seyffarth kürzlich Folgendes entnehmen: »Nach seinem kalligraphischen oder grammatisch-symbolischen Princip sind die Hieroglyphen im Allgemeinen weiter nichts als verzierte Buchstaben, und zwar die verzierten hieratischen Buchstaben der Aegypter. Eben so verhält es sich mit den

drey Schriftarten der Armenier, welche Misrob wahrscheinlich mit aus Aegypten brachte. Die Armenische Bilderschrift enthält nicht die verzierten gemeinen Buchstaben (welche den demotischen der Aegypter entsprechen), sondern die verzierten eisernen Buchstaben (welche den hieratischen der Aegypter entsprechen). — Die demotische Schrift ist rein alphabetisch — die hieratische Schrift ist rein alphabetisch — die demotischen Buchstaben sind — von den Phönicíern entlehnt — die hieratischen Buchstaben sind die verzierten demotischen — die hieroglyphische Inschrift des *Raschidischen* Steins beweist, daß nicht einzelne Bilder, sondern mehrere ganze Gruppen einen Begriff ausdrücken — [es ist daher] nicht unwahrscheinlich, daß die Hieroglyphen durchaus alphabetischer Natur sind — es kann nur zweifelhaft seyn, ob mit dergleichen Hieroglyphen Alles geschrieben wurde, oder ob die gewöhnlichen und leichtern Begriffe durch wirkliche sogenannte Hieroglyphen, d. h. durch Begriffssymbole, ausgedrückt wurden [welches geläugnet wird] — überall [auf den ältesten und neuesten Denkmählern] findet sich dieselbe Hieroglyphik. — Der heilige Dialekt, welcher den Hieroglyphen zu Grunde liegt, unterscheidet sich von der altägyptischen Sprache, welche Spohn zuerst dargestellt hat, im Allgemeinen durch

Alterthümlichkeit. Die Hieroglyphen sind Zeichen der Buchstaben, genau genommen theils der demotischen, theils der hieratischen, theils stellen sie selbst andre Hieroglyphen vor" — u. s. w. Wir bemerken 1) daß demnach Seyffarth mit Pfaff in directem Widerspruch steht, so wie mit allen ideographischen Deutern; 2) daß er mit Champollion nur in relativem Widerspruch steht, und daß um so mehr diesem Französischen Gelehrten Dank und Schonung gebührt, wäre auch sein System weniger sinnreich und in sich beschlossen als es ist; 3) daß, indem Seyffarths alphabetisches System sich zu dem von Champ. umgekehrt verhält, die Frage vorfällt, ob es vom höhern Alterthum an sich, und nach den eigentlichen Hieroglyphen oder Sinnbildern der Aegypter zu schließen, glaublicher sey, daß bey ihnen Buchstaben aus Bildern, nämlich Lautbildern, oder Bilder aus Buchstaben (wie in der modernen Kalligraphie) entstanden seyen, eben so daß die gemeine aus der priesterlichen Schrift oder umgekehrt geflossen; wiewohl sich hier der paläographische Streit über den Ursprung und das Vaterland der Buchstabenschrift anreiht, aber auch das Phönicische Alphabet ein ursprünglich bildliches aus den Anfangslauten der Gegenstände kann gewesen seyn; 4) daß die zwey wichtigsten Gegenparteyen jetzo darin übereinkommen,

daß die Hieroglyphenschrift alphabetisch ist, obgleich unter verschiedener Ableitung und auseinanderweichenden Bestimmungen; hiebey Seyffarth, weil er bloß Buchstaben annimmt, die von den Alten behauptete Ideographie (die Aphona, s. obige Anzeige) nirgends zu finden glaubt, ihm auch nichts darauf ankommt, was die Figuren, als bloße Zierbilder, an sich selber vorstellen; 5) daß sich durch die That beweisen muß, aus welchem dieser beyden Systeme die Hieroglyphen sammt der altägyptischen Sprache (falls sie von der neukoptischen verschieden war) oder deren heiligem Dialekt *) zur sonnenhellen Evidenz lesbar zu machen sind; ferner 8) daß zu verwundern ist, was für Bewegung und Veränderung ein einziger Stein in die Systeme der Gelehrsamkeit bringen kann; und endlich 7) daß zu wünschen wäre, die Gelehrten möchten in solchem Falle ihre Beobachtungen friedlich zusammentragen, ihre Meinungen vergleichen, und ihre Zweifel gemeinschaftlich sichten, eingedenk, daß einem Jeden seine Gabe verliehen ist, welche Achtung verdient, und aus welcher gegenseitiger Nutzen zu erwarten steht.

---

*) Vg. Jablonski's Pantheon lib. V. pag. 184 sq.

V.

# Leitfaden zu einer künftigen Symbolik.

Die Zeit strebt nach einer Wissenschaft, welche ihr nicht eher geschenkt werden kann, bis sie die Nichtigkeit eines Haupttheils ihrer Bemühungen erkannt hat. Es ist jenes die wahre Philosophie, die Weisheit des höchsten Alterthums, der Schatz einzelner aufrichtigen Menschen, und das Erbtheil einer glücklichern Nachwelt. Wenige sind auf dem rechten Wege, Wenige wollen ihn erkennen. Diesen Wenigen möchte man durch Gegenwärtiges einigermaßen nützlich seyn, und mit ihnen lesen lernen. Der Weg ist weit, und wird nie zu Ende gebracht; aber jede Station bietet ein vergnügliches Ziel dar.

Der Name Philosophie ist ehrwürdig. Schwerlich hat sein Erfinder Pythagoras den Mißbrauch desselben geahnet, welcher ihn schon in den Briefen der Apostel gehässig macht. Sobald sich die menschliche Vernunft auf sich allein verläßt, so ist dieser Miß-

brauch da. Ihre Weisheit ist alsdann nicht mehr Philosophie sondern Autosophie, eine Lossagung von der Quelle, die allein selbständig allen Geistern das Daseyn gegeben hat, und ihnen fortwährend Licht und Leben zuzuflößen bereit ist. Zu ihr gelangt man nur wenn man nach ihr verlangt.

Menschliche Meinungen gebären Zank, weil die Vernunft sich nach eines Jeden Fähigkeiten richtet, und indem sie kein Erkenntnißvermögen gelten läßt als sich und ihre Individualität, ihr Eigenthum aus einer Art von Mutterliebe zu vertheidigen sucht. Wollte sie den Geist hören und sich erleuchten lassen, so würde sie dann auf sich und ihre Geburten trauen dürfen. Sie würde eine Gottweise seyn. In dem Reiche der göttlichen Weisheit ist Harmonie; es gibt hier nur friedliche Wahrnehmung, keine Dialektik.

Gott ist ein Geist, und ist der Geist im allerhöchsten Sinne. Er hat sich zuerst faßlich gemacht im Wort, in welchem und durch seinen Geist alle Dinge, die da werden sollten, Gestalt und Leben gewonnen haben. Sie sind allzumal Worte Gottes, Nachklänge des ewigen Worts. Sie sprechen den aus, der sie ausgesprochen hat. Sie bezeichnen ein Jedes irgend einen Gedanken desselben, auch mehrere zu-

gleich, und ihrer Mehrere bezeichnen einerley Gedanken in verschiedener Beziehung.

Die Welt ist ein Wort und darum ein Bild oder Gleichniß Gottes. In ihr ist vorzüglich der Mensch Gottes Ebenbild, und ist auch ein Gleichniß der Welt, und sie das seinige. Er war Gottes Ebenbild im eigentlichern Sinn, ehe das Böse in ihn kam; aber der Form nach ist er es noch jetzt. Bestehend aus Geist, Seele und Leib, stellt er, vollständiger denn irgend ein Geschöpf, den höchsten Ternar vor, und vereinigt in sich das Himmlische, das Astralische und das Elementarische des Universums.

Der Mensch hat das Vermögen Gott nachzusprechen mit einer gewissen Unabhängigkeit, nämlich eigene Gedanken in Worte zu legen. Diese Schöpfung kann niemals aus den Stoffen heraustreten, welche ihr die Natur darreicht; sie kann aber mannigfaltiger Art seyn, kann zu allen Sinnen, und durch sie dem Verstande vernehmlich reden. Hauptsächlich ist sie für das Auge oder für das Ohr, nämlich Darstellung oder Sprache. Beyde Sinne werfen ihren Reflex in den Sinn der Seele oder die Einbildungskraft, von wo er zum Verstande geführt wird. Beyde verschiedene Mittel können daher unter dem Namen Wort begriffen werden.

Jedes Wort ist Ausdruck eines Gedankens des Geistes, der, an sich unsinnlich, sich ausprägt in der Form höherer oder niederer Sinnenwelt. Das Wort ist schon vorhanden, ehe es sich durch Articulation oder Abbildung ausspricht; sein Vater ist der Geist, seine Mutter ist die Seele; die Werkzeuge seiner Hervorbringung sind nur die Diener seiner äußerlichen Geburt.

Jedes Wort, welches auch das Mittel seiner Offenbarung seyn mag, ist entweder Abbild (Nachahmung) oder Aehnlichkeit (Tropus). Denn den Stoff seiner Gestaltung liefert dem Gedanken des Geistes die Seele, welche mit der Sinnenwelt in unmittelbarem Vernehmen steht. Zur Abbildung durch die Hand ist sie ihm behülflich mittelst der Auffassung in den Spiegel des innern Auges; zur Nachahmung des Schalls (in der sogenannten Onomatopöie) mittelst des innern Ohrs. Zu Allem, was sich nicht unmittelbar nachbilden oder durch die Articulation nachtönen läßt, weil es intellectuel (abstract) ist, liefert sie ihm das Material der sinnlichen Aehnlichkeit. Wie weit in der articulirten Rede die Nachahmung geht, und auf welchen Gründen die mit letzterer allemal verwandte Willkühr (Convention) beruht, oder welches Aehnlichkeitsverhältniß dazwischen liegt, läßt sich in den vorhan-

denen Sprachen, als weitverwachsenen Zweigen eines Mutterstammes, der Ursprache, schwer ausfinden, selbst wenn man zu den nähern Aesten zurückgeht.

Indem jedes Wort entweder Abbild oder Aehnlichkeit ist, zeigt sich ein merkwürdiger Dualismus, der übereinstimmt mit dem, was von dem Menschen selbst bey seiner Schöpfung gesagt ist, nämlich daß ihn Gott nach seinem Bild und Gleichniß (Zelem und Demûth, 1 Mos. 1, 26) erschaffen habe; und Gedanke, Bild und Aehnlichkeit sind abermals ein harmonirender Ternar.

Der unsichtbare einfache Gedanke kann sich wenigstens in Menschensprachen nicht mittheilen wie er ist, sondern sein Licht bricht sich in der Seele, und geht durch deren Vermittlung erst nach außen. Darum ist eine ganz geistige, unsinnliche oder unbildliche Rede, eine Unmöglichkeit; die Seele gibt dem Gedanken allemal ein Gewand von sinnlichen Stoffen. Vom Geist formlos herabsteigend, gelangt er in ihr zur Form. Da aber die Seele nicht bloß von der Sinnenwelt überhaupt abhängig ist, sondern sich auch insgemein in mehrfachen Fesseln bewegt (ihrer besondern Anlagen, des Körpers, des Orts, der Zeit u. s. w.): so wird es ihr schwer, und je höher der Gedanke um so schwerer, das rechte Wort oder Bild

zu finden, wodurch der Gedanke verständlich würde. Anstatt ihn in den einfachsten, natürlichsten Typus zu verkörpern, zersplittert sie ihn in die Vielheit seiner Schatten, oder stellt ihn in einem einseitigen Abdruck vor; sie gebraucht eine Menge Worte und Vergleichungen, welche die Sache mehr verwirren als erläutern; und während sie sich ihrer selbst und der Einbildungskraft mit Gewalt zu entschlagen sucht, um den Geist zu fassen, bindet sie diesen in Formeln, die viel zu enge sind, und doch mancherley falsche Bedeutung zulassen.

Es gibt aber Arten des Ausdrucks, welche die Vielheit der Beziehungen des einfachen Gedankens in eine reine Einheit verkörpern, und als wesentliche sinnliche Nachbilder seinen Strahl in regelmäßiger Farbenbrechung gleich hellen Prismen von sich aussenden. Diese Vielfältigkeit des Sinnes mit der Einheit des Begriffs verbunden, macht die Sprache gottverwandt, und ist ein weises Herausfinden des eigenthümlichen Naturtypus für die übersinnliche Idee. Dieser Vollkommenheit erfreut sich durchgängig die Sprache der göttlichen Offenbarung; und je höher ihre Gedanken sind, um so mehr muß sie solche in nahgelegene doch inhaltreiche Bilder kleiden, weil der menschliche Geist, welcher Alles durch die Seele auf-

faßt, sie sonst nicht ergreifen und sich zu ihrem wesentlichen Sinn emporschwingen könnte. Hieraus ergibt sich nicht nur die Wichtigkeit des Worts oder Ausdrucks, sondern auch die Unentbehrlichkeit einer richtigen Bildersprache für die Mittheilung und Erkenntniß höherer Wahrheit. In der Natur liegt diese Bildersprache zerstreut; der Mensch hat für sich nicht Auge und Weisheit, sie zu lesen; die Offenbarung aber nimmt aus ihr die entsprechenden Figuren zu ihrem jedesmaligen Zweck, um uns Neues zu sagen, das doch schon von der Schöpfung her geredet war. Auch in diesen bildlichen Aussprüchen der h. Schrift ist die Zweyheit von Bild und Aehnlichkeit bemerkbar, indem solche unter andern dem Parallelismus der Glieder öfters zum Grunde liegt.

Auf etwas niederer Stufe stehen die Verbilderungen, die der Mensch in Kraft seines inwohnenden Naturlichtes findet, welches, obwohl es der völligen Entbindung zum Behuf reiner Angemessenheit seiner Bezeichnungen fähig ist (wie die Sprache der göttlichen Boten und Erleuchteten beweist), gleichwohl geschichtlich unter den Völkern sich theils nicht zur völligen Höhe der Erkenntniß mit Bewußtseyn erhob, theils vermöge der Besonderheiten, an denen es haften blieb, sich nicht allgemein faßlich ausdrük-

ken konnte. Dennoch hat auch die Symbolik der Völker die Schärfe und lehrreiche Vielsinnigkeit, welche derjenigen Bildersprache eigen ist, die um Wahrheiten zu versinnlichen, und nicht bloß zum belustigenden Schmuck, Bilder schafft. Letzteres thut die gemeine Dichtkunst und Bildnerey, besonders der Neuern, die um höhere Wahrheit wenig bekümmert, und in seelischen Ergötzlichkeiten zerstreut, mehrentheils psychologisch abbildliche oder sentimentale, und so nur gewissermaßen symbolische Werke, manchmal ganz leere Spiele schafft, ob sie gleich oft in Entwurf und Ausführung treffend versinnlicht, was sie zu sagen hat.

Alle sinnliche Gegenstände, deren sich die Bildersprache als Material bedienen kann, haben an sich selbst mehrere Eigenschaften und Beziehungen. Sind sie nun gut gewählt, so eignet sich der Gedanke, indem er sie von der Einbildungskraft entlehnt, auch alle ihre verschiedenen Bedeutungen zu, die seine verschiedenen Verzweigungen darzustellen oder auf sie zu führen geschickt sind. Von einem unangemessenen Bilde sagt man, es sey einseitig, es hinke; das rechte Symbol muß daher den Gedanken allseitig umspannen. Weil aber auch er mehrere Seiten hat, je höher und umfassender er ist, so kann die Sichtbar-

keit aus ihrem Reichthum der Seele auch mehrere Aehnlichkeiten darbieten, in die sie ihn kleiden, und durch die sie besondre Beziehungen an ihm offenbar machen kann. Daher drückt die h. Schrift manchmal einerley Wahrheit durch mehrere Gleichnisse aus, und bey der Symbolik der Völker werden wir solches ebenfalls finden.

Weil die Lehrmethode des Alterthums und unserer göttlichen Bücher, dem Bedürfniß des Menschen gemäß, und zum vollständigen Vergnügen seiner innern Fähigkeiten, den Grundsatz hat, unter dem Sichtbaren das Unsichtbare, und zwar dergestalt zu verhüllen, daß ein großer Zusammenhang von Wahrheiten im Bilde concentrirt überschaut werden kann, wenn der Schlüssel dazu gefunden ist: so erstreckt sich dieser bedeutsame Geist auf Alles, von der Erzählung, sey es wahre Geschichte oder Mythus, und dem Cultus, bis zum Wortgebrauch. In der Geschichte wird durch die Auswahl der Momente ein Untersinn, oft vielfach, im Wort, durch seine mehrfache Bedeutung, Stellung u. s. w. ein Vielsinn erreicht, wodurch eine Sachmystik und eine Wortmystik entsteht.

Das Hellsehen der Weissager ist ein Zustand, worin der Geist hohe Gedanken erlangt, und die Seele zur weiten Beschauung und Vergleichung, mithin

zum treffenden Symbolisiren derselben, Macht hat. Es hat seine Stufen, und alle begeisterte Dichter und Denker besitzen etwas davon, lernen daher in der Begeisterung Dinge erkennen und aussprechen, die ihnen vorher fremd waren. In unsern heiligen Büchern ist die vollkommenste Poesie mit der reinsten und höchsten Wahrheit vereinigt. Kein wahrer Dichter ist ohne philosophischen Geist, und kein wahrer Denker ohne poetischen. Denker und Dichter verhalten sich wie Geist und Seele zu einander. Ohne Geist wird die Kunst ein träumerisches Bildern, ohne Seele wird die Philosophie dem Denker und seinen Hörern unfaßlich. Gemäß der Vollständigkeit der menschlichen Natur sind die ältesten Dichter und Philosophen aller Völker in einerley Personen vereinigt gewesen, und ihre Werke nicht bloß des ästhetischen Anschauens, sondern auch des tiefern Nachdenkens würdig. Ihr Gemüth war ungetheilt, ihr Geist hoch, und ihre Seele kräftig. Sie verdienen in mehrfacher Hinsicht den Namen der Naturdichter. Zu ihnen sind alle symbolische Künstler zu rechnen. Erst unter den fein civilisirten Griechen trennte sich Poesie und Philosophie; sie waren noch in Pythagoras gewissermaßen verbunden, konnten aber auch durch den seelevollen Plato nicht mehr zusammengehalten werden, und in

der Maaße als durch die Aristotelische und andre Schulen die Rationalistik überhand nahm, verschwand der symbolische Geist, und mit ihm das Band, welches jene zusammenhielt. An einer andern Seite neigte sich die Philosophie, weil ihr der alte Geist entflogen war, zum Einbilderischen, Aftermystischen, und die Dichtkunst sank aus gleichem Grunde, nicht in der äußern Schönheit oder Pracht, aber in der Bedeutenheit. Jedoch blieb in der antiken Kunst und Wissenschaft noch immer Wesen und Form zusammen verwandt *).

Die Schöpfung ist nach ewigen Ideen gebildet, welche des Schöpfers Wesen und Eigenschaften in der Mannigfaltigkeit der Form darstellen. Dieser Abglanz wurde mit dem Fall der willensfähigen Geschöpfe verfinstert, entweiht und in gewissem Grade

*) Ein einziges Beyspiel der einfachsten und wahrsten Bildersprache stehe hier, wie es uns grade in die Hand kommt. Ps. 44, 7 sagt: „Denn ich verlasse mich nicht auf meinen Bogen, und mein Schwert kann mir nicht helfen.“ Todten Werkzeugen eine Art lebendiger Kraft als möglich beyzulegen, ist poetisch; außerdem klingt der Vers wie Prosa. Aber für Bogen setze man List, für Schwert Gewalt, Tapferkeit, und lege sich beyde Bilder weiter aus, so ist das vielsagende Wort verstanden. Sind wir nicht allzumal Kämpfer? u. s. w.

unkenntlich, muß aber zu seiner Reinheit wiederkehren. Die Formen der Dinge sind heilig, und sofern sie heilig und ursprünglich sind, auch ewig bleibend. Es sind Worte und Buchstaben der göttlichen Universalsprache, Copeyen der Gedanken des ewigen Geistes. Die Sprache Gottes in der Natur zu lesen, und sie mit seinen übrigen Offenbarungen zu vergleichen, ist die Aufgabe der Philosophie; sie zu copiren, ist die Kunst der Symbolik. Diese übt sein Geist am allgemeingültigsten, der Mensch nach besonderm Charakter und dessen Beschränkungen.

Das Wesen der Wesen, eins in sich, hat sich in der Zahl geoffenbart, und kann nicht anders als in der Zahl seiner Offenbarungen begriffen werden. Denn Zahl als solche ist Endlichkeit, und entspricht der Begriffsfähigkeit erschaffener Geister. Seine Zahl aber ist zugleich das unendliche Eins, und kehrt in ihrer Fülle, welches die Zehn ist, in selbiges zurück. Die Zehn mit allen ihren Erhöhungen bildet jedesmal die Grenze, über die es nur Zusätze von *Urzahlen* gibt, welche abermals zuletzt von der Potenz der Zehn verschlungen werden in die Einheit. Es ist dieses *nicht* Willkühr der Sprache oder der Bezifferung; sondern unsere Ziffern sind anschauliche Bilder einer wesentlichen Wahrheit. Einheit des Wesens aber, mit

Mehrheit der Zahl verbunden, ist der Charakter des Göttlichen. Ueberall wo Vieles untheilbar in Einem liegt, ist höherer Geist vorhanden, eben auch in der Bildersprache.

Wird das Eins als Höchstes gedacht, so sind die Zahlen seine Offenbarungen, Ausstrahlungen und Abstufungen seiner Kräfte; wird hingegen unter Eins ein niederer Gegenstand angenommen, so sind die Zahlen Erhöhungen seines Wesens. Denn wenn das Kleine zu Größen aufsteigt, so erhebt es sich nach der unendlichen Größe zu (daher z. B. der Ausdruck: »Berge Gottes«). Das unendlich große Eins ist wie ein Punkt, welcher nach allen Seiten hin Strahlen aussendet; es ist aber auch wie ein unmeßbarer Kreis, der alles Endliche in sich trägt. Was vom Endlichen sich erhöht, nähert sich dem Mittelpunkt, und was sich vergrößert (welches dasselbe ist), nähert sich der unendlichen Peripherie; so daß Punkt und Umkreis in zwiefachem Sinn genommen werden können. Ist Gott als Centrum gedacht, so ist das Geschöpfliche die Peripherie; ist das Geschöpf als Pünktlein der Versichtbarung göttlicher Kraft gesetzt, so ist die Gottheit der hochgeistige Umkreis. Dieses ist zugleich ein Beyspiel der einfachsten Bilderschrift und ihrer verschiedenen Anwendung zu einerley Sinn.

Die höchste Offenbarung Gottes geschieht in der Dreyzahl. Von ihr ist die sprechendste Hieroglyphe unter den natürlichen Grundformen das Dreyeck, als eine ungetheilte Entfaltung des Eins zur Drey, und eine Verbindung der Drey zu Einem (formale Dreyheit in wesentlicher Einheit). Andre Naturbilder stimmen damit überein. Die Drey ist die nächste vollkommene Zahl nach dem Eins, indem in ihr die Zweyheit wieder zur Einheit zurückkehrt, beyde sich in ihr zusammenfinden und befestigen, und so zum ersten Mal die Zahlenkette geschlossen wird. Von ihr gehen durch weitere Zahlenzusätze (mittelst 1, 2 und 3, und dieses zweymal bis zur 9) alle übrige Zahlen des Denars aus.

Jede kleinere Zahl nach dem Nominalwerth ist wesentlich größer oder höher, als die nominal größere; sie ist ihre Mutter und Beherrscherin. Darum ist, nach der Zahl der göttlichen Urvollkommenheit, die Vier die Ur- oder Vollkommenheitszahl für Alles, was auf zweyter Offenbarungsstufe steht, die heilige Tetraktys der Pythagoräer, die durch 1, 2, 3 und 4 gleich der Zehn ist, und Endelechia (Vollendung, ewige Dauer) heißt. Als Kraft oder nächster Ausfluß gehört sie noch zur Gottheit; als Wirkung oder Ausfluß des Ausflusses (geschöpflich) nicht mehr. Von

der Zahl Vier an wiederholt sich erst der Urternar nachbildlich in seinen Kräften, worauf die entfaltete Vierzahl folgt. Dieser Triangel als das Leben, verbunden mit dem Quadrat, als dem Grund und Bestand der Dinge, geben zusammen die Siebenzahl. In ihr stehen die Kräfte, Eigenschaften oder Organe der Gottheit, wie in der Urdrey das Wesen der Gottheit als Form geoffenbart ist; und hieraus wird zusammen die höchste Zehn, als Totalsumme der Zahlen göttlicher Offenbarung, die darum gleich dem ewigen Eins ist; und sie wird durch Nominalerhöhung (Selbstmultiplication zur niedern Peripherie) die Zahl der Fülle des Alls. Die sieben Geister des Geistes (als eben so viele Lichter des Lichts) führen bey dem Propheten Jesaja (C. 11, 2) merkwürdige Namen, deren drey erste die Abbilder der in der Form geoffenbarten Urdrey bezeichnen.

Hiebey ergibt sich ein Hauptsatz der natürlichen Symbolik, von welcher die künstliche herstammt, nämlich daß jeder Ausfluß zugleich das Abbild oder Gleichniß des Wesens ist, von dem er ausfließt. Im Abbild versichtbart sich mehr und mehr, von Stufe zu Stufe, nach der niedern Peripherie zu, dasjenige, was relativ oder absolut unsichtbar und nur sich selbst anschaubar ist; wozu sich der andre Satz gesellt: daß

die Abbildbarkeit und das Darstellungsvermögen eine vom Geistigen und Göttlichen angestammte Eigenschaft der Dinge ist, die auf dem gemeinsamen Ursprung beruht, und vermöge deren sie auch einander gegenseitig darstellen können. Es gibt repräsentirende Synonyme, und im Grunde sind es alle unsere Bezeichnungen des Unsichtbaren in ihren verschiedenen Bedeutungen. Gott und göttlich ist so viel wie Gut und gütlich; alles Gute ist von Gott ausgeflossen, und repräsentirt ihn in seiner Art, spiegelt sich auch gegenseitig, und dient daher einander zum Bilde. Geist heißt gar mancherley, und doch können wir das höchste Wesen nicht würdiger bezeichnen.

Allegorie, Symbolik, Emblematik, Hieroglyphik, Typik, unterscheiden sich nicht wesentlich, und können als gleichbedeutende Ausdrücke gelten; man hat nur nach den Mitteln, deren sich die Bildersprache bedient, oder aus andern zufälligen Ursachen, ihr diesen oder jenen Namen beygelegt, und bey der eigentlichen Hieroglyphik versteht sich ein heiliger Gegenstand *). Mythen oder Sagen aber sind Behäl-

*) Das N. Testament gebraucht hievon nur die Wörter τυπος und ἀλληγορία, letzteres in Form des Zeitworts Gal. 4, 24, und offenbar gleichbedeutend mit Typus, typisch. Außerdem noch παραβολή.

ter der sinnbildlichen Sprache, und mehrentheils durch sie entstanden. Die mythischen Wesen sind Personificationen von Ideen, welche mit innerer Einheit öfters durch alle Reiche der Dinge gehn, hiedurch vieldeutig werden, und vermöge ihrer besondern Anwendung besondre Mythen veranlassen. Es gibt aber auch wahre Geschichten von symbolischer Eigenschaft, vornehmlich in unsern göttlichen Schriften.

Die oben eröffnete symbolische Mathematik hat es nicht, wie die gemeine, mit räumlichen Größen zu thun, sondern ist rein dynamisch oder intellectuel; die Zahlen und Figuren sind Bilder ihrer eigenen Principien. Als deren Ausflüsse sind sie auch ihre Symbole, wobey sie ergriffen und erkannt werden können. In der Mythik hat sich die ursprüngliche Zehnzahl unter andern in Apollo und neun Musen, als zehn Weisheitskräften, von denen eine das Haupt der übrigen ist, abgeschattet. Weil die höhern Formen der Weisheit mit niedern Fächern verwechselt wurden, so erhielt endlich jede Muse eine gewisse Facultät menschlicher Wissenschaft oder Kunst nebst daran befestigtem Namen, womit jedoch die Dichter, und zwar wie recht, nicht allzu strenge zu schalten pflegten. So wuchs dem Symbol seine äußerste Rinde, worunter der wahre Baum von zehn Blättern,

der auch ein Buch von zehn Blättern ist, unkenntlich wurde. Gleicherweise gab es drey oberste Götter, denen in ihrer Vermenschlichung als Brüdern drey Theile der Welt zugeeignet wurden, nämlich der Himmel, das Wasser und die Erde, worin denn das richtige und sehr fruchtbare Philosophem von dem Reiche des Lichts, des Scheins und der Finsterniß ohne Schwierigkeit zu erkennen ist, wenn man nur glauben will, daß dergleichen keine Deuteley sey, daß hiemit nicht neuerer Geist in die alte Bilderwelt *hineingetragen* wird, sondern daß alte Weis*heit Grund*lage der nachherigen Fabeley gewesen. Auch jene Drey ist noch eine Abstufung von der ersten Wahrheit, oder Verwechselung einer Drey mit der andern, die gleichwohl wieder ihre symbolischen Gründe hat. So gab es auch zwölf oberste Götter, deren Zahl *in* den Zwölftheilen des Sternhimmels oder der Ekliptik ihren nähern Ursprung genommen, weil die Gestirne als dienende und wirkende Repräsentanten der Gottheit verehrt wurden, alsdann auch Götternamen erhielten, besonders in der Siebenzahl. Es wurde eine Mühe, die zwölf Götternamen herauszufinden, die doch unwesentlich bey dem zwölftheiligen Ring der ewigen Zeit sind. Auch in den vier Winkeln des Quadrats, als dem nach vier Richtungen ausgetheilten

Dreyeckswinkel, offenbart sich die Zwölfzahl der Dauer.

Jedes gute Symbol gleicht, wie sein Ursprung, einer Pyramide von Lichtern, deren Zahl sich nach seinem Inhalt und seiner Wichtigkeit bestimmt, auch nach der Fähigkeit seiner Formhülle. Die gemeinen künstlerischen Allegorien pflegen ein einziges trübes Licht in übel gewählter oder mit Attributen überladener Bezeichnung zu enthalten. Die Natur ist wahr und einfach, läßt aber sowohl formal als chemisch immer tiefere Gründe und Hinsichten in und neben einander entdecken. Wenn die Augen für die Grundbegriffe eines Symbols erblinden, so verdickt sich die Hülle, und wird für das Wesentliche gehalten; wenn der Geist verfliegt, so bleibt die Schale unverstanden zurück. Dieses ist der Ursprung des Aberglaubens und der Abgötterey. Spätere Deutung reicht selten weit hinauf, und der Unglaube verwirft die Sache, weil er ihren Sinn bezweifelt. Er sieht in den Bildern Idole der Rohheit, und hält ihre Verfinsterung für Veredlung.

Wer das Reich des Scheins liebt, und sich daneben mit rationalen Mißbegriffen trägt (die zwey Wege, in die sich das Gemüth ohne positiven oder stellvertretend symbolischen Bindepunkt spaltet): ein solcher ge-

langt schwer zur Bedeutung der Sinnbilder. Er haßt die Erklärung als eine Schwärmerey, weil sie ihm den Geschmack an der Form zu vergällen droht, und erkennt höchstens ideales Charaktersymbol, anstatt der intellectuellen Wahrheit, welche sich von höherm positiven Standpunkt aus übersehen läßt. Er ist wegen des Gewirres einseitiger und widersprechender, manchmal falscher Deutungen, einigermaßen zu entschuldigen, wiewohl eben diese Verschiedenheit auf die rechte Spur führen könnte. Mehr noch hat das schöne Griechenthum die Beschauer geirrt, und ist selbst ein Opfer seines Geschmacks geworden. Es hat zwar die Menschengestalt fast unnachahmlich zu ihrer Verklärung gesteigert, nachdem die Wahrheiten anthropomorphische Götter geworden waren, sie von den ungeheuerlichen Zuthaten andrer Symboliken entkleidet, und selbst das Monströse veredelt. Es hat in holden Liedern die Himmlischen vermenschlicht, und so die Irdischen zu Ahndungen des Göttlichen erhoben. Auch war Homer ein weiser Sänger. Aber das ästhetische Princip dieser symbolischen Kunst führte mehr und mehr zur Aeußerlichkeit; an den Stoffen, aus den Tempelsagen und Mysterien erborgt, wurde die Decke selbstgenügsam gemacht, und das schwelgende Gefühl entbrannte in Lustreiz, zumal symbolische

Handlungen genannt wurden, die mit letzterem zusammentrafen. Bedrohlich wider diese Verirrung steht das Aegypterthum in seinen kalten, ernsten und durch Abentheuerlichkeit gefühlswidrigen Hieroglyphen; wiewohl es kraft des stärkern Gegensatzes bey derselben Menschennatur noch in tiefere Irrwege gerieth, und seine Bilderweisheit endlich zum Gräuel wurde.

Bibel und heidnisches Alterthum besitzen beyde einen großen Reichthum wichtiger Sinnbilder; oft sind diese Schätze, zumal in unsern Offenbarungsschriften, unscheinbar verdeckt, wie die symbolischen Anwendungen im N. Testament zeigen. Man muß jedoch dergleichen auch nicht in jeder Kleinigkeit finden wollen; es sind eingesprengte Goldkörner zwischen dem buchstäblichen Gestein, und nur zuweilen erscheinen reichere Adern, worin das Metall gediegen zu Tage liegt. Hierhin gehören die ausdrücklichen bildlichen Weissagungen. Andre Hieroglyphen sind kyriologisch, d. i. eigentliche Figuren, nicht bloße Redebilder; es sind Geheimnisse einer andern Welt, wie z. B. die Engel, deren Nennung keine Personification, keine verhüllte Wahrheit ist; ihre Verkleidung würde die Erzählung ihrer Wirkungen ohne ihre Nennung seyn.

Das Naturlicht ist ein Apollon, dem, wie oben bemerkt, eine Zahl untergeordneter Kräfte dient. Von ihnen, und was zu ihnen gehört, rührte die Begeisterung der alten Dichter, Vaten, Pythien und Sibyllen her, die da, wo die Offenbarung der höhern Zahl nicht war, und verloren gegangen war, sie in Verbindung mit dem Wissen der Mysterien einigermaßen ersetzten; bis daß auch diese oft gemißbrauchten Lichter erloschen, um einer bessern Weisheit Platz zu machen.

Die sieben Geister des Geistes Gottes finden sich auch in der Theologie der Völker, wenn auch nur in ihren Ausflüssen oder Stellvertretern verstanden; wo man nicht irre werden muß, wenn sieben und eins, oder sechs und eins gezählt wird, welches von verschiedener Ansicht herrührt, auch nicht verlegen werden über Namen oder entstellende Angaben. Die Aegypter und Phönicier nebst den Samothraciern hatten die sieben Geister oder ihre Abbilder in den sieben ungenannten Kabiren, d. i. Starken, Kräften, den Söhnen Sadyks (Zadiks, des Gerechten), wozu Esmun oder der Achte gezählt, und hiemit eine Götterreihe von acht Personen eröffnet wurde, deren hinzugefügte Namen so wenig wesentlich dazu gehören, als die Namen der andern Reihe von zwölfen. Diese

Namen Aegyptischer Götter gehören vielmehr einzeln zu andern symbolischen Ansichten. Die Indier haben sieben Geister des Brahm; die Parsen sieben höchste Geister oder Engel. Die Flöte Pans (die Harmonie des Allgeistes) bey den Griechen hat sieben Rohre, und die Leyer Apollos oder Merkurs (welches einerley ist) sieben Saiten. Es kommt auch eine Leyer von neun Saiten vor, die dem Orpheus zugeschrieben wird, und mit den neun Musen übereinstimmt.

Die Kabirim findet man auch in der Zahl von zwey und von vier, gleichwie man in denselben Zahlen die Kerubim der Hebräer findet. Der höchste Cherub (das Wort bedeutet auch Stier) und der höchste Kefir (das Wort bedeutet auch Löwe) ist auch eine Eins, die oberste Gotteskraft oder das Wort, aber in verschiedener Abstufung oder symbolischer Stellvertretung. Denn fast jede Zahl auf der Leiter des Denars kommt in den Symboliken für sich, und in höchster oder in untergeordneter und repräsentativer Potenz vor, hat also wieder ihre eigene Leiter, an welcher nicht alle Priester der Geheimnisse die höchsten Sprossen erstiegen haben.

Die Drey ist häufig die Zahl der obersten Götter, in den nordischen sowohl als in den südlichen Mythologien. Die Trimurti der Indier ist ausdrücklich

ein Dreyeins *). In andern Götterlehren *stehen* die Drey ohne Einheit neben einander, weil die Erklärung weiser Brahmanen fehlte oder untergegangen war, oder die Priester nicht sagten was sie davon wußten. Auch in dieser Dreyheitslehre folgte der Mensch dem Gesetz seiner eigenen Schwere. Er konnte endlich Himmel, Sonne und Mond, er konnte Luft, Feuer und Wasser anbeten, wenn es gleich damit anfangs repräsentativ gemeint war.

Die Zwey muß aus der Drey verstanden werden, weil sie aus dem Eins erwächst. Die höchste Zwey steht oben auf der Zahlenleiter als *rechter und linker* Winkel des Dreyecks. Von da gehen alle gegattete Zweyheiten in vielen Stufen aus. Es gibt in der ganzen Natur ein Wirkendes und ein Leidendes oder Mitwirkendes. Vermöge derselben *Zahl* Zwey gibt es auch ein Wirkendes und *ein* Entgegenwirkendes, eine feindliche Zweyheit. Jene Zweyheit, welche sich gattet, heißt etwa Phtha und Neith; man kann diese gar wohl Vulkan und Venus oder Hephästos und Aphrodite übersetzen, oder das männliche und das weibliche Naturleben, das feurige und das

---

*) Vg. den Aufsatz über Indische Mythologie in der 7. Sammlung, welcher überhaupt hier zu berücksichtigen ist.

wäßrige Princip. Aus der Neith aber wurde auch die jungfräuliche Athene, die endlich sich als Pallas zur wüthenden Enyo, der Gesellin, Tochter, Mutter oder Amme des bluttriefenden Ares umgestaltete. Ares wird also wohl hier das zerstörende Naturfeuer in verschiedenen Aeußerungen und Organen mit einem weiblichen Ebenbild seyn müssen, welches bald von ihm kommt, bald ihn hervorbringt oder großsäugt. Das Aehnliche geht durch alle Mythologien, und ist besonders deutlich in der Indischen. So ist auch Osiris das gute wirkende Princip mit seiner Gattin Isis; sein Bruder aber ist Typhon, das böse Princip, und ihm verbrüdert, wie das fressende Küchenfeuer dem belebenden Sonnenfeuer, und die Lebensluft dem verwüstenden Sturm oder elektrischen Gluthwind (Samum, Chamsin). Auf Erden stellt Osiris den wohlthätigen Nil vor, welcher die Erde oder Isis befruchtet; am Himmel ist er die Sonne (mit deren Sommerhöhe auch der Nil anschwoll), Isis der Mond; er das Licht und die Wärme, sie die lichtempfangende Wäßrigkeit. Osiris als Nil ist nur befruchtend durch die Einflüsse seiner selbst oder der Sonnenkraft; Isis als Erde ist nur empfangend als wäßrige Erde und als Niederschlag des Wassers. Was nun auch für feindselige Wirkungen genannt werden, sie gehören

alle dem unverschämten gefräßigen Nilpferd oder Krokodil Typhon zu, das eben in dem Lebensstrome steckt, welcher auch ihm Leben gibt, und die Sonne angrinzt, welche es erwärmt. Auch dieses Scheusal wurde endlich angebetet, gleichsam als der göttliche Schrecken, als die zerstörende Gewalt der Gottheit, wie der Verderber Schiwa bey den Hindu; und steigen wir an diesem hinauf, so gelangen wir vielleicht noch zu einem andern Sinn des Bruders Typhon, womit sich der Name des Gottes Souk, Such oder Suchi (Suchus) verträgt, welcher eine sanftere Art von Krokodil bezeichnet, und welches doch derselbe Typhon ist.

Niemals haben die Mythologen zurecht kommen können, so lange sie sich nicht entschlossen, den vom spätern deutenden Alterthum angewiesenen Weg der vergleichenden Mythologie und der Identificirung der Symbole zu betreten. So schief auch manchmal die Vergleichung der Alten von ihren Gottheiten mit den Göttern andrer Völker sich anläßt, so war sie doch im Allgemeinen keineswegs grundlos, und beruhte sogar auf historischer Verpflanzung oder Ueberlieferung der Symbole, vorzüglich aber auf verwandter Erkenntniß und deren Versinnlichung. Nicht minder ist die

Vergleichung der Göttersymbole eines und desselben Volks richtig, wenn sie mit Verstand geübt wird. So sind Isis und Neith beyde die Natur. Localgottheiten bezeichneten als Synonyme, wiewohl manchmal mit verschiedenem Bezug, einerley Idee, einerley göttliche Kraft oder repräsentirende Naturkraft; aus ihnen floß nach und nach ein Pantheon zusammen, besonders durch politische Vereinigung des Volks; und als endlich Rom über die ganze heidnische Welt um sich griff, so häuften sich die äußern Religionen noch mehr zusammen. Alle Tempeldienste, alle Mysterien, hatten ähnlichen Sinn und Grund; sie waren nur landesartig, nur zeitartig, nur durch die besondre Seite der aufgefaßten Idee, nur durch ihre besondre Ausprägung verschieden. Die Natur ist der Heiden Gottheit, und weil allmählig ihre Repräsentation verkannt wurde, so ward sie ihr Abgott. Sie war es nicht von Anfang, sondern sie wurde es. Aus ihrer Zersplitterung, die ihren Grund in der Zahl hatte, wurden Götzen, und deren Verbindung mit synonymen Zahlengötzen, oder mit completirenden Ideenbildern, die dann wohl in genealogischen Zusammenhang mit jenen gesetzt wurden, brachte die Thorheit der Vielgötterey auf ihren Gipfel. Diese fand nämlich in der getrennten Naturanschauung und in der

Vielheit äußerlicher Begriffe, z. B. Krieg, Friede, Liebe, Wollust, Kunst, Herrschaft u. s. w. ihre Rechtfertigung, Befestigung und Vervollständigung. Jener Götterkönig, jener Kriegsgott, jene Göttin der Liebe u. s. w. mit denen sich auch die neuere Dichtkunst bis zum Ekel beladen hat, waren ursprünglich etwas Anderes als die Vorsteher der verschiedenen Welthändel; wiewohl sich bey diesem Punkt noch Einiges mit Grund der Wahrheit hinzufügen ließe. Die Namen der Götter übrigens haben verschiedenen Ursprung, und sind theils etymologisch, als *Urnamen* oder auch als ursprüngliche Beynamen, wurden auch wohl etymologisch umgewandelt. Wiefern die Namen dieses oder jenes Nationalpantheons zu dem wirklichen Zahlengrunde passen, könnte einer weitern Untersuchung werth seyn.

Wir finden die symbolische Zwey auch an einem Tempel des wahren Gottes in zwey Hallensäulen, die ein König von Israel und ein Tyrier aufgerichtet hat. Es möchte unanständig scheinen, damit die Dioskuren zu vergleichen, und doch kommen diese Zwillingsküchlein des Eyes der Leda als identisch mit den Kabiren, ja auch als ein männliches und ein weibliches Wesen vor; Epimenides aus Kreta schilderte sie so,

und erklärte sie für die Dyas der Natur *). Noch mehr, ihre alte Abbildung zu Sparta bestand nach Plutarch in zwey verbundenen Balken, wie wir sie noch in unserm Kalenderzeichen haben. Es wird hiebey mit den Begriffen von späterer philosophischer Umdeutung und von roher Kunst wenig, weit mehr aber mit der Einsicht in den Gang der Symbolik ausgerichtet.

Die Hermaphroditengötter beruhen auf derselben Idee der zusammenwirkenden Zweyheit; und für diese wurden als symbolische Abbreviatur auch wohl gradezu die Geschlechtszeichen, bald vereinigt wie im Lingam, bald einzeln abgebildet, je nach Maaßgabe dessen, was man ausdrücken wollte.

Hier schließt sich als ein bedeutungsvolles Bild, im Alterthum überaus häufig, die Schlange an. Der Phallus ist gleich Schlange (worüber unter andern ein Parsischer Logos bedeutend spricht), und die aufgerichtete und geschwollene giftlose Schlange bezeichnet in Aegypten sogar den guten Weltgeist. Es gehört eine Art von Schlangenklugheit dazu, um dieses Symbol durch alle seine gewundenen Gänge zu verfolgen.

---

*) Auf dem Planisphärium von Tentyra sind die Zwillinge ein männliches und ein weibliches Wesen.

Mit beyden animalischen Bildern werden auch vegetabilische Gegenstände verglichen, und eins für das andre gesetzt. Hiezu war sowohl in den Formen als auch wesentliche Veranlassung. Die symbolisirte Sommersonne erregt durch ihr Aufsteigen alle Triebe, auch die der Pflanzen u. s. w.

Das Göttliche und Geistige wurde nicht bloß in Himmelskörpern, in der Weltmasse und Weltseele, in Naturtheilen und Naturerzeugnissen, und solches gegenseitig unter sich, sondern Alles zusammen vorzüglich in der kleinen Welt, dem Menschen, symbolisirt, dessen Wesen und Gestalt sich zur Darstellung höherer Ideen überhaupt am meisten eignet. So wurde Osiris, das männliche Princip, die Sonne, und was er sonst noch mehr war, ein König von Aegypten, und Isis seine Königin; das Unsichtbare oder Natürliche wurde eine mythische Person. Umgekehrt wurden historische Personen, wegen der göttlichen Eigenschaften, die sich in ihnen darstellten, zu Gottwesen erhoben, mit den schon vorhandenen idealen Gottheitssymbolen vermischt, und ihre Historie in der Sagengeschichte willkührlich nach symbolischen Zwecken umgestaltet. Die Idee hängte sich an ein historisches Bild, um sich zu verkörpern, schaltete aber damit nach Bedarf. Darin sind die alten Vergötterungen

von den spätern verschieden, daß sie allegorische Vermenschlichungen des Göttlichen und Physischen sind, die neuern aber Erhebungen des Nichtgöttlichen zur Götterwürde aus schmeichlerischer Verehrung, jedoch zugleich aus der allgemeinen Veranlassung, daß die Götter Menschen geworden waren. Auffallend zeigt sich dieser Unterschied an den Priestern und Priesterinnen, die symbolisch ihre Götter, so wie diese die Natur- und Gottheitskräfte darstellten. Diese Priester waren sichtbare Stellvertreter der Unsichtbaren. Wenn die vier obersten Priester in den Eleusinien, als Demiurg oder Weltschöpfer, als Sonne, Mond und Merkur, durch Attribute bezeichnet waren, so verstand sich, daß sie nicht dasjenige seyn wollten, was sie vorstellten. Hier liegt übrigens auch der erste Keim der dramatischen Kunst.

Die Alten fanden den Körper oder das bestätigende Formbild ihrer Erkenntnisse nächst der Natur auch in ihren geschichtlichen Begebenheiten, und legten sie mythisirend in selbige nieder. Denn sie erkannten die Uebereinstimmung aller Dinge, und die typische Verwandtschaft zwischen dem Geistigen, dem Physischen und der Menschengeschichte. Nicht bloß unter der Heldensage konnten physische und hyperphysische Wahrheiten verborgen werden, sondern die wahrste

Geschichte ist fähig höhere Wahrheiten vorzustellen, und die äußern Wege der Menschheit sind der unsichtbaren göttlichen Ordnung und dem Gang der Natur ähnlich. Der Schöpfer des Sichtbaren und Unsichtbaren lenkt auch das menschliche Schicksal nach dem gemeinsamen Typus, der in seiner allumfassenden Weisheit liegt. Vorzüglich sind die Geschichten des Volks Israel, die gewissesten aus dem Alterthum, auch von dem klarsten symbolischen Gehalt. Wir nennen sie vorbildlich, und sie sind es eben deßwegen, weil Alles was geschieht, auch mit dem was ist und was seyn wird, übereinstimmt, und weil sich dieser vielfach abgeformte göttliche Kanon der Dinge besonders da bemerklich machen sollte, wo Gott ein Centrum seiner Offenbarungen eröffnete. Darum konnten die Weisen in Israel aus den Geschichten eines David und Salomo sehr wohl auf die künftigen Schicksale ihres Volks und der Menschheit schließen, besonders wo eigentliche Prophetengabe ihnen die Augen aufthat. Gott schreibt seine Bilderschrift in die Zeit wie in den Raum. Wer wohl zusieht, kann in der Geschichte der Kreuzigung des Herrn auch die Geschichte seiner Kirche lesen.

Die Hieroglyphik der Bibel verhält sich zu den Symboliken der Völker wie das Allgemeine zum Be-

sondern, und wie der Baum der Weisheit zu seinen Blättern, in deren Geäder sich der Baum wiederholt. In ihnen allen ist ein gewisser Tod und ein Wiederaufleben. In ihnen allen ist eine Schöpfungs- und Vorweltsgeschichte, eine Weltfluth, ein Leben nach dem Tode, ja die Einheit des höchsten Wesens. Das höchste Eins, wenn auch in niederer Potenz begriffen, der Weltgeist, oder das Naturleben, heißt bey den Aegyptern Kneph; von ihm wurde gesagt, es sey ein geflügeltes Ey aus seinem Munde gegangen, nämlich die Schöpfung, Himmel und Erde, Flüchtiges und Festes. Dieser Gott zu Theben, dessen Name nach neuern Untersuchungen eigentlich Neb oder Nef *) hieß (auch Nub und Num, woraus die Griechen durch vorgesetzte gleiche Aspiration Chnuphis und Chnumis machten), war einerley mit Ammon oder Amun, dem Thebaischen Jupiter, und kommt auch mit dem Doppelnamen Amon-Neb oder Amon-Kneph vor. Zu Memphis hieß das höchste Wesen Phtha, das Lebensfeuer, der Griechen Hephästos. Beyde wurden in verschiedener Abstufung oder Repräsentation verstanden, auch jeder in mehrern Gestalten abgebildet. Man dichtete den Phtha zum Sohn des

*) Vielleicht das Koptische νηβ, Herr?

Kneph-Amon; wenn dieses den historischen Grund einer spätern Verehrung haben sollte, so war doch auch ein symbolischer der, daß Feuer aus Geist kommt. Der Sohn des Phtha (auch Ptah und Phthah, nicht Phthas) ist Helios, der Sonnengott, Aegyptisch Re, Ra, und mit vorgesetztem Artikel Phre, Phra; in der Sonne concentrirt sich Feuer und Leben der Natur. Und zum Beweis der Sinnbildlichkeit wechseln diese Wesen Namen und Natur, auch Attribute, und fließen in Eins zusammen. So gibt es einen Amon-Ra oder Re, d. i. die lebensgeistige Sonne oder der solarische Lebensgeist. So wird Amon oder Kneph mit Osiris verwandt, welcher auch ein Sonnensymbol, folglich mit Phre gleichbedeutend ist. In Phtha, Osiris und Isis ist eine Dreyheit, und kommt Horus hinzu, eine Tetraktys. In Kneph, Phtha, Neith (die beyde auch für einander stehen können, denn beyde werden zweygeschlechtig gefunden) und des Phtha sieben Söhnen, den Kabiren, stellt sich die ganze Zehn dar. Wenn man die ursprüngliche Wandelbarkeit dieser symbolischen Formen, die gleiche Bedeutung der Gottheiten verschiedener Aegyptischen Bezirke, wiederum ihre Verschiedenheit, wonach sie in Sippschaftsverbindung stehen konnten, begriffen hat, so wird man an der wahren Meinung der priesterlichen

Bilderdichter so wenig irre werden unter der Menge der Figuren, als die Thiermasken und andre Wunderlichkeiten mißverstanden werden können. Daß die Gottheit unsichtbar waltet, drückten die alten Aegypter eben durch die thierischen Repräsentativformen göttlicher Eigenschaften und Wirkungen, wiewohl oft sehr räthselhaft aus. Nach Strabos Bericht hatten sie im Innersten ihrer Tempel keine Bildsäulen oder menschliche Figuren, sondern verzierten es bloß mit Thierbildern, gleich als den dienenden Kräften aus dem Tempel der Natur. Je weniger aber das Thier der Anbetung vonseiten vernünftiger Geschöpfe fähig war, desto gräulicher wurde der Aberglaube, als der symbolische Zusammenhang riß, der Sinn zur Erde fiel, und der Menschengeist vor dem Thiergeist kniete. Zu den Tempeln führten warnend lange Reihen jenes Wunderbildes der Geheimnisse, des Symbols der Weisheit und Stärke, des Sphinx, der nicht angebetet wurde.

Sofern die Theologie bloß das Anbetungswürdige beschließt, verdient die Götterlehre der Völker diesen Namen auf keine Weise. Allein als umfassende Denkform nimmt die Symbolik auch jenes in ihren oft wunderbaren Zusammenhang auf. Ein Theil der Mythologen fehlt darin, daß er die angeborne symbo-

lische Absicht der Mythen läugnet, und ein andrer, daß er den Sinn zu niedrig oder einseitig greift. Eine wichtige mythische Person ist Kronos oder Saturnus, der Zeitgott, der verborgenste der Götter. Die Zeit ist ein Ausfluß der Ewigkeit, daher auch ihr Symbol. Er kann folglich das ewige Daseyn, nicht bloß als Eigenschaft, sondern auch als Wesen bezeichnen. Durch einen Cyklus zusammenhängender Ideen, die man bey den Mythologen in einseitigen Deutungen findet, wird er ein seltsam *verkettetes* Bild. Er ist all das Aeußerste. Er ist der *Himmel*, der Vater der Zeit und des Jahrs; er ist der Erdboden, und liegt im Tartarus gefangen. Sein ist Tiefsinn und Melancholie, und sein Reich (Saturnia regna) ist das goldne Alter seliger Unabhängigkeit. Sein Sohn, der königliche Ordner *Jupiter*, wird bey allen Menschlichkeiten, die *ihm* zugeschrieben werden, dennoch wie hinter täuschendem Gewölk als höchstes Wesen deutlich. Scheint der Sinn dieser *Bilder* für das frühere Alterthum zu hoch gesteigert, so erkenne man nur zuvörderst die Wanderungen der Symbole durch die verschiedenen Reiche der Dinge, und man wird klärer sehen. Die himmlische Venus und der Planet dieses Namens sind nicht nur gleich dem Triebe der Begattung, sondern sie ist auch die Ur-

nacht nnd das Chaos (Athor, Baaut), und selbst für die Venus Cloacina und Libitina oder Epitymbios (die Begräbnißgöttin) müssen symbolische Gründe vorhanden gewesen seyn.

Wer sich indeß nicht berufen fühlt, in dem Gewirre der Fabel Ordnung zu suchen, der schaue in das Buch der Natur, und lese in seinen heiligen Buchstaben die Poesie der Metaphysik, und den Commentar zur Offenbarung. Er wird beyde in der reinsten Uebereinstimmung finden. Er verfahre kindlich dabey, und greife nach dem Nächsten. Was wir z. B. Glauben nennen, dafür hat die Natur und die Bibel das Wort Oel. Dieses Oel ist lindernd und heilend. Es füllt das Gefäß des Herzens, und gibt von da dem Lichte des Verstandes die einzige angemessene Nahrung. Wo der Glaube ausgeht, verlischt auch die Weisheit; es bleibt eine todte Tochtkohle und übler Rauch zurück, unter welchem die h. Schrift Geistesverfinsterung, Irrthümer und Schwärmerey versteht. Rauch betäubt, schadet den Augen, und erstickt den Athem, nämlich das Leben. Die Sonne ist das Licht der Welt; sie bedeutet die Offenbarung selber, ihr Licht und ihre Wärme die Religion, die daraus entspringt; der Mond ist das kalte Vernunftlicht, welches die Nacht regiert, und jene stets wandelbare ir-

dische Weisheit, die ihren Glanz nur erborgt, und wo er am hellsten leuchtet, es der vollern Anstrahlung des großen Lichtkörpers zu verdanken hat, in dessen Gegenwart ihren Schein nie geltend machen kann, und allen Schein verliert, wenn sie sich ihm gleichstellt und ihn verdecken will. Die Sonne wird verdunkelt, wenn der Mond in ihren Kreis tritt, und das Licht in der Nacht wird finster, wenn die Erde ihm Schatten macht. Haben wir beobachtet, wie es Geschöpfe gibt, welche sich häuten und wieder häuten, und doch ihre alte Natur, nur mit verjüngter Kraft behalten, andre hingegen durch Erstarrung und Verwandlung in einer neuen herrlichen Gestalt emporschweben? Haben wir die Hieroglyphe der Blume verstanden, die von dem Gott des Tags ihr Daseyn empfängt, ihm Weihrauchopfer beut, welches uns erst düftet, wenn er untergeht, und sie wieder für diese niedere Welt zu athmen beginnt? wie das Feuer derselben Liebe, das sie hervorbrachte, sie auch tödtet, ihr aber dafür edle Frucht und ein inwendiges Leben in zahllosen Samenkörnern schenkt, welches nicht nur die Blüthe sondern den ganzen Leib der Pflanze überlebt?

Wir haben nicht zu viel gesagt, wenn wir die bildliche Weisheit als einen Schatz, und als das Erb-

theil der Nachwelt priesen. Die Bilder der Natur, die Hieroglyphen der Bibel, die Embleme der Geschichte, werden nie zu Ende gelesen werden, und die Symbolik des weisern Alterthums auszudeuten, wird es noch vieler Wissenschaft bedürfen. Nicht alle Theile dieses heiligen Landes sind Jedermann zugänglich; aber es ist kein Geist ausgeschlossen von seinen Grenzen, der daselbst nicht säen sondern ernten will.

---

## VI.

# Lieder.

### 1.

### Die Verheissung.

„Er wird den Gerechten nicht ewiglich in Unruhe lassen.“ Ps. 55, 23.

Alles reift, nur nicht was du verheissen;
Alles kommt, nur nicht was du versprachst.
Soll dein Wort wie Menschenworte gleißen?
Soll ich sehn, daß deinen Schwur du brachst?

Ich bin untreu, voller Fehl' und Sünden,
Ich verletze täglich deinen Bund;
Aber willst du einen Reinen finden,
Wo noch Keiner rein von Flecken stund?

So du willst, so werd' ich heil erscheinen;
So dein Bad mich wäscht, bin ich verklärt;
Suche nicht an mir den Engelreinen,
Während mich mein alter Sinn bethört.

Fels der Wahrheit, gib mir neue Sinne,
Neue Werke leg' in meine Hand,
Und verleih, bis ich das Ziel gewinne,
Stille Herberg' hier im Pilgerland.

Ruhe nur, und daß ich dich erkenne,
Ja von dir erkannt im Lichte sey,
Dieses ist das Gut, wofür ich brenne;
Treuster Gott, auch diese Flamm' ist treu.

---

## 2.

## Sicherheit.

Werd' ich stets gründlich danken,
Heimstellen ohne Wanken
Dem Höchsten meine Sorgen,
Und still auf seinen Morgen,
Gleichwie die Blum' im Garten
Daß er sie öffne, warten;
Mich nichts mehr lassen ängsten,
Und wann das Herz am bängsten,
Ihm glauben, daß dem Leiden
Entsprießen beßre Freuden,
Als alle Welt kann geben
In diesem armen Leben;

Den Guten lassen walten,
Und scheuchen die Gestalten,
Die stündlich mich befragen,
Ob ich nicht was zu klagen,
Ob nichts zu wünschen habe,
Mit starkem Wanderstabe;
Die Schickung freudig nehmen,
Des Kummers Willen zähmen,
Den Widerspruch zertreten,
Um Gottes Willen beten,
Und leben heute, heute,
Nicht in der Zukunft Weite;
Doch schaun aufs fernste Leben,
Und nicht am Heute kleben:
Dann wird mir bald erscheinen,
Wonach die Augen weinen,
Wird himmlisches Vergnügen
Mein Ungemach besiegen,
Des Kindes lautem Schweigen
Sich Gott als Vater zeigen.

Die Sichern in den Lüsten
Wirft Schrecken in die Reue;
Die Sicherheit des Christen
Ist seines Heilands Treue.

3.

## Die Fürsorge.

Ein Vater sorgt, und wundervoll
Sind unsers Gottes Wege.
Wenn ich dein Thun erzählen soll,
Dein Walten überlege,
Von deiner Hülfe singen will,
So steht mir Geist und Zunge still.

Was hab' ich dir zuvor gethan,
Daß du mich so berathen?
Ich klagte deine Weisheit an,
Und deiner Treue Thaten.
Mein Wahn verdunkelte dein Licht,
Drum traut' ich deiner Güte nicht.

Doch wie der Glanz die Wolke theilt,
So schienst du durch die Trauer;
Und plötzlich war die Noth geheilt,
Gelöst in süße Schauer.
Ich wandte mich, und der mich sah,
Der Heiland stand mir Schwachen nah.

O so vergib, mein Gott und Herr,
Dem thöricht kleinen Glauben;
Nun soll kein Leid, kein Mächtiger,
Die Zuversicht mir rauben.
Was ich mir nimmer wählen kann,
Das hat dein Rath voraus gethan.

Ja, du vergibst, so thu' auch ich,
Und küsse, die mich kränken.
Mein Zagen, das der Hülfe wich,
Es hing an deinem Lenken.
Erkennen sollt' ich dich und mich;
Es ist geschehn, ich preise dich.

---

4.

## Die Hingabe.

Ich stand in trübem Zagen,
Begann mich anzuklagen,
Und ward so klein, so klein.

»Was zagst du? sprach ein Engel;
Dein Herr hat deine Mängel
Gebüßet und getilgt!«

Hat er sie denn getragen,
Wie fühl' ich doch das Zagen,
Und seinen Frieden nicht?

»So komm und laß dich binden,
Die Augen dir umwinden,
Und folge still und stumm.«

Ich that wie mir befohlen,
Und unter meinen Sohlen
Wars eben bald, bald rauh.

Doch wie ich weiter strebte,
Ward mir so leicht, ich schwebte
Als trügen Flügel mich.

Und Schimmer sah der Blinde,
Durchsichtig war die Binde,
Die Fessel ward ein Kranz.

Bald hatt' ich Luft gewonnen,
Der Schein von sieben Sonnen
Umfloß wie Himmel mich.

Und da ich rückwärts schaute,
Wars nur Gefahr, mir graute
Vor dem vergangnen Weg.

Da lobt' ich, wer ergeben
Sich wählt ein kindlich Leben,
Gebunden, stumm und blind.

---

5.

## Advent.

Bald wird sich nun die Bahn der Zeiten wandeln:
Der Gott des Rechts will gnädig mit uns handeln,
Die Liebe tilgt, was ich als Feind verdient.
Fall nieder, Thau! komm, Wolke voller Segen!
Die Stund' ist da, gib den verheißnen Regen,
Gib den Gerechten, der die Welt versühnt.

Es flieht ins finstre Reich der Geist der Kriege,
Der Friedensengel feyert frohe Siege,
Sein stiller Glanz verscheucht das Ungestüm.
Ich sehe die Erbarmung überfließen;
Geh auf, o Erde! laß den Heiland sprießen,
Und meiner Kindschaft Seligkeit mit ihm.

Es kommt ein König, der die Armen rettet,
Betrug und Bosheit in die Hölle kettet,
Sein Thron steht fest, ein Stuhl der Ewigkeit.

Sein Zepter blühet mit der Sanftmuth Rosen,
Sein Heischen ist der Himmelslüfte Kosen,
Und seiner Lenden Gurt Wahrhaftigkeit.

Ihm will ich sehn der Völker Kräfte dienen,
Ich will die Erde sehn wie Eden grünen,
Und bräutlich stolz dem Himmel anvermählt.
Bald werden Sonn' und Mond vor ihm vergehen;
Es wird ihr Licht in Seiner Schöne sehen
Die Gottesstadt, die er zum Sitz erwählt.

Ich werde Weisheit und die Fülle haben,
Und mein unendlich Theil wird mich mit Gaben
Des besten Trostes und der Lust erfreun.
Verdruß und Klage wird wie Schatten schwinden,
Und in der Schöpfung ungemeßnen Gründen
Wird Nacht nicht mehr, wird lauter Himmel seyn.

---

6.

## Der Geliebte.

Von dir will ich nicht weichen,
O weiche nicht von mir!
In aller Dinge Reichen
Gleicht keine Güte dir.

Kneph=Amon; wenn dieses den historischen Grund einer spätern Verehrung haben sollte, so war doch auch ein symbolischer der, daß Feuer aus Geist kommt. Der Sohn des Phtha (auch Ptah und Phthah, nicht Phthas) ist Helios, der Sonnengott, Aegyptisch Re, Ra, und mit vorgesetztem Artikel Phre, Phra; in der Sonne concentrirt sich Feuer und Leben der Natur. Und zum Beweis der Sinnbildlichkeit wechseln diese Wesen Namen und Natur, auch Attribute, und fließen in Eins zusammen. So gibt es einen Amon=Ra oder Re, d. i. die lebensgeistige Sonne oder der solarische Lebensgeist. So wird Amon oder Kneph mit Osiris verwandt, welcher auch ein Sonnensymbol, folglich mit Phre gleichbedeutend ist. In Phtha, Osiris und Isis ist eine Dreyheit, und kommt Horus hinzu, eine Tetraktys. In Kneph, Phtha, Neith (die beyde auch für einander stehen können, denn beyde werden zweygeschlechtig gefunden) und des Phtha sieben Söhnen, den Kabiren, stellt sich die ganze Zehn dar. Wenn man die ursprüngliche Wandelbarkeit dieser symbolischen Formen, die gleiche Bedeutung der Gottheiten verschiedener Aegyptischen Bezirke, wiederum ihre Verschiedenheit, wonach sie in Sippschaftsverbindung stehen konnten, begriffen hat, so wird man an der wahren Meinung der priesterlichen

Bilderdichter so wenig irre werden unter der Menge der Figuren, als die Thiermasken und andre Wunderlichkeiten mißverstanden werden können. Daß die Gottheit unsichtbar waltet, drückten die alten Aegypter eben durch die thierischen Repräsentativformen göttlicher Eigenschaften und Wirkungen, wiewohl oft sehr räthselhaft aus. Nach Strabos Bericht hatten sie im Innersten ihrer Tempel keine Bildsäulen oder menschliche Figuren, sondern verzierten es bloß mit Thierbildern, gleich als den dienenden Kräften aus dem Tempel der Natur. Je weniger aber das Thier der Anbetung vonseiten vernünftiger Geschöpfe fähig war, desto gräulicher wurde der Aberglaube, als der symbolische Zusammenhang riß, der Sinn zur Erde fiel, und der Menschengeist vor dem Thiergeist kniete. Zu den Tempeln führten warnend lange Reihen jenes Wunderbildes der Geheimnisse, des Symbols der Weisheit und Stärke, des Sphinx, der nicht angebetet wurde.

Sofern die Theologie bloß das Anbetungswürdige beschließt, verdient die Götterlehre der Völker diesen Namen auf keine Weise. Allein als umfassende Denkform nimmt die Symbolik auch jenes in ihren oft wunderbaren Zusammenhang auf. Ein Theil der Mythologen fehlt darin, daß er die angeborne symbo-

lische Absicht der Mythen läugnet, und ein andrer, daß er den Sinn zu niedrig oder einseitig greift. Eine wichtige mythische Person ist Kronos oder Saturnus, der Zeitgott, der verborgenste der Götter. Die Zeit ist ein Ausfluß der Ewigkeit, daher auch ihr Symbol. Er kann folglich das ewige Daseyn, nicht bloß als Eigenschaft, sondern auch als Wesen bezeichnen. Durch einen Cyklus zusammenhängender Ideen, die man bey den Mythologen in einseitigen Deutungen findet, wird er ein seltsam *verkettetes* Bild. Er ist all das Aeußerste. Er ist der *Himmel*, der Vater der Zeit und des Jahrs; er ist der Erdboden, und liegt im Tartarus gefangen. Sein ist Tiefsinn und Melancholie, und sein Reich (Saturnia regna) ist das goldne Alter seliger Unabhängigkeit. Sein Sohn, der königliche Ordner *Jupiter*, wird bey allen Menschlichkeiten, die ihm zugeschrieben werden, dennoch wie hinter täuschendem Gewölk als höchstes Wesen deutlich. Scheint der Sinn dieser *Bilder* für das frühere Alterthum zu hoch gesteigert, so erkenne man nur zuvörderst die Wanderungen der Symbole durch die verschiedenen Reiche der Dinge, und man wird klärer sehen. Die himmlische Venus und der Planet dieses Namens sind nicht nur gleich dem Triebe der Begattung, sondern sie ist auch die Ur-

nacht nnd das Chaos (Athor, Baaut), und selbst für die Venus Cloacina und Libitina oder Epitymbios (die Begräbnißgöttin) müssen symbolische Gründe vorhanden gewesen seyn.

Wer sich indeß nicht berufen fühlt, in dem Gewirre der Fabel Ordnung zu suchen, der schaue in das Buch der Natur, und lese in seinen heiligen Buchstaben die Poesie der Metaphysik, und den Commentar zur Offenbarung. Er wird beyde in der reinsten Uebereinstimmung finden. Er verfahre kindlich dabey, und greife nach dem Nächsten. Was wir z. B. Glauben nennen, dafür hat die Natur und die Bibel das Wort Oel. Dieses Oel ist lindernd und heilend. Es füllt das Gefäß des Herzens, und gibt von da dem Lichte des Verstandes die einzige angemessene Nahrung. Wo der Glaube ausgeht, verlischt auch die Weisheit; es bleibt eine todte Tochtkohle und übler Rauch zurück, unter welchem die h. Schrift Geistesverfinsterung, Irrthümer und Schwärmerey versteht. Rauch betäubt, schadet den Augen, und erstickt den Athem, nämlich das Leben. Die Sonne ist das Licht der Welt; sie bedeutet die Offenbarung selber, ihr Licht und ihre Wärme die Religion, die daraus entspringt; der Mond ist das kalte Vernunftlicht, welches die Nacht regiert, und jene stets wandelbare ir-

dische Weisheit, die ihren Glanz nur erborgt, und wo er am hellsten leuchtet, es der vollern Anstrahlung des großen Lichtkörpers zu verdanken hat, in dessen Gegenwart ihren Schein nie geltend machen kann, und allen Schein verliert, wenn sie sich ihm gleichstellt und ihn verdecken will. Die Sonne wird verdunkelt, wenn der Mond in ihren Kreis tritt, und das Licht in der Nacht wird finster, wenn die Erde ihm Schatten macht. Haben wir beobachtet, wie es Geschöpfe gibt, welche sich häuten und wieder häuten, und doch ihre alte Natur, nur mit *verjüngter* Kraft behalten, andre hingegen durch Erstarrung und Verwandlung in einer neuen herrlichen Gestalt emporschweben? Haben wir die Hieroglyphe der Blume verstanden, die von dem Gott des Tags ihr Daseyn empfängt, ihm Weihrauchopfer beut, welches uns erst düftet, wenn er untergeht, und sie wieder für diese niedere Welt zu athmen beginnt? wie das Feuer derselben Liebe, das sie hervorbrachte, sie auch tödtet, ihr aber dafür edle Frucht und ein inwendiges Leben in zahllosen Samenkörnern schenkt, welches nicht nur die Blüthe sondern den ganzen Leib der Pflanze überlebt?

Wir haben nicht zu viel gesagt, wenn wir die bildliche Weisheit als einen Schatz, und als das Erb-

theil der Nachwelt priesen. Die Bilder der Natur, die Hieroglyphen der Bibel, die Embleme der Geschichte, werden nie zu Ende gelesen werden, und die Symbolik des weisern Alterthums auszudeuten, wird es noch vieler Wissenschaft bedürfen. Nicht alle Theile dieses heiligen Landes sind Jedermann zugänglich; aber es ist kein Geist ausgeschlossen von seinen Grenzen, der daselbst nicht säen sondern ernten will.

## VI.

# Lieder.

### 1.

## Die Verheissung.

„Er wird den Gerechten nicht ewiglich in Unruhe lassen.“ Ps. 55, 23.

Alles reift, nur nicht was du verheissen;
Alles kommt, nur nicht was du versprachst.
Soll dein Wort wie Menschenworte gleißen?
Soll ich sehn, daß deinen Schwur du brachst?

Ich bin untreu, voller Fehl' und Sünden,
Ich verletze täglich deinen Bund;
Aber willst du einen Reinen finden,
Wo noch Keiner rein von Flecken stund?

So du willst, so werd' ich heil erscheinen;
So dein Bad mich wäscht, bin ich verklärt;
Suche nicht an mir den Engelreinen,
Während mich mein alter Sinn bethört.

Fels der Wahrheit, gib mir neue Sinne,
Neue Werke leg' in meine Hand,
Und verleih, bis ich das Ziel gewinne,
Stille Herberg' hier im Pilgerland.

Ruhe nur, und daß ich dich erkenne,
Ja von dir erkannt im Lichte sey,
Dieses ist das Gut, wofür ich brenne;
Treuster Gott, auch diese Flamm' ist treu.

---

## 2.
## Sicherheit.

Werd' ich stets gründlich danken,
Heimstellen ohne Wanken
Dem Höchsten meine Sorgen,
Und still auf seinen Morgen,
Gleichwie die Blum' im Garten
Daß er sie öffne, warten;
Mich nichts mehr lassen ängsten,
Und wann das Herz am bängsten,
Ihm glauben, daß dem Leiden
Entsprießen beßre Freuden,
Als alle Welt kann geben
In diesem armen Leben;

Den Guten lassen walten,
Und scheuchen die Gestalten,
Die stündlich mich befragen,
Ob ich nicht was zu klagen,
Ob nichts zu wünschen habe,
Mit starkem Wanderstabe;
Die Schickung freudig nehmen,
Des Kummers Willen zähmen,
Den Widerspruch zertreten,
Um Gottes Willen beten,
Und leben heute, heute,
Nicht in der Zukunft Weite;
Doch schaun aufs fernste Leben,
Und nicht am Heute kleben:
Dann wird mir bald erscheinen,
Wonach die Augen weinen,
Wird himmlisches Vergnügen
Mein Ungemach besiegen,
Des Kindes lautem Schweigen
Sich Gott als Vater zeigen.

Die Sichern in den Lüsten
Wirft Schrecken in die Reue;
Die Sicherheit des Christen
Ist seines Heilands Treue.

3.

## Die Fürsorge.

Ein Vater sorgt, und wundervoll
Sind unsers Gottes Wege.
Wenn ich dein Thun erzählen soll,
Dein Walten überlege,
Von deiner Hülfe singen will,
So steht mir Geist und Zunge still.

Was hab' ich dir zuvor gethan,
Daß du mich so berathen?
Ich klagte deine Weisheit an,
Und deiner Treue Thaten.
Mein Wahn verdunkelte dein Licht,
Drum traut' ich deiner Güte nicht.

Doch wie der Glanz die Wolke theilt,
So schienst du durch die Trauer;
Und plötzlich war die Noth geheilt,
Gelöst in süße Schauer.
Ich wandte mich, und der mich sah,
Der Heiland stand mir Schwachen nah.

O so vergib, mein Gott und Herr,
Dem thöricht kleinen Glauben;
Nun soll kein Leid, kein Mächtiger,
Die Zuversicht mir rauben.
Was ich mir nimmer wählen kann,
Das hat dein Rath voraus gethan.

Ja, du vergibst, so thu' auch ich,
Und küsse, die mich kränken.
Mein Zagen, das der Hülfe wich,
Es hing an deinem Lenken.
Erkennen sollt' ich dich und mich;
Es ist geschehn, ich preise dich.

---

4.

## Die Hingabe.

Ich stand in trübem Zagen,
Begann mich anzuklagen,
Und ward so klein, so klein.

»Was zagst du? sprach ein Engel;
Dein Herr hat deine Mängel
Gebüßet und getilgt!«

Hat er sie denn getragen,
Wie fühl' ich doch das Zagen,
Und seinen Frieden nicht?

»So komm und laß dich binden,
Die Augen dir umwinden,
Und folge still und stumm.«

Ich that wie mir befohlen,
Und unter meinen Sohlen
Wars eben bald, bald rauh.

Doch wie ich weiter strebte,
Ward mir so leicht, ich schwebte
Als trügen Flügel mich.

Und Schimmer sah der Blinde,
Durchsichtig war die Binde,
Die Fessel ward ein Kranz.

Bald hatt' ich Luft gewonnen,
Der Schein von sieben Sonnen
Umfloß wie Himmel mich.

Und da ich rückwärts schaute,
Wars nur Gefahr, mir graute
Vor dem vergangnen Weg.

Da lobt' ich, wer ergeben
Sich wählt ein kindlich Leben,
Gebunden, stumm und blind.

---

## 5.

## Advent.

Bald wird sich nun die Bahn der Zeiten wandeln:
Der Gott des Rechts will gnädig mit uns handeln,
Die Liebe tilgt, was ich als Feind verdient.
Fall nieder, Thau! komm, Wolke voller Segen!
Die Stund' ist da, gib den verheißnen Regen,
Gib den Gerechten, der die Welt versühnt.

Es flieht ins finstre Reich der Geist der Kriege,
Der Friedensengel feyert frohe Siege,
Sein stiller Glanz verscheucht das Ungestüm.
Ich sehe die Erbarmung überfließen;
Geh auf, o Erde! laß den Heiland sprießen,
Und meiner Kindschaft Seligkeit mit ihm.

Es kommt ein König, der die Armen rettet,
Betrug und Bosheit in die Hölle kettet,
Sein Thron steht fest, ein Stuhl der Ewigkeit.

Sein Zepter blühet mit der Sanftmuth Rosen,
Sein Heischen ist der Himmelslüfte Kosen,
Und seiner Lenden Gurt Wahrhaftigkeit.

Ihm will ich sehn der Völker Kräfte dienen,
Ich will die Erde sehn wie Eden grünen,
Und bräutlich stolz dem Himmel anvermählt.
Bald werden Sonn' und Mond vor ihm vergehen;
Es wird ihr Licht in Seiner Schöne sehen
Die Gottesstadt, die er zum Sitz erwählt.

Ich werde Weisheit und die Fülle haben,
Und mein unendlich Theil wird mich mit Gaben
Des besten Trostes und der Lust erfreun.
Verdruß und Klage wird wie Schatten schwinden,
Und in der Schöpfung ungemeßnen Gründen
Wird Nacht nicht mehr, wird lauter Himmel seyn.

---

6.

## Der Geliebte.

Von dir will ich nicht weichen,
O weiche nicht von mir!
In aller Dinge Reichen
Gleicht keine Güte dir.

Ob ich zum Pol mich schwänge,
Ob ich zum Brunn des Lichts
Durch ferne Meere dränge,
Geliebtres find' ich nichts.

Bringt Edelstein und Schätze,
Bringt Glück und Wonne her:
Was ists das mich ergötze,
Fehlt mir mein Leben, Er?
Bringt Kronen her und Güter,
Bringt was kein Wunsch noch weiß:
Dir, Labsal der Gemüther,
Mein Jesus, bleibt der Preis.

Wenn bittres Leid mir sprießet
In Furchen meiner Flur,
Durch dich ists mir versüßet,
Verwandler der Natur.
Soll heut ich Lust genießen,
Des Lebens Freudenwein,
Noch will ich dir zu Füßen
Ein treuer Jünger seyn.

Geh ich durch Nacht und Nöthe,
Bloß, hungrig und verbannt,
Du bist mir Morgenröthe,
Brod, Heimath und Gewand.

Wird voll mein Mund von Gaben,
Glänzt um mich Herrscherschein:
Ich kann es Alles haben,
Doch lieben dich allein.

Du lässest Felsen grünen,
Und schaffest Saat im Meer;
Dir müssen Welten dienen,
Und Sterne sind dein Heer.
Doch Demuth blüht und Liebe
Zum Kranz von deiner Macht;
Es bleibt kein Auge trübe,
Wo deine Milde lacht.

Weckt mich zum Kampf das Leben,
So waffnet sie den Sinn;
Will Schlummer mich umweben,
Sie ist mir Wächterin;
Und wird mein Leib erblassen,
Ist sie des Friedens Thür.
Von dir will ich nicht lassen,
O lasse nicht von mir!

---

## 7.

## Ruhe in Gott.

In dir zu ruhn, deß Weisheit Alles füget,
In deiner Vatertreu, die niemals lüget,
In dir von Kämpfen auszuruhn,
Das, Vater, gib mir nun.

Der Geist hat mich zum Sohne hingeleitet,
Der Sohn hat mir ein kindlich Herz bereitet;
Mit diesem darf ich stille nun
Im guten Vater ruhn.

Im Unermeßlichen, der Alles kennet,
Deß Liebe mir, auch mir zu helfen brennet;
Im Ewigen, in dessen Nun
Der Zeiten Wege ruhn.

Ein jeder Tag, den deine Sonne bringet,
Ein jeder Schlag, der von der Glocke klinget,
Sagt mir: Es waltet heut und nun
Ein Gott, in dem wir ruhn.

Was kann mir doch, Allwissender, begegnen,
Wer mag mir schaden, oder wer mich segnen,

Du sprechest denn dein heilig Nun?
An ihm hängt Thun und Ruhn.

Ich täusche mich umsonst mit meinem Ringen,
Dein gnädig Wort schafft einzig das Gelingen;
Ist mir das Heil nicht heilsam nun,
Es muß im Keim noch ruhn.

Ich schlummre noch, so glüht ein goldner Morgen;
Die Rose lacht, sie lachet meiner Sorgen,
Der sie erzog; es kam erst nun
Dein Licht, sie aufzuthun.

Ich klage nicht, daß ich so fern gewesen;
Du ließest mich zu rechter Zeit genesen.
In deiner Gnade darf ich nun
Von todten Werken ruhn.

Ich sorge nicht, mich hütet Gottes Frieden;
Mein Vater sorgt, hat Alles wohl beschieden.
Ich will, wie Kinderherzen thun,
In süßem Glauben ruhn.

Die Stunde schlug, da trat ich in dieß Leben;
Sie schlägt, so wirst du mir den Himmel geben.
Dann will ich recht, und will auch nun
In deiner Liebe ruhn.

8.

## Das Schwerste.

Ich dacht' an große Dinge,
Die Welt wollt' ich bekehren,
Und goldner Segen sollte
Das Erdenrund verschönern.
Das Lichtgespann der Sonne
Mißt nicht so schnell die Zonen,
Als meine Plane liefen
Von West nach Ost und umwärts.
Einst wandelt' ich alleine;
Schon war der Tag ermüdet,
Des Himmels tausend Augen
Begannen zu erwachen.
Da fand ich unterm Wandeln
Auf einer Wies' ein Knäblein,
Das klopfte mit dem Hammer
An einem Stein und sprengte
Viel Stücke von einander;
Dann fügt' es ihn mit Mörtel
Stets wiederum zusammen;
Und wieder schlugs, und machte
Viel Arbeit sich vergebens.

Was thust du, thöricht Kindlein?
Fing ich es an zu fragen.
Der Knabe sprach: »Mein Vater
Hats also mir befohlen.«
Ich sprach: Wo ist dein Vater?
Zur Antwort gab der Kleine:
»Geduld ist mehr denn Thaten,
Schwerer denn hohe Werke
Vergebliches und nichts thun.«
Da war das Kind verschwunden,
Gleich einer Wasserblase,
Gleich einem Staub und Nebel.
Ich ging, und nahm Gehorsam
Zur Waffe meines Wirkens,
Zur Wehr von meiner Klugheit,
Zur Vorschrift meiner Treue.

---

9.

## Der gute Tausch.

Ein reicher Mann war ausgegangen,
Die Köchin hütete das Haus;
Da pocht mit Säcken schwer behangen
Ein Paar von Trägern sie heraus.

»Der Herr hat Bücher da erstanden;
Wir sollen sie aufs Zimmer tragen.»
Sie fangen an sie auszuschlagen.
»Ist keine Bürste hier vorhanden?»
Die Magd geht hin, man stürzt die Säcke,
Bricht auf, und räumt aus Pult und Ecke
Der lang erspähten Schätze Last;
Rasch ging der Tausch, fort sprang der Gast.
Die Alte keucht mit ihrem Besen
Die Trepp' empor, und findet zwar
Für ihre Mühe viel zu lesen,
Doch wüst und leer was voll erst war.
Der Herr erscheint; sie fällt zu Füßen;
Unwiederbringlicher Verlust!
Der Mann läßt eine Thräne fließen,
Doch greift er in den Bücherwust.
Schon schickt er Alles in die Hölle,
Und wie er in den Bänden wühlt,
Sieh da! die Hand faßt eine Stelle:
»Häuft Schätze, die kein Dieb euch stiehlt.»
Es rührt sein Herz; groß ist das Uebel,
Jedoch das Wort schenkt andern Muth.
Bezahlt ist die vergeßne Bibel;
Allein sie wird sein liebstes Gut.

Er segnet, die sie ihm gegeben;
Die Alte tröstet er, und rühmt:
»Hab' ich doch hier und dort zu leben!
Behalte Jeder was ihm ziemt.«

---

10.

## Das Glaubensräthsel.

Im Geist beschwert kam einst ein frommer Jünger
Zu einem heiligen und weisen Mann,
Sprach: Löse mir die Zweifel, die mich quälen.
Wir sagen daß der Christenglaub' allein
Der wahre sey; nun sind der Millionen
So viele, die dieß Licht noch nicht gesehn,
Der Christen aber viele sonder Glauben,
Viel Glaubende die schlechte Werke haben,
Der Heiden manche reich an edeln Thaten.
Und Alle zanken um den wahren Gott,
Nicht Heiden oder Juden nur mit Christen,
Nein, Christ und Christ — was ist denn nun die Wahrheit?

Der Heilige antwortete mit Lächeln:
Laß dichs nicht irren, was die Finsterniß

Von dieser Welt an trüben Räthseln beut.
Siehst du die Sonne da? ihr reines Licht
Kann kaum ein menschlich Adleraug' ertragen.
Der Eine ahnt sie hinter bunten Dünsten,
Der Andre schwärzt ein Glas um sie zu schaun,
Die Meisten stellen sich vor ihr in Schatten.
Der Wolken Vorhang macht sie ihnen leidlich;
Ist der nicht da, sie weben selber einen.
So gibt es Menschen, die sie zu betrachten
Sich nie die Müh genommen, achten sie
Wie ihre Lampe, die man bringt und löscht,
Damit sie wirken oder schlafen können.
Dann gibt es Blinde, denen sie nicht scheint.
Auch wohnen ihrer Viele tief in Schachten,
Gelangen selten oder nie ans Licht,
Sind in der Nacht geboren, wandeln da,
Gehn auch daselbst zur Todesnacht hinüber.
Und ob sie Alle sehn die gute Sonne,
Doch streiten sie am Geiste blind um sie:
Der nennt sie Feuer, Jener einen Stein;
Dem steht sie still, und Jenem läuft sie um.
Und allen diesen tausend Köpfen, Sinnen,
Gibt Eine Sonne dennoch Sehn und Leben,
Dazu auch Thieren, Pflanzen, ihr Gedeihn.
Die Sonn' ist Christus; was die Menschen Gutes

Und Weises haben, Alles kommt von ihm.
Die Sonne wirkt, ob sie auch Niemand kennte;
Oft ist sie lang verhüllt, und macht doch Tag;
Hoch oben steht sie, und ist doch bey uns.
Auch liebt sie Alle, selbst die sie verschmähen.
Bist du gewürdigt sie zu schaun, zu kennen,
So scheu' ihr heilig, ihr durchdringend Antlitz.
Es kommt ein Tag, wo Allen unverläugbar
Sie strahlen wird, die Eine, Eine Sonne,
Und wird beleuchten, was ein Jeder an hat.
Sorg' itzt, daß dann du sie ertragen mögest.
Es bleibt kein Auge, das sie nicht erblickt.

---

## 11.

## Die verkehrte Welt.

Zeigt dir Verkehrtes der Traum, so denke, das Richtige wohnet
Nur im Lande der Ruh, aber die Welt ist verkehrt.
Also schwebt ätherisch ein Bild in der klaren Vertiefung,
Welches gestürzt und schwer, sinnlich dem Spiegel du beutst.

---

## 12.

## Das Schönste.

Schön ist Natur im bunten Lebenskranz,
Schön sind der Kunst vergöttlichte Modele;
Noch schöner ist der Weisheit Wunderglanz;
Das Schönste ist die Heiligung der Seele.

## VII.

# Zur Dreyeinigkeitslehre.

Das Geheimniß der Dreyheit in der Einen Gottheit läßt sich um so leichter in der Bibel verkennen, weil es als ein Geheimniß auch geheimnißvoll ausgesprochen ist. Man weiß nicht recht, was die Läugner der Geheimnisse wollen. Es gilt von diesen insgesammt, was der Herr von sich versichert, als sie ihn fragten, ob er Christus sey. »Sage ichs euch, so glaubet ihrs nicht" (Luc. 22, 67). Würden die höchsten Wahrheiten mit dürren Worten gesagt, so würden sie dem unkundigen Leser anstößig und abschreckend seyn; und wirklich sind es die, welche näher kund gethan sind, allen auf ihre natürliche Vorstellung beschränkten Menschen. Daher sollen die Engel und die Teufel, die Wunder und die Weissagung, und alles geoffenbarte Positive aus der über-

sinnlichen Welt, nur auf einem volksthümlichen Aberglauben beruhen. Daher ärgerten sich die an Ihm, denen er sein Fleisch zu essen geben wollte. Daher redete er ihnen das Wort nur wie sie es hören konnten, es widerfuhr ihnen nur in Gleichnissen. Die Vernunft muß durch das Räthsel gereizt werden, sich es aufzulösen und in die gemeine Sprache so weit möglich zu übersetzen; alsdann glaubt sie leichter, weil sie diese Wahrheit gleichsam selbst hervorgebracht hat. Es vergnügt ihre Eigenliebe, sie gefunden zu haben, und sie vertheidigt eine eigene Entdeckung, die sie, von Andern ihr dargeboten, bestreiten und verschmähen würde. Die fremde Entdeckung würde auch ein Sprung für sie seyn; das Selbstfinden ist ein Aufsteigen auf bequemen Zwischenstufen, welche das Besorgliche vermindern.

Keine Schriftstelle über die Dreyeinigkeit ist klarer, als: »Drey sind die da zeugen im Himmel« (1 Joh. 5). Ist sie ächt, wie sie denn innere und äußere Zeugnisse für sich hat, besonders den Zusammenhang der Epistel, von dem sie eine Art von Schlußstein bildet: so ist ihre Bestreitung um so erklärbarer aus dem Anstoß, welchen ihre Deutlichkeit gibt. Ist sie unächt, so wollen wir sie auslöschen; aber dann haben wir nur um so mehr zu deuten an

den drey Zeugen auf Erden, welche in Eins vereinigt sind, und finden zuletzt in deren Hintergrund eben das, was jene deutlichern Worte sagen: ein Dreyeins, ein Wunder der Mehrheit in der Einheit, wovon das Urbild oder die Möglichkeit nur da liegen kann, wo aller Wunder Grund liegt, in Gott. Es sind drey Dinge in Einem — gleichwie, setzt alsdann der offenbarungskundige Verstand hinzu, auch in der Gottheit Drey in Einem sind. Ist dieses eine Glosse, so entdeckt sie nur den Sinn des Apostels, und es ist so gut als wenn er sie selbst hinzugethan hätte.

Was der gesunde Menschenverstand begreift, und in eines Jeden Herz, obwohl dunkel geschrieben steht, ist in der Bibel so klar und vortrefflich ausgedrückt, als es vor ihr und nach ihr nirgends gefunden wird, noch von Menschen hätte gesagt und entdeckt werden können. Wir wissen, was wir reden, und fordern getrost zum Gegenbeweis auf. Was damit sich an Wunderbarkeiten verbindet, hat sonach die Vermuthung der Göttlichkeit für sich, und die Vermuthung, daß es nach der gemeinen Menschenvernunft nicht verstanden werden kann. Wenn der Herr sagt: »Gehet hin und lehret alle Völker, und taufet sie auf den Namen des Vaters, und des Sohnes, und des hei-

ligen Geistes:» so ist das sehr einfach, aber eine bescheidene Vernunft wird einsehn, daß sie es nicht aus sich selbst verstehen kann; für eine unbescheidene gehören dialektische Künste dazu, um es zu rationalisiren, d. i. zu entgöttlichen. In Verbindung mit der ganzen Dogmatik des Evangeliums finden wir denn, daß es so viel heißt als: auf den Namen der Drey, welche Eins sind, auf den dreyeinigen Gott. Nur die Taufe Christi konnte auf diesen geschehen, weil er im A. T. angedeutet, durch Christum erst völlig, d. i. möglichst, offenbar geworden war; die Heidentaufe der Juden war eine Taufe auf das Gesetz, und die Taufe Johannis war eine Taufe zur Buße.

Nun läuft die Wahrheit von dem dreyeinigen Gott ferner durch das neue Testament möglichst klar hindurch; und nachdem der scheidende Christus ihn genannt hat, werden wir ihn in den Apostelschriften weder verkennen, noch diese darum für unächt, noch den Begriff bloß für eine menschliche Vorstellung der Apostel halten. Unzählig oft kommt das göttliche Wesen in seinen drey Hypostasen oder Personen neben einander vor, und zwar so, daß der Geist nicht als Gesinnung, sondern nur als Wesen verstanden

werden kann *). Die Kirche hat dieses von jeher anerkannt, und merkwürdig beurkundet. Es ist ein Glück, daß die Festepistel des Trinitätssonntags nicht die bestrittene Stelle 1 Joh. 5 geworden ist, sondern Röm. 11, 33 — 36: »O welch eine Tiefe des Reichthums« ꝛc. mit den Worten im letzten Vers: »Denn von ihm (Vater) und durch ihn (Sohn) und zu (oder auch in) ihm (h. Geist) sind alle Dinge.« Ein sehr allgemein gehaltener, großartiger Satz, dem sein liturgischer Gebrauch zum besten und gründlichsten Commentare dient.

Auffallend sind andre Stellen, z. B. Hebr. 10, 15: »Es bezeugets uns aber auch der heilige Geist.« Wenn das nur so viel heissen sollte wie anderwärts, nämlich die vom h. Geist eingegebene Schrift, der h. Geist im alten Testament: so wäre es als Gegensatz des Vorhergehenden unverständlich. Nein, im 16. Vers werden Wirkungen des heiligen Geistes genannt: »Ich will mein Gesetz in ihr Herz geben, und in ihre Sinne will ich es schreiben; und ihrer Sünden und ihrer Ungerechtigkeiten will ich nicht mehr gedenken« (übereinstimmend mit dem apostoli-

*) Vg. Rud. Stiers Andeutungen S. 295 ff. besonders S. 306 ff.

schen Symbolum, wo die Vergebung der Sünden im dritten Artikel vorkommt); vorher aber (V. 5 ff.) hatte der Sohn als Erlöser von sich selbst gezeuget nach derselben Schrift, in den vorigen Capiteln aber der Vater vom Sohn, als dem ewigen Priester nach der Weise Melchisedeks. Daß der Brief an die Hebräer so gut kanonisch, d. i. des Kanons würdig und ein Werk des h. Geistes ist, wie die andern Episteln, obgleich wir seinen Verfasser nicht gewiß kennen, das wird hiebey wider allen menschlichen Einwand vorausgesetzt. Eben so verhält es sich mit der Offenbarung Jesu Christi an den Evangelisten Johannes. Diese ist überall durchdrungen von der Dreyeinigkeitslehre; was aber merkwürdig hiebey ist, so erscheint in ihr Christus weniger in der Eigenschaft seiner Gottheit, als in der seiner verklärten *Menschheit*, als der todt war, und lebendig ist, und kommt.

Einige Stellen, welche nicht immer richtig verstanden werden, müssen wir näher erläutern, und wenn wir uns hiezu des Judaismus bedienen, so sagen wir voraus, daß eben er, wiewohl mit falschen Zuthaten und Sophismen vermengt, ganz den rechten Schlüssel enthält. Die rabbinische Schule ist in ihrer Ueberlieferung weiser als wir vorauszusetzen pflegen, und als die Rabbinen selbst wußten und noch

wissen. Das N. T. so darnach erklären, daß man seine Begriffe zu unverbindlichen und bedeutungslosen Jüdischen Nationalbegriffen herunterwürdigt, ist verkehrt; wir sollten erkennen, daß das Heil, das allgemeine, und mit ihm die allgemeinste göttliche Weisheit, uns von den Juden gekommen ist nach dem Worte des Heilandes; und sollten daraus schließen, daß die gelehrten Begriffe dieses Volks, von späterm Aberwitz gereinigt, uns zur Erklärung der großen Bilderschrift nützlich seyn müssen, in welcher uns das Heil und die Weisheit von Gott versiegelt ist.

So heißt es nun Off. Joh. 13, 6: »Und es (das Thier) that seinen Mund auf zur Lästerung gegen Gott, zu lästern seinen Namen, und seine Hütte, und die im Himmel wohnen.« Hier werden drey Dinge oder Wesen genannt, welche gelästert werden können, und die von gleicher Würde, wohl von größerer als die Himmelsbewohner seyn müssen, sofern unter diesen die Engel und Seligen verstanden werden. Es werden Drey genannt, welche nicht können tautologisch einerley seyn, und welche doch wieder innig eins zu seyn scheinen, wenigstens die zwey Ersten: Gott und sein Name. Gott, als Vater, als Urgrund der Gottheit, hat eigentlich keinen Namen, er ist unnennbar; Christus hat ihn Vater

genannt, weil er der Creatur die ursprüngliche Kindschaft wiedererworben, welche sie von der Schöpfung her bey Gott, ihrem Ursprung und dem Grund aller Vaterschaft, hatte, und weil er diesen seinen Vater im eigensten Sinn, auch der Menschheit zu einem ähnlichen Vater durch seine, Christi, Inwohnung in ihn zu geben gekommen war. Auch im A. Testament heißt Gott zuweilen Vater; aber er ist hier mehr in prophetischem Sinn der Vater Israels (»Ist er nicht dein Vater, der dich schuf?« 5 Mos. 32, 6. »Du wirst mich nennen: Lieber Vater,« Jer. 3, 19); und allerdings konnte Christus keinen Gedanken aussprechen, der nicht in der alten Offenbarung gewissermaßen schon lag. Aber der Name Gottes ist eigentlich im Sohne, gehört dem Sohn, und ist der Sohn selbst, als das Wort, als die Selbstoffenbarung Gottes. Der Jehova oder Herr des A. T. ist daher insgemein der Sohn, als die erscheinende Gottheit (vg. 1 Kor. 10); und statt dessen wird zuweilen der Name (Schem) schlechthin gesagt (3 Mos. 24, 11. vg. 5 Mos. 28, 58. Jes. 30, 27. C. 52, 6); und dieses verschweigenden Ersatzes des hochheiligen Namens bedienen sich auch die Rabbinen öfters, noch häufiger aber sagen sie dafür: das Wort (Memra), und gebrauchen diesen Ausdruck auch als Ersatz des

Pronomens Ich, wenn Gott spricht; z. B. für »Ich werde seyn, thun» — »mein Wort (mein Memra) wird seyn, thun» ꝛc. Es ist also deutlich, daß in der Stelle bey Johannes unter Gott, der Vater, unter dem Namen Gottes, der Sohn verstanden wird. Eben dadurch erhalten auch jene Psalmworte (Ps. 118, 26. Matth. 21, 9 ꝛc.) ihre höhere Erklärung: »Gelobet sey, der da kommt im Namen des Herrn,« d. i. als der Herr, als Jehova (b'schem J.).

Die Hütte aber (Gr. σκηνή) ist nichts Anderes, als was die Rabbinen Schechina (mit langem i; von schachan, sch'chan, wohnen) nennen; das Griechische und das Hebräische Wort sind etymologisch verwandt. Sie verstehen unter dieser Schechina oder Wohnung Gottes, seine Gegenwart, sofern sie in einen herrlichen Lichtglanz gehüllt erscheint; Gott oder seine Gestalt im Sohne wohnt, geht und erscheint in diesem Licht, in dieser Glorie; die den Ewigen umgebende Majestät ist sein Haus, seine Hütte, sein Tempel; sie ist sein Aeußerstes, das was Moses von ihm gesehen hat. Die Wolke oder der Lichtnebel im Allerheiligsten, die Feuerwolke in der Wüste, die Gesichte der Propheten, stimmen mit dieser Vorstellung überein. Wie jedes lebendige We-

sen, bis auf die Pflanze, seine Atmosphäre hat, in welcher es wohnt, und die von ihm ausgeht: eben so wird von dem unsichtbaren ewigen Licht ein durch sein Bild ausgehendes sichtbareres Licht gedacht. Hiezu nehmen wir ferner die Stelle C. 21, 2. 3: »Und ich Johannes sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herab fahren, zubereitet als eine geschmückte Braut ihrem Manne. Und hörete eine große Stimme vom Himmel, die sprach: Siehe da die Hütte Gottes bey den Menschen, und er wird bey ihnen wohnen" ꝛc. Von dieser ewigen Hütte Gottes, worin er wohnt, und die Geheiligten mit ihm, »die nicht mit der Hand gemacht, nicht von dieser (leiblichen) Schöpfung ist" (Hebr. 9, 11), »der Behausung Gottes im Geiste» (Eph. 2, 22), reden sehr viele Stellen; sie heißt auch die Braut und der Geist, und es wird unter ihr die Gemeine verstanden, sofern der Geist in ihr und die Gemeinde gleichsam sein Körper ist. Die Stiftshütte und der Tempel des A. T. war ihr sinnliches Vorbild. Gott wohnt durch Christum im Geist, und wohnt in diesem Geist in der Gemeine, die dadurch wieder in ihm oder in seinem Lichte wohnt, und in inniger Vereinignng mit ihm steht (vg. Joh. 17, 22. 23), so daß zumal in der ewigen Gemeine, die

im Himmel (in der höhern Gegenwart Gottes) wohnt, er selbst gelästert werden kann.

Der himmlische Lichtstoff dieser Behausung Gottes gibt auch unserer künftigen besondern Behausung, sofern darunter der verklärte Menschenleib verstanden wird, den ihrigen. »Wir wissen,» sagt der Apostel, »so unser irdisches Hüttenhaus zerbrochen wird, daß wir einen Bau haben von Gott, ein Haus nicht mit Händen gemacht, das ewig ist, im Himmel. Und über demselben seufzen wir, und sehnen uns, mit unserer Behausung, die vom Himmel ist, überkleidet zu werden» (2 Kor. 5, 1. 2). An die Stelle unserer irdischen Wohnungen und dieser Erde, tritt dann die ewige und die unerschaffene göttliche Wohnung; und an die Stelle der Leimenhütte dieses Körpers, das Auferstehungsfleisch, von welchem ebenfalls im dritten Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses die Rede ist. Der Mensch ist nach und zu dem Ebenbilde Gottes erschaffen, und wir sollen dem verklärten Leibe Jesu Christi ähnlich werden. Geist, Seele und Leib sind die drey Theile des ganzen Menschen, worin sich Vater, Sohn und Geist abbilden; und wenn unser jetziger Leib durch das Gegentheil von der Geistigkeit, durch Schwere und Unreinigkeit, sein Urbild ganz unkennt-

lich macht, so wird die Ewigkeit zeigen, daß auch unsere Leiber Gottes Tempel zu seyn bestimmt sind. In unserm groben Körper wohnt jener geistliche Leib, von dem Paulus (1 Kor. 15) redet, und derselbe wird entwickelt und erhöht durch die Inwohnung Jesu Christi in den Seelen deren, die hier den irdischen Leib an sich tragen. Es ist nicht nöthig zur Auferstehung, daß alle Theile des groben elementarischen Körpers beysammen bleiben, die vielmehr nur eine Hülle sind, obgleich auch diese Leimen- und Kalkhülle rein verwandelt werden könnte. Wäre sie aber ganz nöthig, ohne daß ein Stäublein davon käme, so fragen wir nicht nur, was es mit denjenigen Körpern für eine Beschaffenheit haben werde, die hier im Leben ein Glied verloren, ob sie etwan auch verstümmelt auferstehen werden; sondern wir erinnern uns, daß täglich und stündlich der Leib allerley Theile von sich selbst verliert; daß der ausgewachsene Jugendleib vollständiger als der Leib des Greises ist u. s. w. Man hat berechnen wollen, in wie viel Jahren jeder lebendige Mensch allmählich einen ganz andern Körper bekomme. Daß dieses geschieht, geben wir zu, sofern von den elementarischen oder groben Bestandtheilen die Rede ist; aber was diese grobe Umwandlung, unmerklich auf dem Wege der Assimila-

tion vor sich gehend, möglich macht, ist eben der unvergängliche principialische Leib, im Gehäuse der groben Theile befindlich und dasselbe zusammenhaltend. Was aus ihm bey der Verwesung wird, wissen wir nicht; aber er dauert fort, wenn auch die groben Theile, gleich denen, die wir längst verloren und ausgestoßen haben, in die groben Elemente zurückkehren. Der Leib Jesu wurde, ganz wie er im Tode lag, zur verklärten Auferstehung umgewandelt; den Staub des unsrigen, sofern er nöthig ist, kann die Allmacht sammeln, wo er irgend befindlich seyn mag; sie wird aber wenigstens die Auferstehungskeime nehmen, und sie mit der unendlich vermehrbaren Kraft aus dem Leibe des Herrn vereinigen, dem unser Leib ähnlich werden soll.

Lernen wir doch auch an der Natur. Der Schmetterling ist nicht die Larve, und ist nicht die Puppe, sondern er kriecht aus dieser hervor, die nicht sowohl der Larve Grab als Leiche ist. Es ist eine schöne Hieroglyphe, wenn gleich in den Staub geschrieben. Sehen wir ferner, was z. B. am Holz der Verklärung fähig ist (nämlich einer bleibenden, denn auch die Verbrennung ist Verklärung); nicht das Holz wie es ist, sondern was nach seiner Verbrennung und nach Auslaugung der Asche bleibt, das Salz; obgleich

auch die ausgelaugte Asche wieder salzig zu machen und ganz umzukehren ist. Wenn aber der Auszug unserer Asche neu erbaut werden soll, so bedarf es dazu wohl nur eines Körnleins Salz, das gleich einem kleinen Samenkorn zu einem unglaublichen Gewächs erstehen kann.

## VIII.

## Die Spiegelung der Klarheit des Herrn, 2 Korinth. 3, 18.

Von dieser Stelle gibt es zwey einander entgegengesetzte Auslegungen. Einige nehmen das gebrauchte Zeitwort (κατοπτίζεσθαι) für: in den Spiegel sehen, anschauen, und übersetzen: »Wir aber Alle, mit aufgedecktem Angesicht die Herrlichkeit des Herrn anschauend, werden verwandelt in dasselbige Bild» ꝛc. oder mit näherer Bestimmung: »wie im Spiegel anschauend,« nämlich im Evangelium und dessen klarer Erkenntniß; oder auch: »in die Herrlichkeit des Herrn einschauend als in einen Spiegel« — wie sie sich den vom Geist Erleuchteten, selbst in den Schriften des alten Bundes offenbart. Umgekehrt nehmen Andre, und unter ihnen Luther, das Wort für abspiegeln, zurückspiegeln: »Wir aber Alle, mit aufgedecktem Angesicht die Herrlichkeit des Herrn spiegelnd,« als Spiegel aufneh-

mend; Luther: »es spiegelt sich in uns Allen des Herrn Klarheit.« Beyde Worterklärungen sind statthaft, wiewohl die erste am schwächsten begründet, indem das Zeitwort, wenn es auch nur als Medium genommen wird, eigentlich so viel heißt als sich selbst im Spiegel beschauen. Sonderbar ist, daß Bengel in seiner Uebersetzung jene erste, in seinem Gnomon aber die andre annimmt; seine Uebersetzung aber ist jünger als sein Gnomon. Dort gibt er die Stelle: »Wir aber alle schauen mit aufgedecktem Angesichte die Klarheit des Herrn, wie im Spiegel;« im Gnomon aber sagt er: »Der Herr (nos κατοπτρίζει) strahlt seines Angesichtes Glanz in unsere Herzen wie in Spiegel; wir empfangen jenen Glanz und strahlen ihn wieder.« Er bemerkt dabey sinnreich, dieses mache einen Gegensatz mit dem in Steine gegrabenen Gesetz; das Eingegrabene entstehe langsam, was sich im Spiegel zeige, plötzlich.

Sollten beyde Ansichten von der Stelle *nicht in einem umfassenden Dritten zusammentreffen?* Wir glauben ja. Es ist noch eine Schwierigkeit in den Worten, indem man nicht recht weiß, ob das aufgedeckte Angesicht das des Herrn oder das der Apostel und Glaubigen ist. Diese Ungewißheit wird vermehrt durch V. 14 u. 15. Im ersten heißt es, die

Decke Mosis hänge über dem alten Testament, im zweyten, sie hänge vor dem Herzen der Juden. Eben dieß aber leitet nebst der Bedeutung des mittlern Zeitworts (κατοπτρίζεσθαι) auf den rechten Sinn. Offenbar ists einerley, ob eine dem Sehen hinderliche Decke näher vor dem Gegenstand oder näher vor unsern Augen hängt: es ist immer eine Hülle, ein Vorhang dazwischen. So ists denn auch einerley, ob das aufgedeckte Angesicht das des Herrn oder das unsrige ist: es ist kein Schleier zwischen beyden; wiewohl nach der Wortstellung es vielmehr unser Angesicht, und das des Apostels ist, welcher (V. 12. 13) von sich gesagt hatte, er gehe in Führung des Geistesamts, oder bey Verkündigung des unvergänglich herrlichen Evangeliums, mit großer Offenheit zu Werke, und verhülle sich nicht wie Moses, der dieses gethan habe als Bild von einem vergänglichen Testamente, während das Amt des neuen Testaments nie aufhören könne; und dieses, die ewige Fortdauer, sagt er zuletzt, geschehe auf die Weise, daß gleichwie der Glanz Mosis allmählich erloschen sey, der evangelische Lehrer und der Christ, ja die ganze wahre Christenheit, sich nach dem Bilde des Herrn, und durch dessen geistige Einwirkung, vielmehr ins Unendliche verkläre.

Wo der Geist ist, welches der Herr selbst ist, nämlich der verklärte Menschensohn in der Kraft, und wo mithin der heilige Geist ist, als sein oder als der durch ihn ausgehende Geist, da ist Freyheit, sagt der Apostel. Eben da ist auch Leben, denn der Geist macht lebendig (V. 6). Nun geschieht eine Wechselwirkung zwischen dem, der das Leben selbst ist, und zwischen denen, die er lebendig und frey von der Hülle macht. Der Zwischenvorhang verschwindet, wir schauen ungehindert in die Klarheit des Herrn (in seine Offenbarung im h. Geist) wie in einen lebendigen Spiegel, worin er nach Form und Eigenschaften erscheint; auf uns aber fällt eben so unmittelbar ein Wiederschein dieser Klarheit; und nachdem wir erst nur an der Oberfläche davon glänzen, wie jeder dunkle Körper vom Sonnenschein, so werden wir allmählig davon durchdrungen, und so durchsichtig wie ein Spiegel, der von einem Lichtbilde nicht bloß äußerlich schimmert, sondern es in reinem Umrisse selber auf seinem Grunde darstellt. Und weil wir nicht bloß todte Spiegelflächen, sondern lebendige Geschöpfe und durch den Geist auch geistlich lebendig sind: so verschlingt jener in uns abgespiegelte Glanz unsere dunkle Natur, und jenes Bild, welches in uns fällt, verwandelt uns in sich

selbst; also daß, je weiter wir des An- und Einschauens in den Spiegel gewürdigt werden, wir auch durch seine ausgehenden Strahlen immer mehr verklärt werden in das Bild dessen, der darin erscheint, und diese Wirkung als Geist an uns hervorbringt. Der Christ hat alsdann in der That sich selbst im Spiegel zu einer neuen Natur erschaut, welche sich in ihm abgespiegelt hat, und strahlt solche nachher wieder frey von sich aus. Es ist eben das, was anderwärts durch das wechselsweise Erkennen ausgedrückt ist (1 Korinth. 8, 2. 3. C. 13, 12). Und weil in der zweyten Stelle auch der Spiegel vorkommt, denn es heißt: »Wir sehen jetzt durch einen Spiegel im Räthsel, dann aber von Angesicht zu Angesicht; jetzt erkenne ich es stückweise, dann aber werde ichs recht erkennen, gleichwie auch ich erkannt bin« — und sich dieß mit darauf bezieht, daß die Spiegel der Alten, meist von Metall, nicht ganz die Klarheit unserer Glasspiegel hatten: so wollen wir noch bemerken, daß Andre in unserer obigen Stelle (2 Kor. 3) verstehen wollen: wir sehen die Herrlichkeit des Herrn nur unvollkommen. Allein der lebendige Spiegel der Herrlichkeit des Herrn, welcher der h. Geist ist, hat die Macht sich selbst unendlich für uns zu erhellen, wenn er auch anfangs

uns ein undeutliches Bild zeigen sollte; gleichwie er auch uns unendlich verklären kann, nachdem er zuerst uns nur als dunkle Körper angeschienen und uns einen schwachen Abglanz von sich mitgetheilt hat.

So, glauben wir, ist der Sinn des Apostels nicht einseitig sondern vollständig enthüllt.

## IX.

# Schein und Wesen der Gemeinde.

Dreyhundert Jahre sind verflossen, seit jene Zersplitterung der Kirchen im aufgeklärtern Abendlande begann, die weder guter Wille noch Gewalt hemmen oder zur äußern Einheit zurückführen konnte. Sie war nur der Ausbruch eines lange verhaltenen Triebes der Wiedergeburt; er sprengte die Rinde, und der Geist wurde frey. Hier aber liegt der Punkt eines großen Mißverstandes. Der Apostel sagt: »Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freyheit.« Und anderwärts heißt es: »Sie verheissen ihnen Freyheit, so sie doch selbst Knechte des Verderbens sind.« Es ist also wohl zu unterscheiden zwischen der Freyheit welche Gott meint, und welche der Mensch meint. War die Kirchenverbesserung von Menschen, war sie eine Empörung, eine bösartige Revolution im politischen

Sinn: so konnte sie weder drey Jahrhunderte dauern, noch konnten so große und segensreiche Folgen unmittelbar aus ihr hervorgehn, indeß die Nachtheile nur der irdische Anhang waren, den der Mensch hinzuthat je mehr und mehr. Das Licht ist gut, aber wo es am Tocht und Fett brennt, wirft es Rauch und Ruß aus, und wo es erlischt, bleibt eine übelriechende Kohle. Eine irdische Umwälzung, wie die Französische, fängt ganz anders an, und hat nur gute Folgen durch die Leitung Gottes. Zu läugnen ist es nicht, daß die kirchliche Aufklärung *einen entfernten* Anlaß zur Auflehnung wider politische Mißbräuche dadurch gab, daß sie in allen Dingen der Ordnung das Wort redete. Aber die tumultuarischen Staatsveränderungen späterer Zeit waren der Reformation noch viel unähnlicher, als eine *schlechte* Uebersetzung einer guten Urschrift ist. Die Reformation verlangte Gottesherrschaft; in einem irren Liberalismus waltet das Princip der menschlichen Selbstherrschaft. Wenn gekrönte Häupter es manchmal nicht glaubten, was sie von sich sagten, nämlich von Gottes Gnaden zu seyn, so glaubte und sagte man nun, man sey aus eigener Machtvollkommenheit. Wie wenig, aller politischen Lösung durch den Westphälischen Frieden ungeachtet, welche ja nur eine geordnete Vol-

lendung der altteutschen Unabhängigkeitskämpfe war, die Elemente der Reformation und der Revolution sich zusammen vertragen, zeigt der Umstand, daß in den neuesten Europäischen Staatsumwälzungen die protestantischen Länder, sogar bey unumschränkter Monarchie, am ruhigsten blieben, und diejenigen Revolutionsgrundsätze, welche den Umsturz der Altäre und der Throne beabsichtigten, von katholischen Ländern ausgingen, dort in wilden, verheerenden Erschütterungen sich verwirklichten, und mit am heftigsten von unwürdigen Söhnen der Kirche verfochten wurden. Wir sagen keineswegs, daß die katholische Kirche in ihrem reinen Bestande sie erzeugt oder genährt habe; sie war nur eben durch die Kraft ihrer äußern Gewalt zu schwach, das Geistigere zu binden und zurechtzuleiten. Der böse Geist weicht nur dem guten Geist, und das falsche Licht nur dem wahren. Sie selber, die katholische Kirche, in ihren ehrwürdigsten Mitgliedern, unterlag als blutiges Opfer der losgelassenen Wuth einer verkehrten Aufklärung. Die Gnadenkräfte des Christenthums, aus Licht und Recht gemischt, welchen der Protestantismus aufs neue die Thür öffnete, und die in ihm fortwalteten, hatten sich dort zu lange in das Heiligthum der Herzen und der geistlichen Anstalten zurückgezogen; man sorgte

mehr für äußere Moral, und für die Beobachtung der Kirchensatzungen, für die Rettung des Außenwesens und des Anstands; ja die edelsten Menschen vom geistlichen Stande, wahre Apostel und Gotteskinder, konnten oft nicht weiter wirken, und beseufzten das einreissende Verderben der Zeit, während andre, die gleichen Rock trugen, wacker dazu halfen, und durch ihre Heucheley denen einen Vorwand der Lästerung gegen die Religion liehen, die nicht besser waren denn sie. Nichts glich übrigens der Freyheit, welche sich die Kirche im Mittelalter gegen die *weltliche* Obrigkeit herausnahm, und welche sie denen verhieß, die ihr dienten. Das Princip der Selbstherrschaft unter dem Schein der Gottesherrschaft und der Ordnung war recht eigentlich in der *Hierarchie zu Hause*, und wurde im Jesuitismus am *schmählichsten aufgedeckt*, weil er es zu verewigen *suchte*, und es am ichsüchtigsten behandelte, obgleich seiner Herrschaft weder Klugheit, noch Milde, noch sogar Selbstverläugnung fehlte. Bis in die neueste Zeit aber begeht man häufig die große Verwechselung zwischen Theokratie und Klerokratie. Theokratie, das wahre Princip des Christenthums, findet bey jeder Staatsform Statt, wird aber endlich im eigentlichen Sinn mit dem himmlischen Könige sichtbar wiederkehren. Klerokratie ist,

gleich der heidnischen Priesterherrschaft, ohne Gottesherrschaft möglich, und hat sich außer ihrer formellen Erscheinung, deren Gipfel der Hildebrandische Zeitpunkt war, auch im Protestantismus gezeigt. Aber daß dessen Grundlage es nicht ist, kann der ehrwürdige Luther und die meisten Reformatoren, und so viele treffliche evangelische Hirten, in dreyhundert Jahren ihrer Kirche geschenkt, der zerbrochene Arm Roms gegen die Throne, und die Befestigung dieser durch eben den Geist beweisen, der sich in weisen Herrschern darauf niederließ, und ihnen die Unterthanen um Gottes und des Gewissens willen unterwarf. Setzt man uns entgegen, auch Revolutionen hätten bleibende Folgen gehabt, neugegründete Freystaaten, wie in der Schweiz und in Amerika, dauerten fort; so entgegnen wir: wohl, auch neue Throne gehen unter; es kommt überall nicht auf die Gestalt, sondern auf den Geist an; in welchem Geist eine politische Veränderung, wo nicht begonnen doch fortgeführt werden, in solchem bleibt sie als eine neue Krystallisation der Dinge, oder verschwindet. Ist es ein Geist der Ordnung und des Rechts, der in Gottes guten Willen einstimmt, so wird die neue Einrichtung Dauer, Schutz und Anerkenntniß finden; ist es der eigentliche Umwälzungsgeist, welcher nur fort und fort willkühr-

lichen Wechsel und sich selber will, so wird ein Stärkerer über ihn kommen. Die Französische Kaiserherrschaft war des monarchischen Namens ungeachtet eine Revolutionsherrschaft, nur noch um ein *gut* Theil stürmischer als die revolutionäre päbstliche Gewalt im Mittelalter; darum ging sie schnell unter, und machte dem legitimen Königthum Platz, nachdem sie selbst vorher dem Unwesen einer unfähigen und von Gottlosigkeit und Blutströmen dampfenden Republik ein Ziel gesetzt hatte. Republiken altern und verwesen, Monarchien auch; beyde bestehen auch; *es kommt* nur darauf an, wie sie es treiben oder eine Zeit lang getrieben haben; denn oft ist es zur Verbesserung zu spät, und die unschuldigen Nachkommen büßen auf Erden, was ihre beklagenswerthern Vorfahren *verdorben* haben. Auch hat Alles seine *Periode*, den Geist seiner Zeit; Altes muß verschwinden, und Neues hervorkommen. Gott allein weiß, was jedesmal werden soll, und lenket Alles. Nur das behalte man, daß kein wahrer Freyheitsgeist ist, ohne den *Geist Gottes*, und daß wo der ist, unter welcher äußern Form, er ein Geist der Freyheit ist, welcher Ordnung und Glück mit sich führt; der entgegengesetzte aber, auf Herrscherstühlen oder in Conventen, ist der Geist der Knechtschaft der Sünde und des Satans, und kehrt

bald eben die Stühle wieder um, auf denen er sitzt und die er aufgerichtet hat. Empörung und Tyranney haben einerley Quelle. Die Frage, ob und wiefern ein Volk das Recht hat, sich der Tyranney zu entledigen, oder ein Monarch, ein freyes Volk zu unterwerfen, gehört nicht weiter hieher; beydes geschieht; anstatt sich in selbstkluge Theorien zu versteigen, bey denen Herrschsucht und Privatinteresse nur zu häufig die Leiter hält, frage man lieber im Einzelnen, wenn es geschehen ist, nach den Gründen, die zum Theil erkennbar und sehr lehrreich seyn werden. Das Buch der Weisheit sagt: »Ungerechtigkeit verwüstet alle Lande, und Missethat stürzet die Stühle der Gewaltigen.«

Ist es nun überall der Geist, welcher in Betracht kommt, so kann es nicht schwer seyn zu entscheiden, was zum Schein oder zum Wesen der christlichen Gemeinde gehört. Seitdem das Christenthum unter Constantin den äußern Sieg in der Welt errungen und die Kronen geweihet hatte, fehlte es der Kirche nicht mehr an der Sichtbarkeit. Es fehlte ihr auch nie ganz an der unsichtbaren Salbung, noch an geheiligten Seelen; aber ihr Fleisch wurde so stark, und ihr Gewand so herrlich, daß der Geist in ihrer Mitte sich besondre Zöglinge salben mußte, um ihr Wesen zu

erhalten; z. B. solche, die wie ein Franz von Assisi (über seinen Nachfolgern oft verkannt) die Armuth der ersten Jünger des Herrn erwählten, um das Evangelium durch Wort und Beyspiel zu predigen, und Seelen für das unsichtbare Reich zu gewinnen. Immittelst entwickelten sich darunter seltsame Gaben und Kräfte, die, wenn auch nicht des heiligen Geistes unmittelbar, doch schöne Schatten seiner Wirkungen darstellten, und halb alttestamentlich, halb ganz neu, ein nie gesehenes, nie wiederkehrendes Schauspiel der Weltgeschichte bildeten. Es war das christliche Ritterthum im Bunde mit dem geistlichen Kreuzeskampf und dessen Genossen, und mit all seinen lieblich schwärmerischen, auch wohl weisen Zuthaten. Vom Schimmer des Heiligthums vergoldet entfaltete sich eine Riesenkraft und ein Adel der Natur, zugleich mit einer Sinnigkeit, Zartheit und einem Kunstvermögen, worüber der blutige Theil dieser Scene leicht vergessen wird, ja durch heldenmäßige Lebensverachtung etwas Achtbares, etwas Opferartiges gewinnt, um so mehr als das Kreuz Christi dazwischen die höchste und ewige Losung blieb. Zwey verbundene große Bauwerke, ein Dom und ein Palast, prangten neben einander; unzählige Abbilder derselben schmückten die Länder Europas als den Vorhof dieses Dop-

peltempels, und man hoffte dessen innere Ruhe endlich zu befestigen, indem man die Grenzen der Kirche kühn mit Schwert und Harnisch über andre Welttheile, besonders nach ihrem östlichen Vaterland hin, zu erweitern suchte. Aber hier brach sich vornehmlich der Dünkel dieser theils achtbaren, theils phantastischen, theils verdorbenen Christenheit. Edle ritterliche Naturen, wie Saladin, hatte auch der befehdete Islam; er hatte in seiner Art sogar weise und heilige Männer, wenigstens wohnten die nicht im Abendland allein. Gleiche Geister weichen einander nicht; und wie beyder Werth zweifelhaft war, so blieb auch der Sieg durch unverrichtete Dinge wenigstens unentschieden. Der irdische Eroberer Christus wurde vom Himmel herab für nicht besser als der Prophet von Mekka erklärt; Allah war beyder Gott; und beschämt zogen die Bessern, nicht ohne gute Erfahrungen und Kenntnisse, heim. Der wahre Christus, der Friedensfürst, machte füerst Friede zwischen denen, die nur mit dem Schwert konnten; ja er verengerte in der Folge selbst sein Gebiet, indem er dem Ismael, gleichsam zu einer gerechten Vergeltung für das umsonst vergossene Blut, ein großes Stück von den östlichen Christenländern zuwarf. »Es soll nicht durch Heer oder Macht geschehen, sondern durch

meinen Geist, spricht der Herr Zebaoth« (Zach. 4, 6).

So auf sich selbst zurückgewiesen, hätte die abendländische Christenheit auf die Regungen des Geistes merken sollen, die in ihrem Schooße sich gegen ihr stolzes Außenwerk ernsthafter denn jemals erhoben. Allein zu verhärtet in fleischlichem Sinn, wollte sie den Schaden nur immer durch äußere Bindung und Zusätze, gleich als durch Amulete heilen, und vergrößerte ihre Schuld in Verfolgung deren, die Reineres und Wahreres heischten. Sie ahndete nicht, daß ein zwiefacher Geist, der natürlichen und der göttlichen Erkenntniß, gegen ihre Verschanzungen gewaffnet stand, und daß jener als Vorfechter diesem zur Durchkunft helfen mußte. Es tagte zu Hebron, und die Kirche, die sichtbar genug gewesen war, verlor ihren Schein. Ueber ihrem Streben nach Sichtbarkeit hatte sie eine Lehre des göttlichen Meisters vergessen, die nun wieder an die Tagesordnung kommen sollte. Sie heißt: »Selig sind, die nicht sehen, und doch glauben.«

Dieser Spruch wurde in sofern die Basis der Reformation, als diese gleichgültig, fast verwüsterisch, über alles Außending hinschritt, und nur nach dem Wesen des Glaubens rang, weßhalb sie auch oft ge-

nug von seelisch Gebildeten der Schwachherzigkeit angeklagt wurde. Wenn der Katholicismus als eine Art von Poesie angesehen wird, so verstehen wir die, welche die absichtliche Zertrümmerung seiner symbolischen Formen für eine Barbarey erklären, sehr wohl. Aber in einem Kriege geschiehts, daß die Krieger trauernden Muths über die Trümmern verbrannter Paläste vorwärts müssen, wo sie wohl selber gern Rast gehalten und sich gütlich gethan hätten; Gott und der Feldherr wills, und die wissen wohl auch was an der Sache, und was nicht daran ist. Lange genug hatte die Kirche sichtbar in zierlicher Pracht gelebt; sie sollte auch einmal theilweise sich wieder im Geiste bauen. Zudem war des abgöttischen Mißbrauchs in jenen Formen viel geworden. Wie durfte es ungescholten bleiben in der Christenheit? Ferner ist aus den Vorgängen mit dem Bilderstürmer Dr. Carlstadt zu Wittenberg und sonsten bekannt, daß Luther nicht darauf ausging, die Kirche ihres äußern Schmucks zu berauben, daß er vielmehr Alles wollte unangetastet wissen was nicht von selbst abfiele, wenn erst die Irrthümer aus den Gemüthern gerissen seyen; daß er durch kräftige Lieder und schöne Chorale dem Gottesdienst ganz neue Reize gab, und daß noch bis in die neueste Zeit in beyden Sachsen, auch anderwärts,

die Liturgie der Lutheraner mit Gewändern, Lichtern und Gesang am Altar, die alten Gebräuche fortsetzte. Die reformirte Kirche verschmähte alles Gepränge, und vereinfachte die öffentliche Andacht aufs Aeußerste. Der Sinn des Protestantismus überhaupt war der, Gott solle im Geist und in der Wahrheit angebetet werden; im Gegensatz hievon erschien alles Andre unbedeutend, Vieles verderblich; und wenn die Scheu hierin zu weit getrieben wurde (was doch vermöge der damaligen Localverhältnisse sich kaum mehr beurtheilen läßt), wenn der Geschmack *verletzt und Nützliches* verworfen wurde: so geschah es mit Wissen und Willen dessen, der die Menschenkinder ihre Spielwerke aufbauen und zertrümmern läßt, um durch beydes verborgene höhere Zwecke zu *erreichen*. Die ältesten Christengemeinden *versammelten sich in* den Judenschulen; als das Evangelium sich von den Juden schied und zu den Heiden überging, so war der Ritus höchst einfach. Die christliche Freyheit erlaubte, *ihm* weise bildliche Zusätze und Umgestaltungen zu *geben*; aus deren Häufung und strenger Vorschrift erwuchs aber eine Knechtschaft; es war ein neues levitisches Gesetz entstanden, dessen Ceremonien gerecht machen sollten; das brach der Geist der Freyheit wieder. Damit aber Niemand umgekehrt glauben möchte, diese

Entledigung vom Joche mache nun für sich selbst gerecht, so ließ Gott beydes, die bunte Ritualandacht, weil ja noch Christus darinnen war, und die farbenlose, von außen getödtete zum Behuf des Lebens, neben einander bestehen. Die Kirchen zankten darum, und verdammten einander darum; in so weit aber verstanden sie nichts.

Wenn dieser Zank nun auf eine feinere Weise wieder erneuert werden soll, indem unter unserm sinnenlustigen Geschlechte die herrliche Zier des Katholicismus als das wahre Siegel der Wohnung Gottes auf Erden gerühmt wird, und man die protestantischen Formen allzu kalt findet; wenn jener kirchliche Zauber durch die Einbildungskraft so mächtig wirken kann, daß Kinder des Protestantismus ohne weitern eigentlichen Grund hinübertreten: so geben wir zu, daß der evangelische Gottesdienst, um erbaulich für die Gemüther zu seyn, ein Mehreres im Geist erfordert, als jener mit seinen vielen seelischen Hülfsmitteln, die doch nicht allgemein und nicht immer die gehoffte Wirkung thun, und so wenig unwiderstehlich sind, daß von jeher Spötter sich daran versündigten. Man soll aber überhaupt nicht vergessen des Meisters Wort: »Selig sind, die nicht sehen und doch glauben;« oder was der Apostel bemerklich macht: »Wir wandeln

im Glauben und nicht im Schauen.« Die Braut Christi ist nicht die sichtbare, mit Gold und Edelsteinen geschmückt, sondern die inwendig herrliche; der verborgene Mensch des Herzens, im unvergänglichen Wesen des Geistes, der ist köstlich vor Gott. An die Stelle der mächtigen Geistesgaben der ersten Gemeinde, an die Stelle des Blutschmucks des Märtyrerthums, trat Glanz des Triumphs, aus irdischem Reichthum und Schätzen der Imagination gewoben, und übte jene magische Kraft im Oeffentlichen, indeß die wahren heiligen Leute, die eigentlichen Gottesmänner, in dieser kirchlichen Pracht sich fremd fühlend, sie nur ertragend in ihrem Amt, ihr die Einfachheit, Armuth und Stille vorzogen. Sie behandelten sie nur wie der Staatsmann politische Feyerlichkeiten, wodurch der Staat nicht gebessert wird, und an denen er selbst kein Vergnügen findet. Nur für Kinder ist der Schein und das Bild, für die Mündigen das Wesen. Der Mündige wüthet aber nicht gegen die Bilder; er weiß zu wohl, daß an sie sich das Wesen knüpft und mit ihrer gänzlichen Ausrottung verloren gehen kann; und darum ist und kann keine vielzählige Gemeinde in ihren Zusammenkünften ohne alle Form seyn, auch die formscheuen Quäker sind es nicht; es kommt nur darauf an, mit weisem Verstande,

kluger Sparsamkeit und geheiligtem Geschmack die zweckmäßigsten Außenformen zu wählen, und dabey eingedenk zu bleiben, daß sie nicht das Wesen, sondern eine Hülfe für das Wesen sind, oder daß wir im Glauben wandeln, und nicht im Schauen. Ueberladung erregt Ekel; und das wolle man uns nicht behaupten, daß in den katholischen Gebräuchen (des kindischen Rosenkranzes u. dgl. nicht zu gedenken) allerwärts der gute Geschmack herrsche, wenn wir auch noch so sehr von dem kirchlichen Werthe der sogenannten alt- und neugothischen Kunst, und was damit zusammenhängt, durchdrungen wären, deren Würde wir denn wohl zu schätzen wissen. Eben sie wurde in Bau- und Schnitzwerken, in Gemälden und Musik, in Trachten und Gebräuchen, entstellt, verdrängt, Schlechteres an ihre Stelle gesetzt. Eine modernisirte katholische Kirche, deren es viele gibt, fällt ins Lächerliche, gleich als wenn man von einem edeln Bildniß des heiligen Bischofs Ambrosius auf einen jungen eleganten Pariser Abbee hinüberblickt, wie man ihn in Modejournalen aus dem letzten Theil des vorigen Jahrhunderts finden kann. Es ist ein anachronistischer Widerspruch.

»Wir wandeln im Glauben, und nicht im Schauen,« das lasse sich ein Jeder gesagt seyn, der

da meint in irgend einer Kirche auf Erden das sichtbare Himmelreich gefunden zu haben, der die Sichtbarkeit für nöthig und für schon gekommen hält. Es ist die Sichtbarkeit nicht, welche kommen soll, sondern es ist Schein; von diesem reisse er sein Herz los, und richte es auf das Wesen. Sursum corda! Dem, der zu einer dürftigen, abstoßenden Form gehört, wird der Aufschwung insgemein leichter; doch kann auch die reichere und schönere Form diesen beflügeln. Streitet nur nicht über den Schein. Da der Herr gekreuzigt ward, welches noch immer geschieht, so zerschnitten die Krieger seinen Mantel, und machten vier Theile; seinen Leibrock aber, der ohne Naht war, theileten sie nicht, sondern loseten drum. Das heißt: die äußere Kirche ging durch Streit in die vier Winde; überhaupt, sie trennte sich, man kann aber noch näher zählen, als: die orientalische, die occidentalische, die protestantische oder nördliche, und die im Süden zerstreuten Gemeinden anderer Welttheile, nämlich Kopten in Africa, Maroniten in Syrien, Nestorianer in Chaldäa, Thomaschristen in Indien u. s. w. Dieses äußere Gewand wurde zerrissen, nach Lehrmeinungen und Gebräuchen, ein Jeder nahm sein Stück. Aber die unsichtbare innere Gemeinde, die dem Herrn zunächst an-

liegt, diese vollkommene Einheit, den Rock von oben an gewirket durch und durch, können die Parteyen nicht zertrennen; sie loosen darum, weß er seyn möge, und loosen noch fort und fort. Er liegt noch mitten zwischen ihnen ausgebreitet, wir lesen nicht, welcher ihn erhalten hat.

Und dieses innere Gewand, dieser Rock der Gerechtigkeit Christi, ist das Wesen der Gemeinde. Man bedenke wohl, daß es ein Rock Christi ist, nicht das Kleid einer allegorischen Figur, Religion genannt, welche unter allen Völkern vorhanden ist, und worin seit der neuesten Aufklärung ein neuer Schein erschienen ist. Dieses schlechte Gewebe, das überall reißt, wo man es anfaßt, ist noch lange nicht so viel werth als des Herrn Mantel. Man sieht aber, wie wenig der alte Schein half; den Mantel entführten die Stürme, und um die Blöße zu bedecken, griff man nach jedem Gespinnst. Eine stolze Einbildung wob eine Art Netz, das wenigstens vor Gott nicht undurchsichtig ist, vor ihm keinen Halt hat. Es hieß mißbräuchlich Philosophie, oder auch Deismus. Es nannte sich auch wahres Christenthum und Urchristenthum. Im Triumph rief man aus, nun sey der rechte Rock gefunden, der die ganze Welt umspanne; den habe der Welterlöser gemeint. Arme Kinder einer armen Zeit! Wenn

gleich Große der Erde und Weise nach dem Fleisch sich von dieser Predigt bethören ließen; siehe, sie verhallt. Sie ist sehr gelehrt geworden, und hat die Schulen eingenommen; die wehren sich mächtig wider den Rock Christi, werfen gar mit Mantelstücken um sich, und bekommen dafür wieder Mantelstücke an den Kopf geschleudert. Keiner versteht den Andern; Katholiken wollen Rom, Evangelische wollen die Vernunft; beyde widersprechen hiemit ihrem Namen, und wissen nicht, daß das Reden vom Schein zu gar nichts führt. Suchet das Wesen, das *nicht* Morallehre noch Ceremonie ist, sondern die Gnade der Erlösung von Sünden, so werden Zwey oder Drey, in des Erlösers Namen ohne alles Außenwerk versammelt, eine rechte Gemeinde seyn, und Tausende, im Prachtgebäu des oberbischöflichen Roms *auf* gleichen Namen versammelt, auch. Ueberall ist Mißbrauch, überall sind Glaubenslose, mit Schein und ohne Schein. Im weiten Umfang der christlichen Welt stehen mehr oder weniger verfallene Reste (Sardes) von verschiedenartigen Kirchen; der Tod hat in ihnen allen überhand genommen, und wenig wird von dem Engel der Gemeinde auf den Ruf gemerkt: »Sey wacker, und stärke das Uebrige, das sterben will!«

Wenn der Herr sagt: »Selig sind, die nicht

sehen und doch glauben," so kennt er doch auch eine Seligkeit der Sehenden; er sprach zu seinen Jüngern insonderheit (Luc. 10, 23): »Selig sind die Augen, die da sehen, das ihr sehet." Diese Seligkeit ist doppelt; einmal des geistigen Sehens durch die Augen des erleuchteten Glaubens, der überall den Herrn sieht, ihn im Wesen aller Gemeinden findet, als den, der die sieben Geister Gottes hat und die sieben Sterne; ihn erkennt in allen Gestalten und Veränderungen der Dinge, als den der da ist, war und kommt. Es ist ein seliges, tröstliches Schauen um diese Erkenntniß der wahren Jünger Jesu. Dann aber ist es ein wirkliches Sehen, wann er kommt. Es heißt bey Lucas (17, 20 ff): »Da er aber gefragt ward von den Pharisäern: Wann kommt das Reich Gottes? antwortete er ihnen und sprach: Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden. Man wird auch nicht sagen: Siehe hier, oder, siehe da ist es. Denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch." Das ist allen Pharisäern gesagt, welche das Sichtbare irgend einer Kirche für das Reich Gottes halten; dieses geistliche Reich ist nicht hier oder da, es ist in uns, es ist mitten unter uns Allen. »Er sprach aber zu den Jüngern: Es wird die Zeit kommen, daß ihr werdet begehren zu sehen Einen Tag

des Menschensohns, und werdet ihn nicht sehen. Und sie werden zu euch sagen: Siehe hier, siehe da. Gehet nicht hin, und folget auch nicht. Denn gleich wie der Blitz, welcher blitzend leuchtet von einem Ort unter dem Himmel zum andern: also wird des Menschen Sohn an seinem Tage seyn. Zuvor aber muß er viel leiden, und verworfen werden von diesem Geschlecht.» Dieses ist den Jüngern gesagt, und geht auf alle Zeiten: verkündigte Sehnsucht nach der Wiedererscheinung des Herrn; Warnung vor einseitigem Nachlaufen, vor Aberglauben an etwas Gepriesenes, das doch Er nicht ist; Verheissung untrüglicher Merkmahle; Leiden Christi in seinen Gliedern, Verwerfung und Abfall. Er spricht auch anderwärts (Joh. 14, 19): »Ihr aber sollt mich sehen; denn ich lebe, und ihr sollt auch leben.«

So lange nun zwar die Gemeinde Jesu Christi nicht aufhören kann sichtbar zu seyn in äußern Erscheinungen, in denen der christlichen Gottesverehrung und andern christlichen Anstalten, auch in Tugenden der thätigen Bekenner, keine kirchliche Form aber sich allein für die sichtbare Kirche halten darf, weil dadurch Christus in der andern verkannt und gelästert würde, in ihr selbst aber das unchristliche Zugemische heilig gesprochen, sondern die wesentliche Gemeinde noch

nicht offenbar ist auf Erden, bis an den Tag, da sie aus allerley Volk sammt der im Himmel wird ans Licht kommen: so lange mögen wir uns warnen lassen, in welcher der Kirchen oder Secten wir auch leben mögen, durch die Worte an Sardes (Off. 3): »Ich weiß deine Werke; denn du hast den Namen daß du lebest, und bist todt. Sey wacker, und stärke das Uebrige, das sterben will; denn ich habe deine Werke nicht völlig erfunden vor meinem Gott. So gedenke nun, wie du empfangen und gehöret hast, und halte es, und thue Buße« — das ist zwey Parteyen gesagt, welche nur auf verschiedene Weise die erste Einfalt, Demuth, Armuth, Liebe und das wahre Evangelium, die Lehre des Geistes der Gnade und Wahrheit, verlassen haben. »So du nun nicht wirst wachen« — wohl gar des Wachwerdens und der Erweckungen spotten, mit dem Palladium des äußern Kirchenthums, oder mit der sogenannten göttlichen Vernunft — »so werde ich über dich kommen wie ein Dieb, und wirst nicht wissen, welche Stunde ich über dich kommen werde.« Herr, erbarme dich!

# X.

## Die Bibel denkt heliocentrisch,

### oder

### Etwas über die Schöpfungsgeschichte.

---

Brauchten wir Beweise von der Unwissenheit des Menschen, so wäre einer der auffallendsten, daß er im Zweifel steht, ob der Weltkörper, auf welchem er wohnt, in unverrückter Lage ruht, oder sich umherbewegt und umwendet. Jenes scheinbare System, wonach der ganze Himmel täglich um die Erde läuft, ist nicht nur das System der großen Mehrzahl der Sterblichen, sondern auch mancher gelehrten und gebildeten Leute, die unter andern aus Ehrfurcht vor der heiligen Schrift sich zu der sogenannten Kopernikanischen Ansicht nicht bequemen zu dürfen glauben. Daß einst Rom dieses letztere System verdammte, und den berühmten Astronomen Galiläi deßwegen gefänglich einzog und zum Widerruf zwang, ist bekannt;

in unsern Tagen ist es auch zu Rom geduldet. Philosophisch läßt sich vor allen Dingen fragen: Ist das sinnliche Urtheil auch jedesmal das wahre? Darauf muß eine gesunde Erfahrungslehre mit Nein antworten, und die göttliche Offenbarung thut dieses noch in stärkerm Grade. Die ganze Sinnenwelt ist, aber die Form ihres Seyns, und daß diese nicht das Wesen sondern des Wesens Erscheinung für die Sinne ist, darauf kommt es nach der richtigen idealistisch-realistischen Theorie an, welche so weit geht, als Regel aufzustellen, daß der Schein von den an sich wesentlich vorhandenen Dingen sich stets umgekehrt zum Seyn verhalte, und daß in der Maaße, als ein Ding sinnlich erscheint, es um so weniger wesentlich sey. Das Gesetz der Schwere gibt ein einleuchtendes Beyspiel. Der leichteste Körper, das Feuer, kann die schwersten Körper auflösen, verflüchtigen, und also ihre Nichtigkeit augenscheinlich zeigen. Je massenhafter und gröber ein Körper, desto zerstörbarer ist er, während die unwägbaren Stoffe sich nicht einmal einsperren lassen, und doch die wirksamsten und die unauflösbarsten sind. Sie entstehen vielmehr zum Theil durch die Auflösung schwerer Stoffe, und zeigen deren unzerstörbares Grundwesen, das durch die materielle Verdichtung in Körperlein und Körpermassen

gebunden ist, und an der Grenze der Theilbarkeit sich in gewisser Stufe und Form aus ihnen entwickelt. Auch die Gebundenheit, Sinnlichkeit, mithin Erscheinung der Dinge, ist eine wirkliche Thatsache, ein Gesetz, und diese Einrichtung ist ihnen für unser gemeines Anschauen gegeben, das mit ihr überstimmt; aber darum ist jene das Wesen nicht, und dieses kein wesentliches Schauen.

Eben so verhält sichs mit der Theorie des Himmels. Für uns und unsere Erde ist es wahr, daß die Sonne auf- und untergeht, daß der Himmel sich täglich von Osten nach Westen umwälzt, folglich unser Erdboden stillsteht; denn wir merken nicht im mindesten, daß dieser sich beständig umkugeln und überdem eine jährliche Reise durch den Weltraum machen sollte. Wäre das, und merkten wir das, wie könnten wir, beschaffen wie wir in diesem Leibe sind, hier dauern? Die gemeine Vorstellung ist also auf allen Fall unserm jetzigen Daseyn und der Einrichtung dieser Erdenwelt gemäß. Weil aber die Forscher sich auf einen höhern Standpunkt im Geiste begeben, und von ihm auf den Wechsel und Wandel der Weltkörper herabgesehen, dessen Gesetze beobachtet und nach ihnen selbigen vorauszubestimmen gelernt haben: so sind sie der Meinung geworden, daß die Sache sich we-

sentlich anders verhalte, als der unserer jetzigen Natur zustimmende Schein; haben aber doch nicht aufgehört, in unserer natürlichen Sprache nach dem natürlichen Schein vom Aufgang und Untergang der Sonne u. s. w. zu reden, obgleich sie dem Wesen nach etwas ganz Anderes und Umgekehrtes verstanden. Sie wußten, daß diese sinnliche Sprache bloßes Bild sey, aus unserer sinnlichen Anschauung geschöpft, poetischer Ausdruck, wie der, daß das Ufer neben den Schiffenden dahinfliege, daß die Blumen uns ansehen, und daß die Luft uns küßt. Und so reden heute noch alle Astronomen.

Wie sollte nun die Offenbarung Gottes, die zu Menschen reden wollte, sich anders ausdrücken? Ihre ganze Sprache ist nicht, was die Philosophen abstract nennen, und im Grund eine Täuschung ist; sondern sie ist mit Absicht sinnlich und mit Weisheit sinnbildlich, weil die sinnliche Vorstellung, der Natur des Menschen gegeben, und für das Wesen repräsentativ durch Analogie oder vielmehr Stammverwandtschaft, das einzig mögliche Gefäß der Mittheilung übersinnlicher Wahrheit ist. Denn Alles was in der Sinnenwelt erscheint, ist auch im Wesen oder Urbild vorhanden, nur ganz anders geartet, nach dem Verhältniß der Körperwelt zu der geistigen; daher entstehen aus

der Verwechselung der Principien beyder Welten so *viel* Mißverständnisse. Die Liebe findet sich in der materiellen Anziehungskraft, sie findet sich im Thierreiche; besonders aber auch im Reich der *Geister* und Gottes, woher sie stammt und wo ihr Wesen *wohnt*. Will die Offenbarung uns die göttliche Liebe nennen, so thut sie es zuweilen in der Hülle des irdischen Bedürfnisses; die Wonne jener Liebe spricht sie in der Form des sinnlichen Genusses aus; und anstatt mit reinem Sinn im Namen dieser Erscheinungen dem Wesen nachzugehn, bleiben wir aus *Blindheit* und Schwachheit in ihnen selbst befangen, und verurtheilen oder mißbrauchen, was uns zur Erkenntniß unsers Abstandes von Gott und zur Erkenntniß seiner Wahrheit vorgehalten wird.

Der Astronom sagt, die Sonne *geht auf-* und unter; die Bibel sagt es auch, *nicht* weil es an sich, sondern weil es für uns wahr ist. Josua befahl der Sonne stillzustehen; wo nicht der Mensch *Josua*, so wußte doch der Geist der Weissagung, der *hier* aus ihm sprach, ob die Sonne wandelt oder nicht. Die astronomischen Bücher lehren seit Copernicus, daß die Erde sich täglich um ihre Axe, jährlich um die stillstehende Sonne dreht; die Bibel, die kein astronomisches Buch ist, lehrt nirgends das Gegentheil. Wenn nichts

wahr seyn dürfte, als was mit ausdrücklichen Worten in der Bibel steht, so wäre der größte Theil der Mathematik eine Lüge, keine Wissenschaft wäre ihrer selbst gewiß, und es wäre auch falsch, daß der ganze Sternhimmel sich um die Erde wälzt; mir ist keine Stelle erinnerlich, die das sagte, ob es gleich der entgegengesetzten Wahrheit unbeschadet gesagt werden könnte; mithin wäre keins von beyden Systemen wahr. Weil aber die Bibel weder das geocentrische noch das heliocentrische ausdrücklich lehrt, noch das andre ausdrücklich läugnet, so können beyde wahr seyn, und sind es auch, jenes scheinbare für uns, und dieses wirkliche an sich. Die ganze Sinnenwelt ist, wie oben bemerkt, voll relativer Wahrheiten. Wenn ich einen Stern durch die Strahlenbrechung oder im Reflector sehe, so sehe ich nicht ihn sondern sein Bild; mithin ist beydes wahr, daß ich ihn sehe, und daß ich ihn nicht sehe. Wenn ich eine Gestalt in ihrem Schatten sehe, so sehe ich sie durch das, was sie nicht ist; was habe ich nun gesehen? Alle Illusion ist eine relative Wahrheit; sie hat einen Grund der Wahrheit in sich, vermöge dessen sie wahr erscheinen kann, ohne die Wahrheit selbst zu seyn. Eben so die optische Täuschung des geocentrischen Systems, welcher nicht nur die Uebereinstimmung mit

unserm sinnlichen Urtheil zum Grunde liegt, sondern auch der ganze Einfluß der übrigen Weltkörper auf unsere Erde, die so gegen sie gestellt ist, daß sie ihr wie Lichter, Feuer und Uhren, Licht, Wärme, Zeitmaaß und noch viel Anderes geben und zuflößen müssen, in sofern also wirklich für sie vorhanden sind. Man könnte noch weiter gehen und behaupten, daß z. B. jeder Mensch eine Art von Centrum für andre Menschen, gewissermaßen selbst für die ganze Menschheit ist, indem das Ganze auf ihn Einfluß hat, und er wiederum, wenn auch höchst unmerklich, auf das Ganze; daß diese Centralität aber wechselseitig, und wenige Menschen Hauptcentra, keiner aber (einen göttlichen Menschen ausgenommen) das absolute Centrum der Menschheit ist. Indessen ist neben dem heliocentrischen System die Erde dennoch centraler, als die aus ihm entstandene gewöhnliche astronomische Ansicht vorauszusetzen pflegt; und so wahr das heliocentrische, so falsch das geocentrische System für die Wahrheit an sich ist, so hat letzteres doch, indem es unsere Erde für central hält, große Wahrheiten vor der Theorie voraus, die, im Wesen richtiger, falsche Schlußfolgen daran gekettet hat. Man wird wissen, wohin wir zielen; die Idee ist: im unermeßlichen Raum, dessen Ende Niemand absieht, stehen unzäh-

lige Sonnen; um diese wandeln unzählige Planeten, wieder von Trabanten umschwebt; unter den Begleitern der Lichtkörper ist einer der kleinsten unsere Erdkugel; ohne Zweifel sind alle, wenigstens die planetarischen Weltkörper, bewohnt; schon in der Unzähligkeit der Sonnen allein, und hinter dem ungeheuern Umfang dieser Massen, ja der Massen der sichtbaren Mitplaneten in unserm Sonnenraum, verkriecht sich das kleine Kügelein, Erde genannt; es gleicht einer einzelnen Erbse auf einem Feld voll unzähliger Aepfel, Pflaumen und Kürbisse. Was rühmt sie sich denn? Und was rühmt sich der Mensch?

Und dennoch rühmt er sich? ist kühn genug, so zu reden und zu fragen? Auch jenes astronomische Urtheil ist nichts weiter als gemein, obgleich die Theorie, worauf es ruht, höher als die gemeine geocentrische ist. In dem, was so eben angeführt worden ist, liegen schon offenbar mehrere willkührliche Annahmen, da man, was von unserm Sonnensystem wahr ist, oder auch wahr seyn kann, gradezu auf die Fixsterne überträgt. Wir können uns aber hier der ausführlichern Widerlegung überheben, denn wir haben sie längst gemacht, in der Erklärung des 8. Psalms, und in der Abhandlung die überschrieben ist:

Ein Blick in das Weltall. *) Der Mensch ohne Gleichen war der allerverachtetste und unwertheste; so kann auch das Körnlein, Erde genannt, das wichtigste Samenkorn der ewigen Schöpfung seyn. Sie ist aber auch jetzt schon (in seiner Aehnlichkeit) der wichtigste kosmische Körper, das dunkle Centrum der Himmel, nicht sowohl dem Raum, als der Bedeutung nach; und der jetzige Mensch ist die Schmetterlingslarve des höchsten der Geschöpfe. Wir setzen darüber nichts hinzu, denn es ist Alles gesagt.

Es ist auch gesagt, daß Nic. Copernicus in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts nur der Wiederhersteller, nicht der erste Lehrer des heliocentrischen Systems, daß es vielmehr das der Pythagoräer, höchst wahrscheinlich also das der ältern Aegypter und aller weisen Völker des höhern Alterthums, daß es das System der alten Brahmanen, dieser Schüler der Aegyptischen Priester gewesen, auch daß sich Andeutungen davon in dem kabalistischen Buch Sohar finden. **)

*) Blätter 2. Samml. S. 4 ff. 4. Samml. S. 354 ff. Bg. 3. Samml. S. 197 ff.

**) Brauchbare Notizen aus Griech. u. Röm. Schriftstellern s. in Gehlers Wörterbuch Art. Weltsystem, 4. Bd. S. 703 ff.

Außer der Stelle bey Josua (Cap. 10) werden noch folgende Bibelstellen von Gehler *) als diejenigen bezeichnet, welche Tycho und Riccioli dem Copernicanischen System entgegenstellen. Ps. 93, 1: »Der Herr ist König und herrlich geschmückt; der Herr ist geschmückt und mit Kraft gegürtet; darum stehet der Erdkreis fest und wanket nicht.« Deßgleichen Ps. 96, 10: »Saget unter den Heiden: Der Herr ist König; darum stehet der Erdkreis fest und wanket nicht. Er richtet die Völker recht.« D. h. die Welt bleibt in ihrer Ordnung, die Erde kann weder physisch, noch politisch, noch moralisch zerfallen, wenn der Allmächtige seine Herrschaft übt. Wie sollte es ein Beweis von der Allmacht Gottes seyn, daß der Erdball sich nicht um seine Axe oder um die Sonne bewegt? Hievon ist gar nicht die Rede. Ferner Ps. 104, 5: »Der du das Erdreich gründetest auf seinen Boden (auch: die Erde stütztest auf ihre Grundvesten), daß es nicht wanket immer und ewiglich.« Hier ist vielmehr von der Erdrinde als von dem Erdball die Rede, am wenigsten von dessen Umdrehung oder Ruhe im Weltraum. Man wird doch nicht denken, dieser Spruch lehre, der Erdball ruhe auf einem Ge-

*) A. a. O. S. 730.

stell? und worauf dieses? Ferner Pred. Sal. 1, 5: »Die Sonne gehet auf und gehet unter, und eilet an ihren Ort, daß sie daselbst wieder aufgehe.« Beweist nichts. Ferner Jesaj. 34, 4: »Und es wird alles Heer des Himmels verfaulen, und der Himmel wird eingewickelt werden wie ein Brief« ꝛc. Wenn dieß die Stelle ist *), was folgt daraus wider das heliocentrische System? Endlich Richter 5, 20: »Vom Himmel ward wider sie gestritten, die Sterne in ihren Läuften (Bahnen) stritten wider Sisera.« Dem Sternlauf wird hier merkwürdig *genug ein* Einfluß auf die Schlacht wider Sisera zugeschrieben. Aber folgt hieraus, daß die Erde ruht? sagt es, daß der ganze Sternhimmel umläuft? Die Stelle heißt wörtlich nach dem Hebräischen: »Vom Himmel *stritten* sie, die Sterne von ihren Straßen *stritten* mit Sisera.« Wenn außer den *planetarischen* Aspecten auch die der Fixsterne hierunter verstanden werden, und wenn selbst letztern ein Lauf zugeschrieben würde, so wäre es höchstens die Sprache des *scheinbaren* Systems, die für das Wesen nichts verschlägt.

Aber, wendet man ein, die ganze biblische An-

*) Gehler citirt 34, 8; er scheint aber die Stellen überhaupt nicht verglichen zu haben. 3 Esra 4, 38 ist falsch, oder nicht hergehörig.

sicht scheint zu widersprechen. In der heil. Schrift ist überall nur die Erde das Leidende, und wird dem Himmel als dem Wirkenden überhaupt entgegengesetzt. Nur von ihr wird gesagt, daß sie Thohu und Bohu oder ein Chaos gewesen sey. In diesem Chaos wurde Lucifer verschlossen; aus diesem Chaos wurde unsere Erde gebildet; auf ihr wurde Gott Mensch; von dem Himmel, von den Sternen, als Organen höherer Kräfte zur Leitung der untern Welt, ist nur im Ganzen die Rede, u. s. w.

Die biblische Ansicht scheint zu widersprechen, weil sie nach dem scheinbaren System spricht, und das Universum nach dem irdischen Schein ansieht, wie oben gelehrt worden, aber sie widerspricht nicht in der That. Hat schon der unterrichtete Astronom ein höheres Auge bey niederer Sprache, so gewiß der Geist Gottes. Mehrere von den hier bemerkten Einwürfen sind in den angeführten Abhandlungen genugsam beantwortet. Es muß nur Etwas über die biblische Schöpfungsgeschichte gesagt werden. Wenn es im Eingang der Genesis heißt: »Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde:« so heißt dieses einmal so viel als: der Ursprung aller sichtbaren Dinge, worunter der Mensch zunächst Himmel und Erde unterscheidet, kommt von Gott, und war folgender. Es wird da-

mit unter andern die Ewigkeit der Materie geläugnet, welche auch ein wahrer philosophischer Unsinn ist. Ferner heißt es, Gott habe geschaffen »den Himmel und die Erde«, nicht umgekehrt, die Erde und den Himmel; mithin den Himmel zuerst, hernach die Erde. Wie spät hernach die jetzige Erde erschaffen worden sey, ist aus diesen Worten selbst nicht, wohl aber so viel klar, daß beyde Schöpfungen genau unterschieden sind (äth - haschamajim, veäth-haarez). Die folgende Erzählung unterscheidet sie noch genauer. Was nun in diesem Sinn seiner ersten Schöpfung der Himmel ist, wollen wir näher untersuchen. Derjenige Himmel, welcher V. 8 die Veste oder das Firmament heißt, kann es eben so wenig seyn, als Sonne, Mond und die Sterne im 16. Vers; das Alles wurde aus dem Chaos, ja, aus dem Chaos der Erde, und aus demselben Chaos mit dieser unserer Erde, geschaffen oder geschieden; der Himmel des 1. Verses war aber schon zuvor da. — So müßte aber auch die Erde des 1. Verses zuvor schon dagewesen seyn? — Warum *nicht*? Man sehe noch näher zu. Das zweymal gebrauchte Zeichen des Accusativs (äth oder eth) ist nach bekannter Sprachlehre eigentlich ein Nomen, und bedeutet das Wesen, den Stoff, die Substanz oder Essenz. Nun versteht

die sinnliche Bibelsprache unter Himmel alles Flüchtigere, Geistigere oder Höhere, unter Erde alles Festere, Gröbere und Niedere. Jenes ist das Wirkende, dieses das Leidende (wiewohl nach Verhältniß und Ansicht). Beyde sind die zwey ewigen Säulen der Schöpfung; es ist keine Natur denkbar ohne sie und ihr Ineinanderwirken. Sie selbst aber sind in verschiedenem Grade denkbar. Es wird uns also gesagt, daß gleich anfänglich diese zwey Substanzen oder Grundstoffe, die wir Oberes und Unteres nennen wollen, oder das Geistige und das Leibliche, geschaffen worden seyen, doch erst das Obere oder Geistige, das dann das Organ der Hervorbringung des Untern oder Leiblichen geworden, so nämlich, daß dessen Princip schon in ihm lag. Wer dieß letzte verstehen will, sehe nur zu, was ein klares Wasser allmählig aus sich niederschlägt, oder welche unbegreifliche Zuflüsse oder Zusätze das Gewächs jährlich aus der Atmosphäre als seinem Himmel erhält. Der Himmel, Schamajim, ist von alten Weisen stets mit voller etymologischen Wahrscheinlichkeit für ein Compositum von Aesch und Majim, Feuer und Wasser, erklärt worden, wenn auch ein andrer etymologischer Bezug (auf schamah, hoch seyn, fern seyn) dabey nicht ausgeschlossen ist, eine mehrmals vorkommende Er-

scheinung; er ist überdem ein Pluralis oder vielmehr Dualis, und bezeichnet folglich in seinem Namen das so eben Gesagte. Ein feuerwäßriges Wesen, ein Doppelwesen und doch nur Eins, ist der erste geschöpfliche Ausfluß aus dem Willen des Schöpfers; und indem sich bey dessen weiterer Ausgeburt Wasser vom Feuer scheidet oder niederschlägt, so wird es das, was sonst Erde, und das vereinzelte Feuer ist das, was sonst Himmel heißt. Unwidersprechlich ergibt sich dieß aus dem 2. Vers, wo Erde und Wasser als gleichbedeutend erscheinen; und wer nur ansieht, wie unser Wasser durch den Frost ein steinharter Körper werden kann, durch die Wärme aber sich mit irdischen Stoffen verbindet, und zwar wenn es aufgefangen und wieder aufgegossen wird, so lange bis es ganz verschluckt ist, wird an der Identität von Wasser und Erde nicht länger zweifeln.

Wird nun der 1. Vers zuerst in diesem allgemeinen Sinn der Schöpfung zweyer Grundsubstanzen aus einer, welche Himmel heißt, genommen: so zeigt sich zwischen ihm und dem 2. Vers ein großer Abstand, welcher sich nur durch Folgerungen aus der nachherigen Erzählung ausfüllen läßt. Und weil wir nachher einen Himmel kennen lernen, der allerdings mit aus dem Chaos gemacht ist nebst seinen Licht-

körpern: so werden wir unter dem Himmel des 1. Verses, der vor dieser Erde gemacht ist, zugleich den unermeßlichen Raum der Fixsterne zu verstehen haben, von denen es anderwärts heißt, daß sie der Gründung unserer Erde zugesehen hätten (Hiob 38, 7). Der Himmel an sich konnte nicht chaotisch werden, in keinem Verstande des Worts; das Feuerprincip (in der niedern chemischen Erscheinung das Oxygen) ist nicht zur chaotischen Verwirrung oder Verfinsterung geeignet, denn es ist Licht. Nur das mit ihm verbundene Wässerprincip (das Hydrogen), welches zugleich Erdprincip ist, kann einer Verfinsterung fähig seyn. Dieser Grundstoff wurde denn wirklich nach V. 2 wüste und finster, und verschlang den mit ihm vereinigten Himmel, nicht aber den Himmel überhaupt. Wo und wie? das ist nun die Frage. Nicht alle Erde, nicht alles Wasser, im höhern Sinn dieser Wörter, wurde Chaos, sondern nur die Wassererde, die unsern Erdkörper zunächst angeht. Dieß deutet Moses durch den Uebergang auf unsere Erdschöpfung an. Hier, wo deren Raum und der Raum der mit ihr erschaffenen Lichter jetzt ist, war auch Himmel und Erde, Feuer und Wasser, aber in anderm Verstand: es war eine nichtfinstere Stätte, wo seligere Wesen wohnten. Aber eben diese Stätte,

nämlich die Erde oder das Niedere in ihr, ward (hajethah) ein Chaos, obgleich vorher voll Licht und Ordnung; und die jetzt geordnete Erde, wie sie ist, war einmal (ebenfalls hajethah) ein Chaos, eine finstere, wüste Verwirrung. Eine helle Luft, welche sich plötzlich in Dünste zersetzt und ein schwarzes Gewitter bildet, gibt ein anschauliches Bild. In dieser Verwandlung wurde nun gefangen, was sich darin befand.

Aber diese wüstleere Erde, diese finstere Tiefe d. h. Fluth (tehom), wurde bewegt von dem *über* dem Gewässer schwebenden Geistwind Gottes, welcher auch das ausgehende Schöpferwort ist; denn Gott sprach: Es werde Licht. Und es ward Licht. Nicht als ob vorher kein Licht als Grundstoff überhaupt vorhanden gewesen wäre; sondern wie V. 4 ausdrücklich sagt: *Gott schied* das Licht von der Finsterniß, in welcher es verschlossen war, und zwar durch die Kraft des geistigern Lichts, welches sein Wort oder Geistwind ist, der Ausfluß, Repräsentant und das Werkzeug eines noch *höhern*, göttlichen Lichtes und Worts. Gott *ließ* aber die Finsterniß damals *nicht* wieder durch das Licht verschlingen, wie sie es verschlungen hatte, sondern er schied und stellte sie neben einander, nannte das Licht Tag und die Finsterniß Nacht; er brachte also diesen

Schöpfungsraum nicht wieder zu seinem himmelirdischen Urstande, sondern er machte vielmehr in ihm einen Erdhimmel, von dem obern oder auswendigen Sternhimmel ganz verschieden. Auch ging nunmehr die Schöpferwirkung zunächst auf die Ausbildung der Erd- und Wassermasse, und zwar unter deren steten Umwälzung um sich selbst oder ihre Axe. Letztere ergibt sich daraus, daß Abend und Morgen, ein Tagsunterschied wurde; und wollen wir diesen begreifen, so müssen wir uns vorstellen, daß das Licht seine eigene Stelle im kosmischen Raum, wie eine Halbkugel, und die dunkle Masse die ihrige daneben oder darunter einnahm, und mittelst ihrer Umdrehung von jenem, gleich als von einer ungeheuern Sonne oder Glanzwolke, abwechselnd beleuchtet wurde. Diese Lichtmasse zog nun auch das ihr Verwandte an, wie die Erde es abstieß, und hingegen das ihr selbst Verwandte an sich zog. Auf diese Weise stieg der ätherische Wassertheil aufwärts, und der erdigere Wassertheil haftete an der Erde; der scheidende Raum aber wurde die sogenannte Veste zwischen den Wassern, die nicht mehr zusammenfließen konnten. Das niedere Wasser wurde das unsere; über ihm bildete sich die Luft in verschiedener Abstufung, als fester Träger jener höhern Wasser über ihr, die mit dem Lichte zu-

sammenflossen, und wiederum ein Feuerwasser, ein Himmel sind. Gott aber nannte den ganzen scheidenden Raum, von der untern Luft durch den Aether bis zum höchsten ätherischen Feuerwasser, dieses ganze Firmamentum, Himmel, wegen Aehnlichkeit mit den schon vorhanden gewesenen höhern Sternhimmeln, und im Gegensatz des abgeschiedenen gröbern oder erdigen Theils des Chaos, zum Beweis des oben angegebenen mannigfachen und Grundverstandes der Wörter Himmel und Erde. Der gröbere Theil nun bestand aus ganz materieller Erde und dazugehörigem schweren Wasser, welche wiederum in Trockenes und Feuchtes, in Erde und Meere, geschieden wurde; und mittelst Wirkung der Wasser über der Veste und des Lichts, deren Kräfte sich durch die Veste hinabsenkten, begann der Erdboden zu vegetiren, aus Vermögen des in jenen waltenden schöpferischen Worts. Nun wurde aber zuerst der neuerschaffene Himmel geordnet; und wie bisher schon die tägliche Rotation der Erde vor sich ging, so mußte nun der neuerschaffene Ball auch den Antrieb zu seiner *jährlichen* Umkreisung erhalten. Denn Gott bildete aus dem formlosen Licht oder Feuer und den damit verbundenen Wassern über der Veste, ja aus den Wasser- oder Erdtheilen der Veste selbst, nunmehr die Lichtkörper

unsers Sonnensystems, von denen geocentrisch vornehmlich der zwey gedacht wird, die uns zunächst angehen, der Sonne und unsers Monds, dann aber auch der Sterne, welches hier nur die Planeten unsers Sonnensystems seyn können. Außerdem würde es nach sonstiger Sprechweise der Bibel zuverlässig heissen, nicht: die Sterne (äth-hacocasim), sondern: alle Sterne (col-hacocasim). Diese Lichter, die verschieden specificirten Coagula aus Feuer und Wasser oder himmlischer Erde, setzte er an oder in die Veste, daß sie nunmehr Alles noch besser ausrichten sollten für die entstehenden Lebendigen, was das formlose Licht bisher gethan hatte. Nun erst erwachsen unter ihrem Einfluß beseelte Wesen, und zwar zuerst die leichtern, gleichsam immateriellern Thiere, die aus dem Wasser, dem Wasser selbst und der Luft zugehörig; hierauf die irdischen, und zuletzt der Mensch, von dessen Schöpfung hier nichts weiter zu gedenken ist, als daß es, oberflächlich genommen, aussieht, wie wenn er eben so, wie er jetzt ist, erschaffen wäre, und ist doch, näher zugesehn, ein großer Unterschied. So viel nur zur Warnung vor dem scheinbaren Urtheil.

Gott hat uns durch Israel sein geschriebenes Wort gegeben. Aber noch weit früher gab er dem

Menschen das Buch der Natur, worin derselbe forschen und den Schöpfer erkennen sollte, und legt es ihm noch täglich offen vor. Worin beyde Bücher einander nicht widersprechen, wiewohl sie es an sich nicht können, sondern nur in der Wissenschaft: da kann die Wissenschaft als richtig gelten. Die Bibel hält sich in Dingen, welche das Wesentliche und Ewige für uns nicht sind, gerne neutral, ohne es darum an Winken für die Wahrheit fehlen zu lassen. Unter sie gehört für gegenwärtige Materie besonders die Stelle im Brief Jakobi (1, 17), die *genau übersetzt* heißt: »Alle (oder lauter) gute Gabe, und alles (oder lauter) vollkommenes Geschenk, ist von oben herabsteigend von dem Vater der Lichter, bey welchem ist nicht inwohnend (oder im Wesen) Veränderung, oder der Wende Verschattung.« Hier wird im Gegensatz der obern Lichter auf die Erde *gezielt*, und bey ihr nicht als zufällig sondern als eine wesentlich inwohnende Eigenschaft gedacht, was von Gott als *wesentlich* oder ihm inwohnend (ἔνι, inest) geläug*net* wird, nämlich die Veränderung, und eine *Finsterniß*, die durch Umkehrung entsteht. Wäre hier von der Umkehrung des Himmels um die Erde die Rede, mit welcher die Sonne bald Tag bald Nacht macht, so wäre es eine äußere, nicht der Erde eigenthümliche,

wie doch der Sinn des Gegensatzes mit sich bringt. Wir gestehen, daß der Wink sehr leise, folglich für eine plumpe Wahrnehmung nicht ist. Für sie gibt es aber überhaupt nur gemeine, handgreifliche Wahrheit. Uns ist die Stelle ein so feiner als deutlicher Beweis, daß nach der Wissenschaft des Geistes Gottes, so gut wie nach der jetzigen Schulwissenschaft, die Erde sich um ihre Axe wendet, ja daß sie auch den davon kaum trennbaren jährlichen tropischen Umlauf hält, mithin das heliocentrische System das verborgene der Bibel ist.

---

Nach Abfassung dieses wurden wir durch einen Freund aufmerksam gemacht auf einen anonymen Aufsatz in der Monatschrift: Der Staatsmann, Febr. 1826. welcher überschrieben ist: »Der Proceß des Galileo Galilei, neuerwogen, mit Rücksicht auf die Ansichten und den Zustand des 19. Jahrhunderts.“ Die Meinung ist: Galilei habe dadurch gefehlt und sich das Urtheil der Römischen Inquisition zugezogen, daß er eine geduldete philosophische Hypothese hartnäckig zur thetischen Wahrheit zu erheben und der Theologie aufzudringen gesucht habe. Schon ein halbes Jahrhundert vor der Geburt des Copernicus habe ein junger Teutscher, Nikolo da Cusa, geb. 1401 zu

Coblenz, in seinem Buche de docta ignorantia den hypothetischen Satz aufgestellt, daß die Erde sich bewege und die Sonne still stehe, habe dieses Buch dem Cardinal Cesarini dedicirt, sey vom Pabst Nicolaus V. zum Cardinal und Bischof von Brixen ernannt, und von ihm, von Calixtus III. und Pius II. mit den wichtigsten Geschäften beauftragt worden. Mehr noch habe Copernicus selbst die Gunst und Protection des Pabsts und des Römischen Hofs erfahren. Der Cardinal Nikolo, aus dem Meißnischen Geschlecht Schomberg, habe die Bekanntmachung seines Buchs de revolutionibus orbium caelestium bewirkt, und Pabst Paul III. dessen Dedication an ihn gestattet, u. s. w. Bey dem Allen sey die fragliche Lehre in den Grenzen der hypothetischen Wissenschaft verblieben; und unter dieser Beschränkung, nämlich das System als Hypothese, jedoch nicht als These zu lehren, sey es im Laufe der letztverflossenen beyden Jahrhunderte nicht nur zu Paris, sondern in der ganzen *katholischen* Welt seinem ganzen Umfange nach *tradirt* worden, und erfreue sich bis auf den *heutigen* Tag noch zu Rom ganz derselben Begünstigung wie alle ähnliche Constructionen des menschlichen Geistes, in wiefern sie sich nicht für positive und thetische Wahrheit auszugeben unterfangen.

Wir können hier weder die Geschichte des Copernicanischen Systems oder des Verfahrens gegen Galilei constatiren, noch fühlen wir uns berufen, deßhalb mit Rom zu hadern; auch mit dem Verfasser nicht, wiewohl er durch mehrere ganz unpassende Bemerkungen und Ausdrücke (wie z. B. das bekannte akatholisch für nichtrömisch) dazu Anlaß gibt. Ein Jeder mag seines Glaubens leben; er handle aber mit gleicher Bescheidenheit, um nicht als Werber für das Unwesentliche einen gerechten Krieg gegen sich zu erregen. Wir sind nicht geneigt, dem Römischen Oberbischof, noch irgend Jemand in der Welt, in seinen Rechten oder in seiner Gesinnung zu nahe zu treten, und pflegen uns über nichts mehr zu freuen, als Gutes zu hören von dem, dessen Eigenschaften und Handlungen uns tadelnswürdig erscheinen, oder der unser Feind seyn will. Wir erlauben uns daher nur einige ruhige Bemerkungen. Wenn der Verf. »glaubt erwiesen zu haben, daß Rom, seinem beständigen Wahlspruche getreu, in dem Processe des Galilei, nicht nur die Einheit in den nothwendigen Dingen, sondern auch die Freyheit in zweifelhaften, vorzüglich aber in allen Dingen die Liebe behauptet habe:» so ist dieser Grundsatz zwar der richtigste von der Welt; ob

ihn aber Rom überall befolgt und wie es ihn ausgelegt hat, muß die Geschichte beweisen. Die Liebe ist nicht die, welche sich oder das Ihre liebt (Matth. 5, 46. 1 Kor. 13, 5); der Einheit im Nothwendigen läßt sich leicht ein zu weites, und der Freyheit im Zweifelhaften ein zu enges Gebiet abstecken, wie denn durch Aufstellung wortreicher Symbole, an deren menschlichen Inhalt als an eine fortgesetzte Offenbarung geglaubt wurde, die meisten Kirchen gethan haben; während der Unglaube nichts Nothwendiges und nur eine unbedingte Freyheit kennen will, die zuletzt alle Wahrheit aufhebt. Das einzige Nothwendige ist das unterscheidende Dogma der christlichen Religion: die Erlösungslehre im ganzen biblischen Sinne des Worts, an die sich denn alle übrige seligmachende Wahrheit folgerecht und von selber anschließt; oder auch: das ehrwürdige reine apostolische Symbolum. Und weil dieß letzte und die Erlösungslehre die Grundlage aller Kirchen blieb, die diesen Namen verdienten, so ist der Beweis geführt, daß die Einheit im Nothwendigen allerwärts gesetzlich vorhanden ist. Was ferner das Weltsystem des Copernicus betrifft, so haben unzählige glaubige, verständige und gelehrte Menschen bey dessen thetischer Annahme nie daran gedacht, Folgerungen daraus zu ziehen, wodurch das Evange-

lium erschüttert werden könnte. Waren sie hierin kurzsichtig, so ist das Aeußerste was daraus fließt eben das, was geschehen ist, nämlich daß sich Einwürfe daraus herleiten lassen. Nun ist es die Aufgabe einer erleuchteten Kirche, nicht ein wissenschaftliches Resultat, welches thetisch zu werden nicht mehr gehindert werden kann, zu verdammen, auch nicht die Philosophie von der Theologie zu scheiden und abzudämmen, da sie ihr nur um so gefährlicher werden muß, und es außer der christlich-theologischen oder mit der heil. Schrift übereinstimmenden gar keine wahre Philosophie gibt; sondern zu zeigen, daß wenn auch jenes Zweifelhafte wahr wäre, das Dogma dadurch nicht den mindesten Schaden leiden, vielmehr sich höher verklären würde. Der Streit ist hier nicht gegen das Ergebniß an sich, sondern gegen die irrigen Consequenzen zu führen; sonst wird der Wachsthum in aller Erkenntniß, diese wichtige theologische Pflicht, aufgehoben. Die Forschung ist nie zu hemmen, wohl aber ihre Anwendung zurechtzuleiten. Der Verf. verwickelt sich in beständige Widersprüche, die wir hier nicht weiter zu erörtern nöthig haben, und sieht dagegen Widersprüche wo keine sind. Er sagt unter andern: »Das heilige Officium — wußte sehr wohl, daß niemals eine Zeit kommen könne, wo die Be-

hauptung des gemeinen Menschenverstandes und der heiligen Schrift, daß die Erde still stehe, und die entgegengesetzte des Galilei, daß sie sich bewege, als Wahrheit desselben Sinnes, derselben *Wissenschaft*, desselben Systems mit einander bestehen würden, sondern daß das auf dem Felsen dieser Erde und dieser irdischen Denkweise gegründete und erbaute Evangelium nothwendig zur bloßen Wahrscheinlichkeit herabsinkt, in wie fern die Hypothese, daß sich die Erde bewegt, zur thetischen und absoluten Wahrheit erhoben wird." — Wenn der Verf. von *irdischer* Denkweise redet, so versteht er die sinnliche Vorstellungsart. Wir läugnen aber seinen Satz vom nothwendigen Herabsinken des Evangeliums, das nur scheinbar auf das scheinbare System gegründet ist, ganz bestimmt, und sehen die Zeit, wo die zweyerley Ansichten zusammen ausgeglichen sind, wenn sie noch nie zuvor dagewesen wäre, wenigstens für uns als jetzt vorhanden an. Wir haben ein Recht zu *dieser* doppelten Behauptung, denn wir haben oben *und* in den angeführten frühern Aufsätzen die Ausgleichung zweyer Systeme zu einem, jedem denkenden Verstande faßlich nachgewiesen; und sollte es uns als Kühnheit ausgelegt werden, zu fordern, daß hierin Jedermann mit unsern Augen sehe, so dürfen wir doch versichern,

daß wenn die Kopernikanische Weltordnung für Andre ein Stein des Anstoßes und eine Mutter von Zweifeln, ja ein Strick des Unglaubens geworden, sie, die nun einmal nicht mehr aus der Welt zu verdrängen ist, uns persönlich, in Folge der oben dargelegten Einsicht, zur Befestigung, Erhöhung und Verklärung unsers christlichen Glaubens dient. Wir wünschten zu wissen, welche wahre oder auch nur wahrscheinliche wissenschaftliche Entdeckung den Felsen Christus untergraben könnte. Man gebrauche sie recht, so wird sie ihm ein neuer Schmuck.

Wir wollen noch kurz unser astronomisches Glaubensbekenntniß wiederholen. Für uns hienieden ruht die Erde fest im Mittelpunkt des sichtbaren Weltraums, und ist von sieben Wandersternen (einschließlich der Sonne und des Monds) umringt, welche sich täglich mit dem ganzen Himmel um sie herumbewegen, und von so merklichem Einfluß auf sie sind, daß nur sie und keine andre mehr vorhanden zu seyn scheinen. Sie sind für uns Lichterscheinungen, gleich den Fixsternen, welche ebenfalls nach Verhältniß des Aspects eine gewisse Kraft auf die Erde äußern. Dieser sinnlichen Erfahrung unabbrüchig, verhält sich auf einem höhern mathematischen Standpunkt die Wahrheit also. Die Sonne ruht im Mittelpunkt des nä-

hern Weltensystems, von dem wir einen Theil ausmachen; um sie wandern, einschließlich unserer Erde, elf Planeten, zum Theil von Monden begleitet, und wie es scheint, keine mehr. *) Die sonnenahen sind die dichtern, die sonnefernen oder äußersten die weniger dichten Körper unter ihnen, oder: ihre Dichtigkeiten stehen im umgekehrten Verhältniß ihrer Entfernungen von der Sonne. Unser ganzes Sonnensystem ist das körperlichste des Weltalls. Unsere Erde, gewissermaßen in der Mitte, ist der *wichtigste* Planet, wo das wichtigste Geschöpf, der *Mensch wohnt*, mit ihm jetzt in der Verdorbenheit, künftig in höchster Verherrlichung. Die Fixsterne sind höhere Sonnen als die unsrige ist, haben keine solche grobmaterielle Trabanten wie sie, wenden sich zum Theil um oder mit ihres Gleichen herum, sind in höherer Reinheit ebenfalls verschieden specificirt, und zwar nach der Siebenzahl, die sich in unserm Weltsystem kund gibt, und sind umgeben mit einem ungleich angehäuften Lichtnebel, in welchem neue *Sterne* ihrer Art entstehen auch wieder verschwinden können. Die Kometen sind wahrscheinlich vergängliche Körper, wenn gleich einige davon mehrere Umläufe um die

---

*) Vg. Schuberts Kosmologie S. 269.

Sonne halten, ehe sie sich wieder verzehren. *) Alle Himmelskörper ohne Ausnahme können von Geschöpfen bewohnt seyn, die ihrer Natur gleichen. Jenseits des ungemessenen Fixsternenraums beginnt die uns unsichtbare und unbegreifliche Welt höherer Wesen und Kräfte, durch welche das Leben von Gott auf alles Innere oder Niedere im Raum herabströmt. Unserm Sonnensystem, vermuthlich auch dem Fixsternhimmel, steht eine Verwandlung bevor. Christus ist von unserer Erde aus durch alle jene Himmel in das Unsichtbare eingegangen, wobey aber, als bey einer Begebenheit höherer Natur, keine menschliche Vorstellung von Zeit und Raum zureicht. Das Weitere sehe man in den angeführten Abhandlungen.

---

*) S. Piazzi bey Schubert S. 329. Vg. Jud. V. 13. u. das. d. Anmerk.

# XI.

## Die Namen Gottes.

---

Die göttliche Weisheit hat sich in Räthseln ausgesprochen, die am übelsten verstanden worden sind von der Zeit an, wo man ihre Urkunden, dem alten und neuen Israel gegeben, wie gemeines Menschenwort behandelt hat. Man hat auch an den ältesten Werken der Völker nur die Aussenseite angesehen, und sie um nichts besser begriffen. Daneben erwachte der Gedanke von Zusammensetzung, von späterer willkührlichen Redaction der alten schriftlichen Denkmahle. Wo man auf den ersten Anblick Zusammenhang vermißte, oder Verschiedenheit in Ideen, Styl und Bildern witterte, da schmeichelte es dem Scharfsinn, Bruchwerk mit Kütt und Fugen zu entdecken, und die einzelnen Stücke weit auseinander zu werfen. Die überlieferten Namen der Verfasser wurden dabey sehr

zweifelhaft; man ließ einem jeden noch so viel Eigenthum, als man für gut hielt; das Uebrige fiel Ungekannten anheim. Weil glaubhafte Nachrichten melden, daß der Tyrann Pisistratus und sein Sohn Hipparch zu Athen die Homerischen Lieder gesammelt, und es nicht unmöglich wäre, daß sie erst damals, d. i. nach 300jähriger mündlichen Aufbewahrung durch die Homeriden, Rhapsoden oder Sänger, vollständig niedergeschrieben worden, welches ihrer reinen Ueberlieferung im Ganzen wenig Abbruch thut: so wurde nach und nach Alles, die Anordnung der beyden Werke, aus denen die Aöden einzelne Gesänge vortrugen, ihre ursprüngliche planmäßige Ganzheit, und ob sie einem oder mehrern Homeren ihr Daseyn verdanken, ungewiß. Der Verfasser der Ilias sollte ein andrer als der der Odyssee seyn, wofür in Sprache, Geist und Mythologie Beweise gesucht wurden, und jedes Werk wieder Verschiedenen zugehörig seyn. So möglich auch dieses wäre, so ist doch erstlich Ein Homer, als Vater dieses epischen Lieds, nicht zu läugnen; daß er aber der Dichter beyder ganzen Cyklen ist, ebenfalls möglich, da andre Dichter weit mehr, denn diese achtundvierzig Rhapsodien an Umfang betragen, und mit weit größerer innern Verschiedenheit hervorgebracht haben, und das Concipi-

ren ins eigne und das Dictiren ins fremde Gedächtniß die Aufzeichnung vertreten konnte, jedoch Homer ebensowohl geschrieben haben mag, als sein Zeitgenosse Salomo und die ihm bekannten Aegypter; überdem ein solcher Genius eher bey Einem als bey Mehrern vorausgesetzt werden kann, und für die Homeriden, seine Schüler, noch andre Werke übrig bleiben, deren einige, wie die Batrachomyomachie und die Hymnen, uns zwar auch unter seinem Namen, aber vermuthlich mit wenigerm Recht, aufbehalten sind. Wir müssen uns also in Absicht jener *Hauptwerke* bis auf bessern Beweis bey der Ueberlieferung des *Alterthums* beruhigen, das, obgleich der Zeit des Ursprungs näher, nirgends Unglaubliches in der authentischen Aufbewahrung fand.

Weit wichtiger und unangemessener war es, daß man in Israel, wo seit Moses geschrieben wurde, auch nur zusammengereihte Bruchstücke sah. Keines von den größern Bibelbüchern blieb ganz, während weder die Rabbinenschule, noch das Neue *Testament*, unsere Entscheidungsquelle für Exegese *und* Kritik, die Bücher des alten Kanons zerreißt. Auch die Mosaischen Schriften suchte man zu zersplittern, besonders die vordersten Capitel der Genesis. Eine auffallende Erscheinung bot sich dar: in dem ersten derselben heißt

Gott allerwärts Elohim; im zweyten kommt er zum ersten Mal vor unter dem Namen Jehova Elohim (insgemein Gott der Herr übersetzt). Also hatte der Verfasser des ersten Capitels einen Gott, welcher Elohim hieß, und der des zweyten auch seinen eigenen. Leicht fanden sich Verschiedenheiten der Schreibart und Begriffe hinzu, sogar eine zweyte Erzählung von der Menschenschöpfung; und so entstanden in der Meinung der Kritiker zwey verschiedene Urkunden, von dem unbekannten Redactor des Pentateuchs an dessen Spitze gestellt: eine Urkunde Elohim von C. 1, — 2, 3. und eine Urkunde Jehova, C. 2, 4 ff., letztere beginnend mit den wie ein Anfang lautenden Worten: »Dieses ist die Geburt von Himmel und Erde« ꝛc.

Wenn aus Antrieb des heiligen Geistes Moses zwey väterliche Urkunden, gleichsam wie zwey Thorsäulen, an den Eingang seines Geschichtwerks stellte, so hatten deren Urheber auch den Geist der Wahrheit. Er kann aber auch selbst beyde mit weiser Absicht verfaßt und an einander gereihet haben. Die Kritiker haben nach äußern Gründen geurtheilt; wir fragen, ob es keinen innern Grund, besonders der Namensverschiedenheit, geben möge.

Name ist Bezeichnung der Eigenschaft; in wel-

cher Eigenschaft Gott erkannt wird oder handelt, in solcher wird er auch benannt. Er selber führt uns bey der Berufung Mosis darauf; er sprach zu ihm (2 Mos. 6, 2. 3): »Ich bin der Herr (Jehova). Und bin erschienen Abraham, Isaak und Jakob als der allmächtige Gott (El schaddai); aber nach meinem Namen Herr (Jehova) bin ich ihnen nicht offenbar worden.» Da andre Stellen es wahrscheinlich machen, daß die alten Patriarchen schon vor der Sündfluth den hochheiligen Namen Jehova (den man aus Ehrfurcht gewöhnlich durch Adonai, d. i. Herr im höchsten Sinn, ausspricht) an sich selbst gekannt, und die angeführten Worte nicht lauten wie in der alten Lutherischen Uebersetzung: »aber mein Name Herr ist ihnen nicht offenbaret worden», sondern buchstäblich also: »und (aber, betreffend oder in Bezug auf) meinen Namen Herr, bin ich ihnen nicht bekannt geworden»; so ist der Sinn wohl kein anderer, als daß er die Bedeutung dieses Namens ihnen nicht mit der That bewiesen habe, wie er sie nun dem Israel ewig beweisen wolle. Früher, wo er diesen Namen erklärt (C. 3, 14. 15), heißt es: »Gott sprach zu Mose: Ich werde seyn, der ich seyn werde (Ejeh-ascher-ejeh). Und sprach: Also sollst du zu den Kindern Israel sagen: Ich werde seyn (Ejeh), der hat

mich zu euch gesandt. Und Gott sprach weiter zu Mose: Also sollst du zu den Kindern Israel sagen: Der Herr (Jehova), eurer Väter Gott, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs, hat mich zu euch gesandt. Das ist mein Name ewiglich, dabey man mein gedenken soll (eigentlich: und dieß ist mein Gedächtniß) für und für.» Der Name bedeutet mithin den Ewigen, den Unveränderlichen, daher Treuen und Wahrhaftigen, der sein gegebenes Wort erfüllt. In der ersten Stelle (C. 6), wo der Herr erklärt, daß er den Patriarchen nach diesem seinem Namen sich nicht kund gethan habe, setzt er hinzu: »Doch (gleichwohl) habe ich meinen Bund mit ihnen aufgerichtet, ihnen zu geben das Land Canaan, das Land ihrer Wallfahrt, darin sie Fremdlinge gewesen sind. Auch (ebensowohl) habe ich gehöret die Wehklage der Kinder Israel, welche die Aegypter zum fröhnen zwingen; und habe an meinen Bund gedacht. Darum sage den Kindern Israel: Ich bin der Herr (Jehova), und will euch ausführen von den Lasten Aegyptens — — — und will euch bringen in das Land, darüber ich habe meine Hand gehoben, daß ichs gäbe Abraham, Isaak und Jakob; das will ich euch geben zu eigen, Ich der Herr.» Daß hier prophetisch zugleich das ewige Kanaan dem Israel Got-

tes versprochen wird, lassen wir bey Seite, und bemerken nur, wie sich in diesen Worten der angegebene Sinn von V. 3: »nach *meinem Namen* Jehova bin ich ihnen nicht offenbar geworden,» bestätigt. »Diese Alle,» sagt der Brief an die Hebräer (C. 11, 13), »sind gestorben im Glauben, und haben die Verheissungen nicht empfangen, sondern sie von ferne gesehen und gegrüßet, und bekannt, daß sie Gäste und Fremdlinge auf Erden sind.»

Fragen wir aber näher, was denn der Gott ist, welcher sich nennt: Ich werde seyn, der ich seyn werde, und: Ich werde seyn, mithin das ewige Wesen, das unendliche Seyn (daher auch sicher kein bloßer Nationalgötze), fragen wir nach seiner Grundeigenschaft: so sagt uns die Schrift, und zwar nach gekommenem Evangelium: »Gott ist die Liebe.» Verdeckt liegt noch im alten Bunde dieser Sinn in dem Namen Jehova; es ist der Name der Gnade, die stets wieder hervorscheint, und ewig währet, wenn die andre *Haupteigenschaft* Gottes ihre Wirkungen vollendet hat. *Nämlich* die Liebe, Gottes Wesen, theilt sich in zwey Kräfte: Gnade und Wahrheit oder Gerechtigkeit; beyde sind aus derselben Wurzel der Liebe, indem diese das Geliebte richtet, reinigt, bessert und sich verähnlicht zu seinem

Glück. Und obgleich Liebe und Gnade für einerley gelten können, so sind sie doch in so fern verschieden; in Gott äußert sich die Liebe als Gnade nicht ohne Gerechtigkeit, Gerechtigkeit nicht ohne Gnade, beyde aber fließen aus der Liebe, und in ihr wieder zusammen. Daher kommt nun der sonst unerklärbare Doppelname: Gott der Herr, oder vielmehr Herr-Gott: Jehova Elohim. Der erste von beyden wird vorangesetzt, als dem Grundwesen des Ewigen, der Liebe, näher, gleichsinnig mit ihr; der andre erklärt die Gnade als gerecht, wahrhaftig und mächtig. Nämlich El, Eloah, und dessen sonderbarer Plural Elohim, der mit dem Singular des Zeitworts construirt wird, d. h. die mehrzahlige, die dreyeinige Gottheit, diese Namen enthalten den Begriff der Stärke, der Allmacht, der Furchtbarkeit und des Rechts. Elohim sind in allgemeiner und niederer Bedeutung Götter, Mächtige, Richter. Der höchsten Gottheit kommt dieser Name vorzugsweise zu, wiewohl ihn auch Geschöpfe führen; der allerheiligste Name Jehova ist ihr ausschließlich eigen. Dieser unmittheilbare Name, mit Elohim verbunden, also der Ewige-Mächtige, ist der vollständige Titel des höchsten Wesens nach Gnade und Kraft, Gnade und Recht, Gnade und Wahrheit; die Wahrheit gehört

aber im Sinn der Treue oder Beständigkeit sowohl der Gnade, als im Sinn des Ernstes und der Festigkeit dem Recht und der Macht zu. Es sind dieses Alles unscheidbare Eigenschaften, einander durchdringend, nur Seiten oder Pole Eines Prädicats.

Hiernach beurtheile man den Gebrauch der Namen Gottes in einzelnen Stellen. Daß in der Schöpfungsgeschichte Gott anfangs nicht Jehova, sondern Elohim, d. i. die Mächtigen, die Richter, genannt wird, ist nicht eine Bezeichnung von Untergöttern, durch die er geschaffen hätte, noch weniger die für sich allein geschaffen hätten; dem widerspricht der durchgängige Singular des Zeitworts. Sondern Elohim ist hier, wie in so viel andern Stellen, der Ewige selbst; aber als mächtiger Richter, welcher die abgefallene und zum Chaos verfinsterte erste Schöpfung im Raum unsers Sonnensystems, die Geistwelt des großen Lichtengels und seiner Heere, mit Gerechtigkeit richtete, und durch seine Allmacht zur nachherigen neuen Ordnung umwandelte. Die Verwirrung aus dem Fall der Geister stand im Zorn; durch die Schöpfung der Sinnenwelt erwies Gott wiederum seine Barmherzigkeit, jedoch mit Macht und Recht gepaart. Nach vollendeter Weltschöpfung tritt daher zum ersten Mal der Doppelname Jehova-Elohim

hervor; im 2ten Capitel wendet sich Moses unter summarischer Wiederholung und mit besondern Rücksichten zur Erde und zum Menschen, als dem vorzüglichen Gegenstand und Beweis der Erbarmung Gottes, die sich auch bey des Menschen Fall noch in dem heiligen Namen ausspricht, wie in der Verheissung des Wiederbringers (C. 3, 15), während Satan (V. 1. 3. 5) nur den Namen seines gewaltigen Richters, Elohim, zu nennen vermag. Für das Menschengeschlecht ist forthin Gott noch immer Jehova-Elohim, und wird auch in alle Ewigkeit ebenderselbe bleiben. Allein wenn alle Gerechtigkeit erfüllt ist, daß der Name der Macht von dem Namen der Gnade gleichsam verschlungen werden kann, und die Liebe ihren vollständigen Sieg feyert, als allein übrig ohne Gegensatz: dann wird geschehen was der Prophet verkündigt (Sacharj. 14, 9): »Zu der Zeit wird Jehova nur Einer seyn, und sein Name nur Einer.” Im Buch Hiob (das man auch ganz vergeblich hat zerreissen wollen) heißt Gott mehrentheils Eloah, nicht bloß darum, weil Hiob von Geburt nicht aus Israel ist, sondern auch, weil er den Allmächtigen in Schreckniß, als Richter erfährt. Sobald aber Hiobs Schicksal sich wendet, so erscheint wieder der Gnadenname Jehova, und zwar allein (C. 38, 1. C. 39,

31. 33. wo dazwischen V. 32 der Allmächtige, Schaddai, in Bezug auf Hiobs vorherigen Zustand und Reden steht; C. 40, 1. C. 42, 1. 7. 9. 10. 11. 12), wie auch im Anfang des Buchs, indem für den frommen Mann auch der Richter insgeheim nur lauter Gnade ist.

Wer unsere Deutung des Gebrauchs göttlicher Namen für Willkühr oder Grübeley hält, versteht in der That nichts von den Tiefen des biblischen Worts. Es ist grüblerischer, die Einheit zu zerschneiden, als sie zurechtzulegen. Das Verfahren der sogenannten höhern Kritik ist gemein, oberflächlich und einbilderisch in allen Fällen, wo nicht ihre Anwendung durch die Unmöglichkeit besserer Erklärung geboten, vielmehr Unglaube und Neuerungssucht ihre Triebfeder ist. Abgeneigt zu streiten, setzen wir dieß hinzu, damit man wisse, wir könnten es. Die Jünglinge aber warnen wir; denn es ist nichts eitler und betrüglicher als das Conjecturiren, das Trennen und Absprechen von Schriften.

Wir fahren noch weiter fort, und sagen, in Uebereinstimmung mit alten und weisen Erklärern, auch mit dem N. Testament selbst, Jehova, sey im alten Bunde mehrentheils der Sohn, und der Doppelname Jehova-Elohim bezeichne eben so

viel als Kyrios-Pneuma (2 Kor. 3), Sohn und Geist, die beyden Offenbarungen des Vaters, oder damit man uns nicht verketzere, die beyden faßlichern Offenbarungen der dreyeinigen Gottheit, vereinigt. Beyde sind beydes, und doch jedes für sich, wie Gnade und Wahrheit sich auch in einander verschlingen. Der Geist des Worts ist der mächtige Richter, der die Schöpfung neu erbaute; er ist es, der Herzen und Nieren prüft; er verwaltet sein Richteramt in der Natur und im Gewissen; in einer Stelle, welche die Ausleger viel beschäftigt hat (1 Mos. 6, 3), sagt der Herr: »Die Menschen werden sich meinen Geist nimmermehr strafen lassen; denn sie sind Fleisch;« und bey Johannes heißt es (C. 16, 8): »Wenn derselbige kommt, der wird die Welt strafen.« Persönlich aber richtet der Herr, und zwar als verklärter Menschensohn. Beyder Gericht aber ist, wie anders es auch aussehe, Gnade, Treue, ewige Erbarmung.

Es ist schon früher bemerkt worden, daß uns die wahre alte Aussprache des hochheiligen Namens nicht unzweifelhaft bekannt ist. Seine Vocalpunkte in den masoretischen Bibeln (e-o-a) sind auch die von Adonai, und selbst von Eloah, die in der lebendigen Aussprache seine Stelle vertreten konnten; dahin könnte die Punktirung der Masora weisen. Einige wollten

ihn Jeh'veh (so viel als: Er wird seyn), *Andre* Jahoh sprechen, welches letztere eine Griechische Form des höchsten Gottesnamens (*Ιαω*) für sich hat; noch Andre sprachen ihn schon im Alterthum *anders*. *) Die Aussprache Jehova (mittlere Sylbe lang) erlaubt die Analyse in drey Zeiten: Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit; hievon liegen die charakteristischen Merkmahle darin.

Der Name Elohim bezeichnet manchmal vornehme oder gewaltige Menschen, Edle *und* Richter, welche hiernach gradezu Götter heissen (z. B. 2 Mos. 21, 6 ꝛc.); in anderm Betracht aber wird er dem Menschlichen oder Adamischen entgegengesetzt. Die heidnischen Götter heissen so, besonders auch gute höhere Wesen außer dem Menschen, Engel und Geister. Die Bibel selbst nennt sie Götter; diese Benennung ist daher, je nach dem Sinn, den man damit verbindet, nicht unanständig, auch die Vielgötterey als objective Thatsache keine Lüge, sondern *nur* die Unkunde von dem höchsten Gott ein *Uebel*, welchem jedoch viele Heiden weniger unterworfen waren, als man insgemein annimmt. Der Apostel sagt:

---

*) S. Jablonski Panth. Aeg. lib. 2. cap. 6. §. 5. u. die von ihm citirten Schriftsteller, auch Gesenius im Wörterbuch.

»Und wiewohl da sind, die Götter genannt werden, es sey im Himmel oder auf Erden; wie denn viel Götter und viel Herren sind: so haben Wir doch nur Einen Gott, den Vater, von welchem alle Dinge sind, und wir zu ihm; und Einen Herrn, Jesum Christ, durch welchen alle Dinge sind, und wir durch ihn« (1 Kor. 8, 5. 6). Der Monotheismus der Weisern verband sich daher öfters mit dem Polytheismus des Volks, und zwar auf mehrerley Weise, die aber überall gröblich ausartete; das höchste Wesen wurde über den Unterwesen oder leeren Sinnbildern vergessen. Dazu kommt noch eine Benennung: Söhne oder Kinder Gottes (b'ne' elohim), entgegengesetzt den Söhnen oder Kindern des Menschen oder Adams (b'ne' adam). Der Ausdruck Söhne oder Kinder bedeutet zuweilen so viel wie Geschlecht. Folglich sind Kinder Adams, Menschenkinder, so viel wie Menschen (Menschengeschlecht), der Plural des einfachen Worts Adam. Wird nun Elohim im höchsten Sinn verstanden, so sind Kinder Gottes (b'ne' Elohim) das, was das N. T. insonderheit also nennt: die frommen Glaubigen, die durch J. C. wiederum Gott zum Vater haben, göttlicher Natur theilhaftig werden, Menschen aus der neuen Geburt. Bedeutet aber Elohim

niedere Gottwesen, so sind Götterkinder so viel wie ein Plural von Elohim, Wesen göttlicher Art, Götter schlechthin. Aus dieser Verschiedenheit und auf der andern Seite Verwandtschaft der Begriffe desselben grammatischen Ausdrucks wird sich Manches erklären, das hier nicht weiter entwickelt werden kann. Adam heißt seit dem Fall der Mensch im irdischen Fleische, Elohim hat überall etwas Ueberirdisches; bösen Geistern aber als solchen kommt diese Benennung nirgends zu, höchstens nur als Gegenständen unwissender und verkehrter Anbetung, wo der Ausdruck diese letztere, nicht das Wesen des Gegenstandes berücksichtigt. Es sind daher auch die Söhne Gottes 1 Mos. 6 keine Teufel, auch keine Engel, auch keine Sethiten, sondern ein ganz andres Geschlecht, wovon wir nur aus der Sagengeschichte einige weitere Kunde haben.

---

Nach Abfassung dieses lernte der Herausgeber eine frühere Schrift eines Freundes über denselben Gegenstand kennen: Commentationes, quae ad theologiam pertinent, tres. Scripsit Car. Henr. Sack. Bonn. 1821, und daselbst die erste Abhandlung über den Gebrauch der Namen Elohim und Je-

hova in der Genesis. Er sagt ungefähr dieß: Die inspirirten Schriftsteller nennen zweyerley Namen Gottes, einen der die allgemeine Idee der Gottheit begreift, einen andern, der die Kraft (virtus) bezeichnet, womit sich Gott ihnen oder den Vätern offenbarte. Jenen haben auch die monotheistischen Heiden; es ist Elohim, dessen Wurzel im Arabischen Anbetung, Verehrung ausdrückt. Auch die mit der Gottheit verwandten Wesen konnten damit bezeichnet werden, Boten Gottes, Obrigkeiten. Er ist der Gott der Natur (El-schaddai). Der Name läßt untergeordnete Wesen als miteingreifend in der allgemeinen Idee göttlicher Machtwirkung zu. Hingegen der redende, der durch Wort sich besonders offenbarende Gott, der Gott der Väter des Offenbarungsvolks, ist Jehova, und beyde sind derselbe einige, wahrhaftige Gott. Diese Erklärung wird nun durch eine Reihe von Stellen scharfsinnig erwiesen. Sie ist richtig, wie nach vorstehendem Aufsatz von selbst einleuchtet, wird aber durch diesen vervollständigt erscheinen. Alle gegründete Wahrnehmungen ergänzen einander. Das Haus der Weisheit hat sieben Säulen, die einander helfen, aber nicht hindern. — Bey dieser Gelegenheit, wo wir den Namen als Bezeichnung der Eigenschaft betrachten, verdient noch be-

merkt zu werden, was besonders Vitringa (zu Jesaj. 9, 5. 6) ausgeführt hat, daß der öftere biblische Ausdruck heissen, genannt werden (wie ferner Luc. 1, 35. Matth. 5, 9 rc.) so viel bedeutet als: mit Recht genannt werden dürfen, zu heissen *verdienen*, seyn, und zwar mit kündlicher Offenbarung dieser Eigenschaft. Es liegt darin eine wahrhaftige Bezeichnung und Bestimmung von Seiten Gottes (vg. Jesaj. 43, 1. C. 45, 3), und ein lautes, überzeugtes Anerkenntniß von Seiten der Menschen. Wir sind aus übler Erfahrung geneigt, unter jenem Ausdruck etwas nur Scheinbares zu verstehen. »Man nennt ihn« — und »Er nennt sich« — ist öfters das Gegentheil vom wahren Namen. Aber Gottes Wort verhält sich umgekehrt gegen die Welt der Täuschung; seine Namen sind lebendiger Ausspruch dessen, was ein Gegenstand im Wesen ist; und aus eben dem Grunde, nämlich um uns diesen Unterschied vorzuhalten, wird der Ausdruck heissen, wo wir seyn sagen würden, gebraucht. Bey Gott und nach Gottes Willen heissen, ist nicht nur eben so *viel*, sondern sogar mehr denn seyn; *es ist des Seyns Enthüllung.*

## XII.

# Die Heiligenbilder.

Es ist etwas Schönes um die Heiligenbilder. Hierunter verstehen wir aber nicht, was gewöhnlich so heißt. Zwar wenn man sich mit Kunstwerken umgeben will, so ist es nützlicher, den Gekreuzigten und seine Nachfolger zur Gesellschaft in der Einsamkeit zu nehmen, und die Besuchenden durch den Anblick an sie zu erinnern, als leere oder lüsterne Gestalten aufzustellen, welche das Eitle in uns nähren, oder zur Sünde reizen. Ein gutes Heiligenbild ist eine stumme Predigt. Aus den Kirchen hat man die Bilder zu einer gewissen Zeit hinausgewiesen, als ihr Daseyn zur Abgötterey verführte; ihr weiser Gebrauch kann aber einen Betort zum angemessensten Schmuck und zur erbaulichsten Erinnerung für diejenigen gereichen, welche durch gesunde Lehre gewöhnt sind, Gott allein anzubeten. Wir haben keinen Befehl, die Kunst zu verbannen; ist sie nun da, so diene sie dem Heiligthum lieber als einem nur sinnlichen Zweck, und wirke so zur geistlichen Erhebung der Gemüther und zur

wahren christlichen Bildung. Das Gebot, welches einigen schüchternen Herzen als Bedenklichkeit vortritt: »Du sollst dir kein Bild noch irgend ein Gleichniß machen« ꝛc. erhält seine wahre Bestimmung durch die folgenden Worte: »Bete sie nicht an, und diene ihnen nicht.« Außerdem wäre jede Abbildung irgend eines Gegenstandes untersagt, und Moses und Salomo hätten schwer dagegen verbrochen. Aaron machte ein goldenes Rind, und Jerobeam deren zwey, und war eine Sünde; Salomo machte zwölf Rinder, und war eine Gerechtigkeit. Die Heiligenbilder sind übrigens entbehrlich, und sind ein Mittelding, dessen Werth von der Anwendung abhängt.

Aber von geschnitzten und gemalten Bildern reden wir eigentlich nicht, sondern um es mit Einem Wort zu sagen, von den Lebensbeschreibungen wahrer Heiligen und Frommen, in denen sich die mancherley Gnadengaben Gottes, durch den Glauben an Jesum ihnen zugeeignet, als in reizenden Vorbildern darstellen. Solche Beyspiele des Glaubens und Wandels zeigen den Christus in uns, und belehren anschaulich durch die *That* über eine würdige Nachfolge des Heilandes und über das rechte Suchen Gottes und seiner Gerechtigkeit. Nicht *alle* Heilige können uns in allen Stücken Muster seyn, es im

Einzelnen genau zu halten wie sie; unsere Lage, Verhältnisse und Pflichten sind oft von den ihrigen verschieden, wie die ihrigen auch unter ihnen selbst; sogar finden sich Seltsamkeiten bey ihnen, die uns nicht zur Nachahmung, manchmal wohl gar zur Vermeidung gesagt seyn mögen. Aber das Gemeinsame, das allgemein Gute, der Geist ihres Lebens und Handelns, muß uns eigen werden, wollen wir anders Theil haben an dem Reich, in das sie nun als Ueberwinder entrückt sind. So versteht es sich also, daß das Unwesentliche an ihnen, von dem sich freylich unsere kindische Sinnlichkeit oft am meisten angezogen fühlt, uns nicht Muster seyn soll; so versteht es sich ebenfalls, daß das allerheiligste Vorbild, an dem auch sie sich erbauten und stärkten, Jesus Christus bleibt, welcher uns allein genügen kann, wenn wir Auge genug haben, ihn zu erkennen und sein Beyspiel allerwärts anzuwenden. Weil er sich aber in seinen Heiligen und Glaubigen selber abgebildet hat, mannigfaltiger an Gestalt, mithin sichtbarer, näher, ergreiflicher, und zwar nicht bloß in denen, von welchen wir in der Bibel lesen, sondern auch in allen nachfolgenden, durch die ganze Zeit der christlichen Kirche, in welcher er seiner Verheissung gemäß wohnt, ohne Unterschied äußerlicher Kirchenformen: so ist dieses

gleichsam eine fortgesetzte Apostelgeschichte und eine fortdauernde lebendige Bilderschrift, woraus wir in Verbindung mit den übrigen Offenbarungen Gottes unendlichen Segen schöpfen können. *Wir* finden da, wie die Heiligen — so heissen im N. T. alle *wahre* Christen, und so verstehen wir auch hier dieses Wort — innerlich, wenn auch manchmal bey einem äußern Anlaß, zu einer gründlichen Bekehrung gezogen wurden, und ihr Sinn sich zu verneuern anfing, in dem Einen früher und wohl schon in der Kindheit, in dem Andern später, und nach manchen *Unordnungen* und Thorheiten. Es erwachte in ihnen eine mächtige Sehnsucht, aus dem Gefühl der Nichtigkeit der Welt und des ganzen sinnlichen Lebens, aus der Erkenntniß ihres eigenen Verderbens und der großen Liebenswürdigkeit Gottes entsprungen. Obgleich sie das Gute überall achteten, so fanden sie es doch nirgends wahrer und vollkommener als bey ihrem Erlöser, der sich selbst für sie dahingegeben, und in dessen trostreicher Gemeinschaft ihnen forthin allein wohl *war*. Sie nahmen ihn daher in allen Dingen, gleichviel was sie zu thun oder zu tragen hatten, zu ihrem alleinigen Lehrer und Führer; sie suchten ihn, als das lebendige Wort, in sich selber zu besitzen und seine Stimme zu hören, und übten sich immerdar in der

Gegenwart Gottes. Sie kämpften muthig den Kampf wider die Eigenliebe und alle sündliche Neigungen, sie litten freudig aus Liebe zu Gott, und waren vergnügt, unter dem Kreuze sich selbst verläugnen, Gehorsam, Geduld und Vertrauen bewahren zu dürfen. In die Leitung des Herrn ganz ergeben, wünschten sie nichts, als ihn immer gründlicher zu lieben, dienten mit aller Aufopferung, und liebten am brünstigsten ihre Feinde. Dafür wurden sie denn auch gleichsam voll Gottes ihres Heilandes, und sein Friede verließ sie nicht mehr. Dieses ganz praktische Christenthum, diese göttliche Wiedergeburt des Menschen, in ihren verschiedenen Aeußerungen, in verschiedenen Charakteren, Ständen, Aufgaben und Berufsbeschäftigungen, in Mann und Weib, Jung und Alt, in den überaus gesegneten Folgen auf Andre, in der heilvollsten Thätigkeit, und in diesem Allen den lebendigen Christus zu sehen und hochzuachten, sich daran zu spiegeln und dem nachzuahmen, dienen jene herrlichen Bilder und edelsten Legenden. Insbesondre sind zu empfehlen die in Basel und München erschienenen »Leben heiliger Seelen. Ein Auszug aus Gerhard Tersteegens auserlesenen Lebensbeschreibungen heiliger Seelen,« oder auch Tersteegens Originalwerk, und was der seel. Kanne dem Aehnliches geliefert hat.

# Bemerkung.

Die in der 1. Sammlung der Blätter f. h. W. S. 16 ff. gegebene Erklärung von der Stelle 1 Kön. 7, 20. welche der Herausgeber auch in seine Bibelübersetzung aufgenommen hat, bestätigt sich immer mehr. Säulenknäufe mit kleinern Knäufchen umgeben, welche »dicht am Bauch" anliegen, und aus denen der Hauptknauf gleichsam zusammengesetzt ist, sind in der Aegyptischen Architektur häufig, besonders an den alten Denkmählern von Nubien, welche Gau herausgegeben hat. Man sehe daselbst: 1. Lieferung, 4. Tafel, Fig. a. — 2. Lief. 7. Taf. Fig. B u. C. 8. Taf. 10. Taf. — 4. Lief. 22. Taf. — 5. Lief. 24. Taf. u. s. w. Damit vergleiche man in Denon's Werk Taf. 51. 54. 57. 59. 60. 61. wo die verschiedensten Säulenknäufe vorkommen, und das Werk der Expedition, z. B. A. Vol. I. pl. 55. 65 rc. Eine ähnliche Verzierung an einem Palästinischen oder Phönicischen Bauwerk, so wie überhaupt Verwandtschaft des Styls anzunehmen, hat bey der Nähe und dem Verkehr dieser Länder unter einander keine Schwierigkeit. Die mit der 1. Blättersammlung gelieferte Zeichnung bedarf ägyptisirt oder tyrisirt zu werden, welches nach obigen Mustern leicht seyn wird; sie sollte nur die Idee überhaupt andeuten.

# Inhalt.

Seite

I. Die Hieroglyphen. . . . . . . . . . . . . . . . . . 3

II. Wahrnehmungen einer Seherin. . . . . . . . 7

III. Die Genugthuung. . . . . . . . . . . . . . . . 137

IV. Aus der Vorschule für Aegyptische Hieroglyphik und Schrift. . . . . . . . . . . 152

V. Leitfaden zu einer künftigen Symbolik. . . . 243

VI. Lieder. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 282

VII. Zur Dreyeinigkeitslehre. . . . . . . . . . . 301

VIII. Die Spiegelung der Klarheit des Herrn. . . 315

IX. Schein und Wesen der Gemeinde. . . . . . 321

X. Die Bibel denkt heliocentrisch. . . . . . . . . 342

XI. Die Namen Gottes. . . . . . . . . . . . . . . 372

XII. Die Heiligenbilder. . . . . . . . . . . . . . 389

Bemerkung. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 394

Hb

## Druckfehler.

S. 142. Z. 2. nach Schuld setze ein Comma.
S. 177. Z. 8. l. Ainsi.
S. 216. Z. 13. l. Anaglyphen.
S. 237. Z. 13. l. sagt.
S. 242. Z. 13. l. 6.
S. 308. Z. 7. l. ihr.
S. 315. Z. 3. l. κατοπτρίζεσθαι.

### 7. Sammlung.

S. 166. Z. 14. l. erscheinen.
S. 171. Z. 5. 6. v. unt. l. erwarten.
S. 260. Z. 7. lösche uns aus.
S. 335. Z. 15. l. vom.

### 2. Sammlung.

S. 177. Z. 13. lies: Ungestüm, und richtet sich nach ꝛc.

Bayerische Staatsbibliothek München

15 38

n, Tel.

H
n. Tel. 47

n. Tel. 4

n. Tel. 47

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meyer, Johann Friedrich von, 1772-1849

Blätter für höhere Wahrheit

Bd.: 8

Frankfurt am Mayn 1827

Var. 341 o-8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10135680-6